ARCHIWUM
LEGIONÓW
i N. K. N.
Nr 13

# JOSEF PIŁSUDSKI

## ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE

ESSENER VERLAGSANSTALT G. M. B. H. ESSEN

# Josef Pilsudski

## Erinnerungen und Dokumente

Von Josef Pilsudski, dem Ersten Marschall von Polen,
persönlich autorisierte deutsche Gesamtausgabe
Mit einem Geleitwort von Ministerpräsident
**General Hermann Göring**

Band I

Der große Marschall
(Biographische Einleitung von Dr. W. Lipinski)

### Meine ersten Kämpfe

Nachwort von **Prof.** Dr. **von Arnim**
mit 2 Porträts, 1 Faksimile und 3 Karten

Band II

### Das Jahr 1920

(Mit der Abhandlung des bolschewistischen Generalissimus
M. Tuchatschewsky)
Vorwort von Reichskriegsminister
**Generaloberst von Blomberg**
Mit 1 Porträt, 1 Faksimile, 18 einfarbigen Skizzen und
8 mehrfarbigen Karten

Band III

### Militärische Vorlesungen

Vorwort von **Generalmajor von Rabenau**
Mit 1 Porträt und 1 Faksimile

Band IV

### Reden und Armeebefehle

Mit 1 Porträt und 1 Faksimile

Jeder Band in Ganzleinen geb. 8,50 RM.

Lieferung kann durch jede gute Buchhandlung erfolgen.

Verlangen Sie dort oder beim Verlag den Sonderprospekt

ESSENER VERLAGSANSTALT G. M. B. H. ESSEN

ARCHIWUM
M. KRAKOWA

13

leg. 1730

# JOSEF PIŁSUDSKI

## ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE

Von Josef Piłsudski, dem Ersten Marschall von Polen, persönlich autorisierte deutsche Gesamtausgabe

Ausgewählt, bearbeitet und redigiert von Major Dr. Wacław Lipiński vom Militär-historischen Büro in Warschau und Generalkonsul J. P. Kaczkowski

Mit einem Geleitwort von Ministerpräsident General HERMANN GÖRING

*Band IV*

## REDEN UND ARMEEBEFEHLE

Mit einem Porträt und einem Faksimile

ESSENER VERLAGSANSTALT / ESSEN

Aus dem Polnischen übertragen von Jean Paul d'Ardeschah

Entwurf des Einbandes: Hermann Schardt, Essen.
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1936 by Essener Verlagsanstalt G. m. b. H., Essen. Druck von Mänicke & Jahn KG., Rudolstadt in Thür. Printed in Germany. Verlagsnummer 5.

# Inhalt

Einleitung von Dr. W. Lipiński . . . . . 1

*

## Reden und Armeebefehle

I. Aus der Zeit des Weltkrieges (1914—1918) . . . . . 7
Ansprache an die Kaderkompanie . . . . . 9
Tagesbefehl nach dem Kampf bei Łowczówek . . . . . 10
Tagesbefehl nach der Schlacht bei Konary . . . . . 12
Tagesbefehl zum ersten Jahrestag des Krieges . . . . . 17
Tagesbefehl zu den Kämpfen in Wolhynien . . . . . 19
Tagesbefehl nach der Vereinigung der Brigade . . . . . 20
Tagesbefehl zum Tode des Leutnants Żuliński . . . . . 22
Tagesbefehl nach der Schlacht bei Kostiuchnówka . . . . . 23
Tagesbefehl zum zweiten Jahrestag des Krieges . . . . . 26
Vortrag über das Volksheer . . . . . 28
II. Aus der Zeit des Polnisch-Russischen Krieges (1918—1920) 35
Erster Armeebefehl an das polnische Heer . . . . . 37
Aufruf an die Bevölkerung zur Frage der deutschen Soldaten . . 38
Ansprache an die ehemaligen Legionäre und Mitglieder der Polnischen Militärischen Organisation . . . . . 39
Neujahrsbefehl 1919 . . . . . 42
Erklärung im Sejm über die Niederlegung des Amtes des Staatschefs 44
Armeebefehl nach der Eroberung von Wilno . . . . . 46
Ansprache bei der Eröffnung der Universität in Wilno . . . . 48
Ansprache in Krakau über die Vereinigung der polnischen Wehrmacht 51
Ansprache bei der Errichtung des Ordens „Virtuti Militari“ . . . 55
Aufruf an die Bevölkerung der Ukraine . . . . . 58
Ansprache in Winnica (Ukraine) . . . . . 61
Armeebefehl zur Beendigung des Krieges . . . . . 62
III. Aus der Zeit der Regierungsführung als Staatschef (1920 bis 1923) . . . . . 67
Rede in der Krakauer Universität . . . . . 69

Rede in Krakau nach dem Empfang des Doktordiploms . . . . 71
Armeebefehl zum 100. Todestag Napoleons . . . . . 80
Ansprache in Wilno . . . . . 82
Ansprache bei der ersten Legionärstagung in Krakau . . . . . 88
Ansprache bei der Sejmeröffnung . . . . . 107
Ansprache im Ministerratspräsidium . . . . . 110
IV. Aus der Zeit der Zurückgezogenheit in Sulejówek (1923 bis 1926) . . . . . 127
Abschied im Generalstab . . . . . 129
Ansprache im Hotel Bristol . . . . . 130
Vortrag zum zehnten Jahrestag der Legionen . . . . . 149
Ansprache zum Jahrestag der Rückkehr aus Magdeburg . . . . 176
V. Aus der Zeit nach dem Maiumsturz (1926—1930) . . . . 181
Armeebefehl nach dem Umsturz . . . . . 183
Aus den Tagen des Umsturzes . . . . . 186
Von der Rechten und der Linken in Polen . . . . . 196
Über parlamentarische Regierungen . . . . . 202
Ansprache an die Vertreter der Sejmparteien . . . . . 207
Ansprache auf der Legionärstagung in Kielce . . . . . 212
Rundfunkrede am 11. November 1926 . . . . . 217
Rede zu Ehren des Dichters Julius Słowacki . . . . . 225
Ansprache auf der Legionärstagung in Kalisz . . . . . 232
Ansprache auf der Legionärstagung in Wilno . . . . . 251
Der Boden des Auges . . . . . 267
Über die körperliche Ausbildung der Jugend . . . . . 283
Interviews über die Verfassungsreform . . . . . 289
Die Stellung des Staatspräsidenten in der neuen Verfassung . . . 354

*

Zur Aussprache . . . . . 365
Register . . . . . 365

Aufn. W. Pikiel, Warschau

Josef Piłsudski
bei einem offiziellen Empfang 1934

# Einleitung

von Dr. W. Lipiński

Die Reden und Armeebefehle Josef Piłsudskis, die in dem vorliegenden Bande enthalten sind, umfassen den Zeitraum seiner militärischen und politischen Tätigkeit von 1914 bis 1930. Die Herausgeber haben das Material in fünf, deutlich abgegrenzte Abschnitte nach den charakteristischen Perioden seiner Tätigkeit eingeteilt, die sich entweder im Rahmen chronologisch geschlossener Geschichtsereignisse abspielte oder aber vom Willen des Marschalls bestimmt wurde. Jeder dieser Abschnitte hat seine besonderen Eigenarten und Wesenszüge, jeder läßt sich als ein in sich geschlossenes Ganzes begreifen, das in Josef Piłsudskis unermüdlicher Tätigkeit für sein Land eine Etappe für sich bildet.

Der erste Abschnitt steht mit den Jahren des Weltkriegs im engsten Zusammenhang. Mit dem 6. August 1914 beginnt Piłsudskis Teilnahme am unheilvollen Weltbrand; nachdem er in Krakau die ihm unterstehenden Schützenorganisationen mobilisiert und aus ihnen fünf Infanteriebataillone gebildet hatte, marschiert er an ihrer Spitze in das Gebiet von Russisch-Polen ein und wendet die Bajonette seiner Soldaten gegen Rußland. Piłsudski wünscht, das Blut, welches er um Polens Unabhängigkeit vergießen muß, möge die im Volke schlummernden Kräfte wecken; er hofft, durch die Losung des bewaffneten Kampfes das Volk mitzureißen und in ihm den Glauben an eine notwendige Schicksalswende wachzurütteln, da für das Los der Polen der Besitz einer eigenen Wehrmacht von entscheidender Bedeutung sein müßte.

In dieser Kriegsarbeit, die Piłsudski begonnen hatte, sind seine Soldaten ihm eine Stütze; sie bringen ihm grenzenloses Vertrauen entgegen und umgeben ihn mit ihrer Liebe und rückhaltloser Hingabe. Darum wendet sich Piłsudski in diesem Zeitabschnitt am häufigsten an sie und begründet ihnen gegenüber die gefaßten Entschlüsse oder analysiert die gemeinsam erlebten Kämpfe mit dem Feind. Wenn er sich mit seinen Befehlen an seine Soldaten wendet, wenn er während des Weltkrieges Ansprachen hält oder Kundgebungen erläßt, so tritt Piłsudski entweder als militäri-

scher Organisator oder als Führer auf dem Schlachtfeld auf, oder aber als Politiker, der eine weitgespannte politische Aktion zugleich gegenüber Österreich und Deutschland wie auch seinen eigenen Volksgenossen gegenüber führt.

Von diesen drei Rollen ist die des Feldherrn die hervorragendste. Als Führer einer anfangs kleinen Abteilung, später einer gemischten Truppe, richtet er am häufigsten das Wort an die Soldaten, deren Schicksal mit dem seinigen auf Tod und Leben verbunden ist. Piłsudskis Brigade bildet in dieser Zeit nicht nur eine prachtvolle soldatische Gemeinschaft, sondern auch eine harmonische Familie, deren Brüderlichkeit täglich der Kriegstod unter ihnen fester knüpft. Aufopferung, Kampfesmut, Festigkeit und Ausdauer – diese seelischen Eigenschaften eines guten Soldaten sind der Leitstern für das Handeln dieser kleinen Truppe; die Klammer aber, die ihre militärischen Tugenden zusammenhält, ist die Ehre des polnischen Soldaten, die Piłsudski in seinen Befehlen zu wahren und über alles zu schätzen heißt. Alle Züge, die zum Verhältnis des Führers zu seinen Soldaten, des Erziehers zu seinen Schülern gehören, werden in Piłsudskis Armeebefehlen aus der Zeit des Weltkriegs vortrefflich bezeugt. In seiner breit angelegten politischen Arbeit, die darauf abzielt, im großen Kriegsspiel die polnischen Trümpfe möglichst vorteilhaft auszuspielen, steht der moralische Wert der Streitkräfte, die seine Soldaten darstellen, an erster und oberster Stelle.

Der zweite Abschnitt bildet ebenfalls ein in sich geschlossenes Ganzes. Er wird begrenzt einerseits durch die Rückkehr Piłsudskis aus der Festung Magdeburg und seine Übernahme der höchsten Militär- und Zivilgewalt im November 1918, andererseits aber durch den siegreichen Abschluß des zweijährigen Krieges gegen Rußland, der über Polens Ostgrenzen entscheidet. Aus dieser Zeit enthält dieser Band eine Anzahl von Armeebefehlen, die Piłsudski als Oberbefehlshaber an die ihm unterstehenden Truppen erließ, und von Reden, die er hielt, wenn es galt, als Staatschef wichtige, mit dem Krieg zusammenhängende Fragen zu entscheiden. Piłsudskis politische Pläne kommen hier in seiner Ansprache an die Bevölkerung von Wilno zum Ausdruck, die er nach der Einnahme dieser Stadt im April 1919 hielt, und in dem Aufruf an das ukrainische Volk vom Frühjahr 1920 aus der Zeit der Offensive gegen Kiew. In diesen Befehlen und Ansprachen erscheint Piłsudski als die eigentliche Schwungkraft des Rades der Geschichte, das in jener Zeit über Polen dahinrollt.

Neben der Wirksamkeit als militärischer Führer in dem damals ausgefochtenen Kriege schafft Piłsudski gleichzeitig die Grundlagen für den Staatsaufbau, indem er den Verfassunggebenden Sejm einberuft, in dessen Hände er sein Amt als Staatschef abgibt. Abermals mit dieser höchsten Würde bekleidet, bringt er im Oktober 1920 den Krieg mit Rußland zum Abschluß. Sein Armeebefehl zum Kriegsende überblickt die Ergebnisse der soldatischen Arbeit, der Piłsudski als Oberbefehlshaber das gab, was für den kriegführenden Soldaten das höchste Gut ist: den Sieg.

Den nächsten Abschnitt bilden wiederum zwei Jahre, die Zeit von 1921 bis 1923, in welcher Piłsudski nach dem Kriege sich der Arbeit widmet, die inneren Verhältnisse des Landes zu ordnen, das – von sechs Jahren Krieg auf dem eigenen Boden erschöpft – im Begriffe ist, die Grundlagen seines staatlichen Bestandes aufzubauen. Jetzt bereits der Erste Marschall von Polen, bleibt Piłsudski während dieser beiden Jahre Staatschef, bis entsprechend dem Geist der nun angenommenen Verfassung ein neuer Staatspräsident erwählt wird. Als Repräsentant des Staates ist er in dieser Zeit bemüht, zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt das zweckmäßige Verhältnis herauszubilden, was jedoch infolge der schlechten Gepflogenheiten der parlamentarischen Demokratie mit einem Mißerfolg endet. Nach dem tragischen Tode des Präsidenten Gabriel Narutowicz zieht sich Piłsudski vollständig aus dem staatlichen Leben nach seinem bescheidenen Landsitz Sulejówek bei Warschau zurück, von wo aus er eine eifrige Tätigkeit in Wort und Schrift beginnt; er warnt die politische Welt Polens vor jenen schädlichen Methoden des staatlichen Lebens, wie sie die parlamentarische Demokratie an den Tag legt, welche die Kraft des Staates schwächt und seine Energien zersplittert. Diese Jahre von 1923 bis zum Mai 1926 bilden den vierten, sehr charakteristischen und politisch bedeutungsvollen Abschnitt in Piłsudskis Tätigkeit seit dem Weltkrieg.

Der letzte Abschnitt beginnt im Mai 1926, als Piłsudski seine Einsamkeit in Sulejówek aufgibt und den siegreichen Staatsstreich durchführt. Von diesem Augenblick an wird er die entscheidende moralische Kraft des Staates. Im Laufe der folgenden vier Jahre wendet er nun seine Tatkraft unermüdlich daran, die Fundamente des staatlichen Daseins zu festigen, die vollziehende Gewalt zu stärken und die gesetzgebende Macht in den gebührenden Grenzen zu halten. Bei der Durchführung dieser Aufgaben ergreift der Marschall sehr häufig das Wort, schreibt Aufsätze

und gibt Interviews, in denen er die Wesensmerkmale der politischen Wirklichkeit in Polen einer Prüfung unterzieht und so auf die Bildung der öffentlichen Meinung in den wichtigsten staatlichen Fragen seinen Einfluß auszuüben sucht. Dieser Zeitabschnitt endet im Jahre 1930. Nachdem die vom Marschall vorgezeichneten Ziele und Aufgaben glücklich erfüllt waren, fand Piłsudski die Möglichkeit, sich den Fragen der auswärtigen Politik zu widmen, deren Lösung dem jungen Staat die bleibende Kraft nach außen sicherte.

# I

# Aus der Zeit des Weltkrieges

## (1914—1918)

## Ansprache an die Kaderkompanie

Krakau, 3. August 1914

*Bei der Zusammenfassung der Abteilungen der Schützenverbände und der Kameradschaften zu einer Kaderkompanie hielt Piłsudski in den Krakauer Oleandersälen die folgende Ansprache:*

I

Von jetzt ab gibt es weder Schützen- noch Feldkameradschaften. Alle, die Ihr hier versammelt seid, seid polnische Soldaten. Ich schaffe alle Abzeichen der besonderen Gruppen ab. Euer einziges Zeichen ist von nun an der weiße Adler. Solange Euch jedoch das neue Zeichen noch nicht ausgehändigt worden ist, befehle ich, daß Ihr Eure früheren Abzeichen untereinander austauscht, zum Sinnbild der völligen Einheit und Brüderlichkeit, die unter polnischen Soldaten herrschen soll. Mögen die Schützen an ihren Mützen die Kokarden der Kameradschaften befestigen, ihnen aber ihre Adlerabzeichen geben. Bald vielleicht werdet Ihr ins Feld ziehen, wo — wie ich hoffe — selbst der leiseste Schatten eines Unterschiedes zwischen Euch verschwinden wird.

II

Soldaten! . . . Eine Ehre sondergleichen ist Euch zuteil geworden. Ihr werdet als erste ins Königreich einrücken und die Grenze des von Rußland besetzten Teiles von Polen

als die führende Kolonne des polnischen Heeres überschreiten, welches auszieht, um das Vaterland zu befreien. Ihr seid alle gleich angesichts der Opfer, die Ihr bringen werdet. Ich bestimme keine Dienstgrade; ich befehle nur denjenigen unter Euch, welche die meiste Erfahrung besitzen, als Führer zu wirken. Dienstgrade werdet Ihr in den Schlachten erwerben. Jeder von Euch kann Offizier werden, wie jeder Offizier wieder zum Gemeinen werden kann, was nicht geschehen möge . . . Ich schaue auf Euch als auf die Kaders, aus denen sich die künftige polnische Armee bilden soll, und ich begrüße Euch als die erste Kaderkompanie.

## Tagesbefehl nach dem Kampf bei Łowczówek

3. Januar 1915

Soldaten!

Fünf Monate sind schon vergangen seit der Zeit, da Ihr mit dem eigenen Blute und dem Blute des Erbfeindes das Vorhandensein des polnischen Soldaten in seinem Vaterlande bezeichnet! Fünf Monate blutiger und schwerer Arbeit, die uns den Ruhm erlesener Truppen eingebracht hat.

Von fünftausend Mann, die in meiner Abteilung waren, sind tausend gefallen oder in den Kämpfen verwundet worden; sie haben vor der Welt ein Zeugnis dafür abgelegt, daß für die Ehre, zu unserer Soldatengemeinschaft zu gehören, reichlich mit Blut gezahlt werden muß. Heil ihnen allen und Ruhm, die Erinnerung an sie möge unserem Herzen für immer nahe bleiben!

Wir aber wollen bereit sein zu weiteren Kämpfen und Gefechten, aus denen wir — nach meiner festen Überzeu-

gung — wenn auch vielleicht an Zahl vermindert, so doch stets in Ehren hervorzugehen wissen werden.

An der Neige des vergangenen Jahres habt Ihr während meiner Abwesenheit den blutigsten und schwersten Kampf mit überlegenen feindlichen Kräften ausgefochten, den wir bisher zu bestehen hatten. Ihr habt Euch dabei neuen Ruhm erworben und neuen Lorbeer in den Ehrenkranz des polnischen Soldaten geflochten. Im Namen der Sache, der wir dienen, danke ich Euch allen für diese Arbeit. Ich bin stolz, Waffengefährten, daß ich Euer Führer bin; ich bin stolz über meine Verlegenheit, angesichts der Tatsache, daß ich zur Erwähnung der Ruhmreichsten in meinem Tagesbefehl erst suchen muß, um bei den Tüchtigen und Mutigen solche Taten zu finden, die für sie nicht alltäglich sind.

Vor allem verdient der Stabschef Oberstleutnant Sosnkowski, unter dessen Leitung Ihr gekämpft habt, besondere Anerkennung; er hat hier abermals seine hohen kriegerischen Gaben bewiesen.

Oberleutnant Burchardt hat mit seinem Bataillon drei Reihen mit Stacheldraht gesicherter Schützengräben erobert und den Feind in Verwirrung gebracht.

Leutnant Ścierzyński hat mit acht Mann hundert feindliche Soldaten in den Schützengräben gefangen genommen.

Leutnant Bartnowski ist trotz einer schmerzhaften Kieferwunde in den Kampfreihen geblieben und hat seine Kompanie weiter befehligt.

Unteroffizier Świderski brachte an der Spitze einer aus neun Mann bestehenden Patrouille einen russischen Obersten und 28 Mann zurück, die er in einem noch vom Feinde besetzten Dorf ergriff.

Den erwähnten Offizieren und Soldaten spreche ich für solche Beispiele soldatischer Tapferkeit und Geschicklich-

keit, für die sie in diesem Kampfe Beweise gegeben haben, im Namen der Abteilung Dank und Anerkennung aus.

Josef Piłsudski,
Kommandant.

## Tagesbefehl nach der Schlacht bei Konary

Konary, 5. Juni 1915

Soldaten!

Unsere mehrtägigen Kämpfe bei Konary waren für uns schmerzlich, nicht nur wegen der zahlreichen Verluste, die wir nacheinander erlitten, sondern auch deswegen, weil wir weder Schulter an Schulter kämpften noch uns der Kampfergebnisse in unserem Soldatenherzen freuen konnten.

Da wir vom Beginn dieser Kämpfe an in der Divisionsreserve waren, haben wir das häufige Schicksal der Reserven teilen müssen: wir wurden auf weitem Raum verstreut und mußten die einzelnen Frontabschnitte stützen.

Die schwerste und unangenehmste Aufgabe wurde den Bataillonen III und V zuteil, welche den am meisten bedrohten Abschnitt besetzt hielten. Mit Stolz muß ich das Verhalten des erprobten III. Bataillons hervorheben, welches im schweren Kampf und Durcheinander eine Zeitlang die einzige festgefügte Gruppe auf der breiten Front war. Das III. Bataillon hat sich unter moralisch allerschwersten Bedingungen heldenhaft gehalten und jeden seiner Schritte reichlich mit eigenem und feindlichem Blut gezeichnet. Mit diesem Tagesbefehl spreche ich allen Offizieren und Soldaten des Bataillons im Namen der ganzen Abteilung

tiefe Dankbarkeit für den gelieferten Beweis aus, daß der polnische Soldat unter den schwersten Umständen, wenn er auch den Kampf nicht gewinnen kann, seine Ehre zu verteidigen weiß.

Unter bedeutend glücklicheren Verhältnissen kämpfte das 2. Regiment, das durch das Los nicht in Teile zerrissen war. Das I. Bataillon dieses Regiments (das frühere IV.) erreichte bei dem Angriff auf die Chaussee von Opatów als erstes die feindlichen Schützengräben, bemächtigte sich der Maschinengewehre und machte zahlreiche Gefangene; das II. Bataillon lieferte bei dem mißlungenen Angriff auf Przepiórów einen Beweis unerschütterlicher moralischer Kraft, indem es fast fünfzehn Stunden in außergewöhnlich starkem und sehr nahem feindlichen Feuer seinen Platz behauptete und sich erst auf einen entsprechenden Befehl hin zurückzog.

Das I. Bataillon des 1. Regiments harrte bei dem Angriff bei Przepiórów gemeinsam mit dem II. Bataillon auf seinem Posten aus, bis es zurückgenommen wurde, und nahm darauf bei dem schneidigen Angriff auf Kamieniec mehrere hundert Mann gefangen.

Die Kämpfe, die wir beendet haben, um einstweilen verhältnismäßig in Ruhe zu bleiben, werden in unserem Gemüt tiefe Spuren hinterlassen. Sie waren für uns eine ausgezeichnete Schule, gerade weil sie mehr als andere von uns forderten. Fast jeder Offizier und Soldat lernte, sein Tun dem Tun der Umgebung anzupassen, und lieferte gleichzeitig den Beweis, daß es für einen guten Soldaten keine Lage gibt, aus der er nicht mit Ehren hervorgehen könnte.

Aus der Menge von Heldentaten, die durch einzelne Soldaten während dieser hinsichtlich des Glücks veränder-

lichen Kämpfe vollbracht wurden, will ich in meinem Befehl nur diejenigen erwähnen, welche besondere Beachtung verdienen.

1. Major Śmigły-Rydz nahm eine Aufgabe auf sich, die zumeist weder seinem Dienstgrad noch seinen Fähigkeiten entsprach. Er hat dabei nicht nur in seiner moralisch äußerst unangenehmen Stellung ausgeharrt, sondern bei den Kämpfen um das Wäldchen von Koziniec sich erneut als außergewöhnlich mutig und in allergrößter Gefahr gelassen erwiesen. Vor allem dem Major schreibe ich es zu, daß das III. Bataillon bei der Erfüllung seiner Aufgabe standgehalten hat, welche die moralischen Kräfte eines Durchschnittssoldaten bei weitem übertraf.

2. Der Leutnant Sigismund Żarski-Radoński vom III. Bataillon hat im Kampf um das Wäldchen von Koziniec ungewöhnliche soldatische Tapferkeit und Gewissenhaftigkeit bewiesen, als er mit seinem Zug und später als Vertreter des verwundeten Kompanieführers in einer völlig ungedeckten Stellung unter dem nahen Höllenfeuer der Maschinengewehre einer offenbaren feindlichen Übermacht standhielt. Mitten im feindlichen Feuer trug er selber die Munition in der Schützenlinie aus und verteilte sie unter die Soldaten. Er blieb auf seinem Posten, bis er eine schwere Kopfwunde erhielt.

3. Leutnant Dorobczyński vom III. Bataillon führte seinen Zug im stärksten Feuer zu einem Gegenangriff auf den Feind, der sich bereits stark eingegraben hatte. Er eroberte den Schützengraben und machte 84 Soldaten und einen Offizier zu Gefangenen.

4. Leutnant Tunguz-Zawiślak vom I. (früheren IV.) Bataillon des 2. Regiments richtete beim Angriff auf Swojków als Zugführer am rechten Flügel diesen aus eigenem

Antrieb gegen die russischen Maschinengewehre, welche das angreifende Bataillon von der Flanke her beschossen. Er riß die unter seinem Kommando stehenden Soldaten mit und überfiel als erster die russischen Schützengräben; dabei nahm er ein paar Dutzend Soldaten gefangen und zwei Maschinengewehre.

5. Leutnant Kołodziejski vom VI. Bataillon wurde nachts auf Vorposten von einer ganzen Kompanie russischer Grenadiere überfallen. Durch die Explosion einer Granate dutzendfach verwundet, führte er dennoch seinen Posten durch einen mutigen Bajonettangriff zu seinem Bataillon zurück.

6. Sergeant Georg Dańko vom I. Bataillon nahm beim Angriff auf Przepiórów am 23. Mai, als er sich mit seiner Sektion ganz vorne befand, durch einen raschen Bajonettangriff einen Offizier, den Kommandanten des Erkundungsdienstes, und einen Soldaten gefangen. Am 26. Mai schlich er sich mit fünfzehn Mann bei Kamieniec an die russischen Schützengräben und forderte, ohne seine geringe Stärke zu verraten, den Feind auf, die Waffen zu strecken. Als jedoch der russische Kompanieführer aus dem Schützengraben auf ihn schoß, ließ er das Häuflein seiner Soldaten eine Salve gegen den Schützengraben abfeuern mit dem Erfolg, daß sich der Feind, ein Offizier und 150 Mann stark, ihm ergab.

7. Die Unteroffiziere Bronisław Bernhardt und Stanisław Wiśniowski, beide vom III. Bataillon, führten mit dem oben erwähnten Leutnant Dorobczyński ihren Zug in einem wütenden Angriff unerschrocken gegen die feindlichen Schützengräben. Beide erlitten den Tod der Tapferen, fast schon am Ziel ihres Angriffs, ehe sich die Russen ergaben.

8. Der Sergeant Sigismund Brzozowski vom II. Bataillon

des 2. Regiments und die Gemeinen Marian Jagoszewski und Michael Urbanowicz nahmen als Patrouille, nachdem die Russen bei Płączkowice die Front durchbrochen hatten, in Wola Konarska zu dritt 58 russische Soldaten gefangen, die im Begriff waren, die zurückweichende Front des 8. Regiments zu verfolgen.

9. Stanisław Albin, Gemeiner aus dem V. Bataillon, blieb am 21. Mai beim Rückzug seines Bataillons allein im Schützengraben zurück, ohne den Abmarsch der anderen bemerkt zu haben. Unter dem Kreuzfeuer grub er sich zur Deckung gegen zwei Seiten ein, und als sich ihm eine feindliche Streife aus 7 Mann näherte, zwang er sie, die Waffen zu strecken, indem er sie aus nächster Nähe beschoß. Trotz feindlichen Feuers brachte er die Gefangenen zu seinem Regimentskommando.

10. Jan Lachor, Gemeiner desselben V. Bataillons, deckte beim Rückzug aus Kozinek als letzter den Rückmarsch seiner Kameraden mit treffsicheren Schüssen. Nachdem er völlig abgeschnitten war, versteckte er sich in einer Kartoffelgrube, um sich nach 24 Stunden, die er ohne jede Nahrung verbrachte, wieder zu seiner Truppe zurückzuschleichen.

Schließlich muß ich mit Genugtuung den Sanitätern der Kompanie Dank und Anerkennung ausdrücken. Ohne auf das scharfe feindliche Feuer zu achten, versahen sie überall ihren schweren Dienst und bezahlten ebenso wie die anderen Soldaten ihre Schuldigkeit dem Vaterlande gegenüber mit dem eigenen Blut. Besonders danke ich den Sanitätern des VI. Bataillons Kasimir Muszyński, Artur Bielohlawek und Anton Siemiginiewski für den außergewöhnlichen Heldenmut, mit dem sie von der Front vor den feindlichen Schützengräben den leider bereits toten Körper des allge-

mein geschätzten und geliebten Hauptmanns Franz Grudziński bargen.

Dieser Befehl ist in allen Kompanien, Eskadronen, Batterien, Maschinengewehrabteilungen und militärischen Dienststellen der mir unterstellten Truppen zu verlesen.

Josef Piłsudski.

## Tagesbefehl zum ersten Jahrestag des Krieges

Ożarów bei Lubartów, 5. August 1915

Soldaten!

Vor einem Jahre habe ich mit einem Häuflein schlecht bewaffneter und ungenügend ausgerüsteter Menschen den Krieg begonnen. Die ganze Welt stand damals auf zum Kampf. Ich wollte nicht gestatten, daß in einer Zeit, da auf dem lebendigen Körper unseres Vaterlandes neue Grenzen von Reichen und Völkern ausgehauen wurden, nur die Polen dabei fehlen sollten; daß auf den Schalen des Schicksals, die uns zu Häupten schwankten, auf den Schalen, auf denen hingeschleuderte Schwerter lagen, das polnische Schwert fehlen sollte.

Daß unser Schwert klein war und nicht eines zwanzigmillionenköpfigen Volkes würdig, ist nicht unsere Schuld. Hinter uns stand nicht das Volk, das nicht den Mut hatte, den gewaltigen Ereignissen ins Auge zu schauen, und das erwartete, in passiver Neutralität von irgendwoher Garantien für sein Dasein zu erhalten.

Soldaten! Ihr seid meinem Befehl ohne Zaudern gefolgt, ohne Euch einen Augenblick zu bedenken, daß Euer Schicksal vielleicht jenem der vielen früheren Generationen polnischer Soldaten ähnlich sein würde. Ihr seid gegan-

gen, wenn schon nicht das Glück des Vaterlandes, so doch wenigstens seine Ehre zu verteidigen.

Ein Jahr ist verflossen. Eine Art Soldat hat sich herausgebildet, die Polen bisher nicht kannte. Nicht Bravour, nicht soldatischer Firlefanz ist unser Merkmal, sondern diese seltsame Ruhe und dieses Gleichgewicht im Tun, ungeachtet aller Widerstände, die uns begegnen. Aus einem jungen Burschen wird in unserem Lebenskreis sehr schnell ein ruhiger, gewiegter, alter Soldat, der auf eine lange, mühevolle Arbeit vorbereitet ist und nicht wie Strohfeuer beim ersten besten Kampf verbrennt.

Soldaten und Waffengefährten! Ein Jahr schwerer Arbeit ist verflossen. Einer so schweren und mit so vielen Hemmungen beschwerten Arbeit, daß man sich wundern muß, wenn man sie in Betracht zieht, daß wir noch bestehen, daß nicht schon längst die heimatlichen Wälder über uns ihre Trauerlieder flüstern, über uns polnische Soldaten des großen Krieges von 1914/15.

Auch jetzt sind wir, wie vor einem Jahr, nur Polens Kriegsavantgarde, auch seine sittliche Avantgarde, die die Fähigkeit besitzt, alles aufs Spiel zu setzen, wenn ein solches Wagnis notwendig ist.

Soldaten! Heute, nach einem Jahr Krieg und Mühen, tut es mir leid, daß ich Euch nicht zu großen Siegen beglückwünschen kann; aber ich bin stolz darauf, daß ich Euch heute mit mehr Zuversicht als vor einem Jahr wie einst zurufen kann: Vorwärts, Jungens! Auf Tod oder Leben, auf Sieg oder Niederlage, geht hin, Polen mit kriegerischen Taten zur Auferstehung zu wecken!

J. Piłsudski.

# Tagesbefehl zu den Kämpfen in Wolhynien

Wald bei Kołki, 25. Oktober 1915

Soldaten!

Die letzten Tage brachten uns, den polnischen Soldaten, großen Ruhm. Wir haben über einen übermächtigen Feind den Sieg errungen, in einem Kampf unter den schwersten Bedingungen. Durch vieltägige Arbeit bei Tag und bei Nacht an einer langgestreckten Front übermüdet, von der Kälte und den erschöpfenden Streifzügen durch Wälder und Sümpfe arg mitgenommen, leistete der Soldat nicht nur dem zahlenmäßig überlegenen Feinde Widerstand; er folgte ihm auch nach einem Ringen, das die ganze Nacht hindurch andauerte, und brachte dem flüchtenden Gegner bei der Verfolgung neue Streiche bei, erschreckte und zermürbte ihn durch einen plötzlichen, unerwarteten Überfall. Mit diesem letzten Kampf habt Ihr, Soldaten, noch einmal alle davon überzeugt, was der polnische Soldat ist. Mit Freude kann ich das von unserer Arbeit feststellen, auf Grund zahlreicher Belobigungen, Danksagungen und schmeichelhafter Erwähnungen, die ich aus Anlaß dieser schweren, von uns durchlebten Tage erhielt. Ich danke Euch allen im Namen der Sache, für die wir kämpfen. Vor allem aber meinen nächsten Mitarbeitern: Oberstleutnant Roja und Major Berbecki, die ich ununterbrochen bei der Verteidigung der Stellung und bei der Vorbereitung des Angriffs am Werk sah. Major Wyrwa-Furgalski und Hauptmann Bończa-Uzdowski spreche ich meine Anerkennung dafür aus, wie tapfer und energisch jener den Gegenangriff und dieser die Erkundung des auf dem Rückzug befindlichen Feindes führte. Ich benutze diese Gelegenheit,

um den Offizieren und Soldaten des I. Bataillons des 2. Regiments meinen Dank auszusprechen, besonders aber dem Hauptmann Sław Zwierzyński, der am 1. Oktober 1915 bei Stowygoroż Geschütze und Maschinengewehre wegnahm — eine glänzende Waffentat, die allgemeinen Beifall gefunden hat.

Dieser Befehl ist in allen Kompanien, Schwadronen und Dienststellen der mir unterstellten Truppen zu verlesen.

J. Piłsudski.

## Tagesbefehl nach der Vereinigung der Brigade

Dezember 1915

Soldaten!

Nach anderthalbmonatiger Trennung hat sich die Abteilung, die zu führen ich die Ehre habe, wieder zu einem Ganzen vereinigt. Ich fühlte es, wie Euch allen das Herz freudig schlug, ich sah es, wie aus Euren Augen die Freude leuchtete, als die einen die Klänge der Musik der nahenden Regimenter vernahmen und die anderen sich beeilten, um die bekannten Gesichter der alten Waffengefährten wiederzusehen.

Wir sind wieder beieinander, stark durch unsere Verbundenheit, mächtig durch gemeinsame Arbeit, die im freundschaftlichen, herzlich brüderlichen Kreise vonstatten geht. Wir brauchen nicht mehr um das Schicksal und den Ruhm der getrennten Abteilungen zu bangen, und wir wissen, daß wir in unserer Gemeinschaft, in unserem harmonischen Kreise selbst die schwersten Lasten tragen können.

Soldaten! Von den beiden Teilen der Brigade fiel die schwerere Aufgabe demjenigen zu, welcher nicht unter

meinem Kommando stand. Erbitterte Kämpfe, schwierige moralische und körperliche Bedingungen — all das bedrängte die Häupter der tapferen Soldaten und drohte ihre Widerstandskraft zu brechen. Es war mir schwer, daran zu denken, daß diese Mühsale und äußeren Kämpfe ohne mich zu bestehen waren, daß ich ihnen in keiner Hinsicht helfen konnte und nicht imstande war, Ängste und Kümmernisse, Arbeit und Leid mit ihnen zu teilen. Dezimiert sind sie zurückgekehrt; aber sie tragen dasselbe Merkmal der Soldaten der I. Brigade, denen Tod und Wunden wohl bekannt sind, die aber nicht wissen, was Ehrlosigkeit ist, die wie die sprichwörtliche alte Garde sterben können, aber sich nicht ergeben. Im Namen der Sache, der wir dienen, danke ich ihnen dafür.

Besonders danke ich dem Obersten Rydz-Śmigły, dem die Aufgabe zufiel, unter den schwersten Umständen die Brigade anzuführen, für seine Willenskraft und seine Festigkeit, die er in diesen Augenblicken erwiesen hat, für den Ruhm, mit dem er uns durch die Einnahme von Jabłonka und Kukla schmückte.

Soldaten! Noch manch harten Strauß, manch schwierigen Kampf haben wir zu bestehen. Ich bin überzeugt, daß wir einander verbunden und durch Einheit stark aus ihnen stets unserer ruhmreichen Vergangenheit würdig hervorgehen werden.

Der Befehl ist in den Kompanien, Schwadronen, Batterien und allen Dienststellen der mir unterstellten Truppen zu verlesen.

J. Piłsudski.

# Tagesbefehl zum Tode des Leutnants Żuliński

Kołki am Styr, 29. November 1915

Soldaten!

Am denkwürdigen 29. November, an dem Tage, da das Herz des polnischen Soldaten höher schlägt beim Gedanken an den Augenblick, als unsere Ahnen in Warschau um der Freiheit des Vaterlandes willen zu den Waffen griffen, möchte ich Eurem Gedächtnis den Namen unseres Kameraden einprägen, der würdig ist, neben den von uns verehrten Helden der Vergangenheit zu stehen. Ich spreche von dem vor einem Monat an einer schweren Verwundung gestorbenen Leutnant Thaddäus Żuliński.

Im Oktober des vergangenen Jahres entsandte ich ihn nach Warschau, das damals noch von den Russen besetzt war, damit er dort die Kriegsvorbereitungen leite. Während wir mit der Waffe in der Hand die Genugtuung des offenen Kampfes gegen den Feind hatten, im lustigen Kameradenkreis beim Biwakieren unsere Sorgen vergaßen, und wenn auch schließlich der Tod oder eine schwere Verwundung uns traf, wir es im Kampfgewühl, beim Pfeifen der Kugeln und in Freundesnähe erlebten, war es mit ihm anders. Dort in Warschau, von einem Netz von Spionen und von Einflüsterungen der Schwäche umgeben, ohne allen Glanz des äußeren Soldatenlebens, den einsamen Tod in einem Gefängnisverließ oder inmitten der Schergen vor Augen, harrte Leutnant Żuliński viele Monate auf seinem Posten aus, der in diesem Kriege der schwerste und darum auch der ehrenvollste war. Er wandelte in den Spuren der Väter und Vorfahren, die heimlich, in den schweren Fesseln einer unterirdischen Verschwörung die Waffen gegen

den Überwinder bereiteten. Seine und seiner Kameraden Arbeit hat in unserem Kampf ihre traditionelle Verbindung mit jenem besonderen polnischen Krieg gefunden, wie ihn unsere Vorväter zu führen hatten, aus deren Geist auch wir herstammen, wir polnische Soldaten dieser Zeit.

Soldaten! Ich fordere Euch auf, dem Kommandanten einer Abteilung polnischer Kämpfer in Warschau und im russischen Teilgebiet im Jahre 1915 Eure Ehrenbezeugung zu erweisen.

Dieser Befehl soll in den Kompanien, Schwadronen, Batterien und Dienststellen der Brigade verlesen werden. Bei den Truppenteilen, die sich nicht in den Schützengräben befinden, sollen die Chargen beim Vorlesen der letzten Worte des Kommandanten: „Ehre dem Andenken des Leutnants Żuliński!" salutieren. Im VI. Bataillon, bei dem Leutnant Żuliński in der letzten Zeit Dienst tat, ist der Befehl dem ganzen Bataillon vorzulesen. Eine Abschrift des Befehls soll der Familie des Leutnants Żuliński übersandt werden.

Piłsudski,
Brigadier.

## Tagesbefehl nach der Schlacht bei Kostiuchnówka

Czeremoszno, 11. Juli 1916

Soldaten!

Die schwersten unserer bisherigen Kämpfe haben wir in den letzten Tagen durchgemacht. Ein wütendes Artilleriefeuer, das mit einer uns bisher unbekannten Macht auf unsere Schützengräben gerichtet war, Massenangriffe des

Feindes, Durchbrüche mit aufgepflanztem Seitengewehr durch die feindlichen Infanteriereihen, gewaltige russische Kavallerieattacken und schließlich ein Rückzug unter außerordentlich schweren Bedingungen —: das alles haben wir im Laufe einiger Tage erlebt. Trotz blutigen und schweren Opfern, die wir brachten, zogen wir uns aus unserer jeweiligen Stellung erst dann zurück, wenn wir fast umzingelt waren; stets verließen wir das Kampffeld als die letzten und leisteten überall an unserer Front der Übermacht neuen Widerstand.

Ich bin stolz auf die Haltung der I. Brigade in diesen Kämpfen bei Kostiuchnówka und glaube, ein jeder von uns hat in diesen Tagen, wie es einem echten und rechten Soldaten gebührt, viel Erfahrung und Belehrung erhalten, da er so viel ihm neue Dinge gesehen und an so verschiedenen neuen Kampfarten teilgenommen hat. Nach ein paar Tagen eines solchen Kampfes wird der Rekrut zum alten Haudegen, der genug Erlebnisse gesammelt hat, an die er zurückdenken kann, und genug Stoff, um andere zu unterweisen. Die schwersten Kampfhandlungen mußte diesmal das 2. Regiment meiner Brigade ausführen, das „Draufgänger"-Regiment Berbeckis. Das Regiment verlor seinen Führer, der schwer verwundet wurde, beide Bataillonskommandeure und mehr als die Hälfte der Offiziere, die getötet und verwundet wurden; fast die Hälfte der Soldaten bezahlten ihre Schuldigkeit dem Vaterland und der Soldatenehre mit ihrem Herzblut — und trotz alledem verließ das Regiment, in seinem Bestande vermindert, wohl physisch, aber nicht moralisch erschöpft den Kampfplatz.

Wenn auch die Kämpfe des Regiments Berbeckis und des VI. Bataillons des Hauptmanns Kukiel vom 4., 5. und 6. Juli in meiner Erinnerung um des schweren und schmerz-

lichen Verlustes der besten Kampfgefährten willen als Tage der Trauer bleiben werden, so müssen sie dennoch zu den ruhmreichsten gezählt werden, welche die Brigade erlebt hat. Dankbar gedenke ich der Offiziere und Soldaten für ihr mutiges Werk und die Festigkeit ihres Geistes!

Unser schmerzlichster Verlust ist der Tod des Majors Wyrwa-Furgalski, der so viel zu unserem Ruhm beigetragen hat, so viele Soldaten erzog und gar manchen, der den Kopf hängen ließ, durch seinen Humor und seine Mannhaftigkeit aufzurichten wußte. Er war einer unserer besten Offiziere.

Ehre seinem Andenken!

Die ruhmreichsten Waffentaten dieser Tage sind der Gegenangriff der 8. Kompanie des Regiments Berbeckis auf den Polnischen Berg und die Abwehr eines Massensturms der russischen Kavallerie durch die Bataillone des Majors Fleszar (insbesondere durch das VI. Bataillon des Hauptmanns Kukiel). Jener wurde am Abend des 4. Juli von Leutnant Myszkowski mit außerordentlicher Bravour und vortrefflichem Erfolg durchgeführt und rettete den Obersten Berbecki vor Vernichtung. Die Rückeroberung des Polnischen Berges, den der Feind unseren Nachbarn von der rechten Flanke entrissen hatte, verzögerte um einen ganzen Tag die endgültige Räumung der Stellung Kostiuchnówka—Wołczeck, was die Abteilungen südlich von uns rettete. Die zweite Tat, die am 6. Juli unter Führung des Majors Fleszar vom V. und besonders vom VI. Bataillon durchgeführt wurde, bot dem Feinde in einem besonders kritischen Augenblick Halt, als alles ringsumher im Zurückfluten war und die Kavallerie in Massen gegen unsere Front geworfen wurde. Die Abwehr dieser Angriffe und die Verdrängung der Infanterie aus dem Vorfeld, welche

von der linken Flanke in unsere Stellungen einzudringen suchte, gestattete der ganzen Brigade, sich in Ruhe zurückzuziehen, fast anderthalb Stunden nachdem die anderen Abteilungen ihren Rückzug begonnen hatten. Darauf wagte der Feind lange nicht, uns zu verfolgen. In hervorragender Weise hat dazu Major Brzoza beigetragen, der bis zum Ende, fast schon mitten in der Schützenlinie das Feuer der Batterie leitete.

Ich danke den Offizieren und Soldaten des Regiments Berbecki und den beiden Bataillonen des Majors Fleszar für die mutige Arbeit und das Heldentum, das sie in diesen Kämpfen an den Tag legten.

J. Piłsudski.

## Tagesbefehl zum zweiten Jahrestag des Krieges

Kolonie Dubniaki, 6. August 1916

Soldaten!

Zwei Jahre sind seit dem unserem Herzen denkwürdigen Datum des 6. August 1914 verflossen, da wir auf polnischem Boden mit unseren Händen das lange vergessene Banner der polnischen Wehrmacht aufrichteten, die sich zum Kampfe stellte, um das Vaterland zu verteidigen. Als ich damals als Euer Führer ins Feld zog, war ich mir der gewaltigen Hemmungen bewußt, die sich uns in den Weg stellten. Als ich Euch aus den Mauern Krakaus führte, das zu Eurer Kraft kein Vertrauen hatte, als ich mit Euch in die Städte und Städtchen des Königreichs einzog, sah ich immer die Erscheinung vor mir, die aus den Gräbern der Väter und Vorväter emporstieg: die Erscheinung des Soldaten ohne Vaterland.

Sollen wir als solche in die Geschichte eingehen? Werden wir nur

„das kurze Weinen der Frauen und die langen nächtlichen Erzählungen der Landsleute"

hinterlassen? Die Zukunft wird es erweisen. Wir, die wir mitten im Kampf stehen, haben einen Schatz zu verteidigen, den wir zweifellos errungen haben. In schweren Kämpfen, unter blutigen Opfern haben die Soldaten aller Brigaden dem feindlichen Schicksal das entrissen, was wir noch nicht besaßen, als wir in den Krieg hinauszogen: die Ehre des polnischen Soldaten, dessen Schlagkraft und innere Disziplin heute schon nirgends mehr angezweifelt wird.

Solange ich Euer Führer bin, werde ich bis in den Tod und ohne ein Opfer zu scheuen, das verteidigen, was unser Eigentum ist und was wir unseren Nachfolgern ganz und unangetastet hinterlassen müssen: unsere Ehre als polnische Soldaten. Das verlange ich auch von Euch, Soldaten, mit ganzer Strenge. Im Feuer auf dem Schlachtfeld oder im Zusammenleben mit der Umgebung soll sich der Offizier und der Soldat so verhalten, daß er mit keiner Handlung die Ehre des Soldatenrocks, den er trägt, die Ehre der Fahne, die uns vereint, gefährdet. Dafür müssen blutige und unblutige Opfer gebracht werden. Zwei Jahre sind verflossen! Die Schicksale unseres Vaterlandes liegen noch auf der Waagschale. Ich darf Euch und mir wünschen, daß mein nächster Befehl zu unserem Jahrestag dem freien polnischen Soldaten auf freiem polnischen Boden vorgelesen werden kann.

Der Befehl ist in allen Kompanien, Schwadronen, Batterien und Dienststellen der Truppe zu verlesen.

J. Piłsudski.

# Vortrag über das Volksheer

Warschau, 16. März 1917

*Zu dem Provisorischen Staatsrat, welcher durch eine Verordnung des deutschen und des österreichischen Generalgouverneurs von Polen am 6. Dezember 1916 ins Leben gerufen wurde, gehörte Piłsudski als eines der zehn Mitglieder, welche aus dem österreichischen Okkupationsgebiet ernannt worden waren.*

*Einer von der Abteilung für innere Verwaltung einberufenen allgemeinen Landesversammlung erstattete Piłsudski das nachstehende Referat:*

Meine Herren! Ich werde zu Ihnen über eine Angelegenheit von außergewöhnlichem Gewicht sprechen, an welche Polen lange Zeit nicht denken wollte: über das Volksheer. Wenn ich diese beiden Worte — Volk und Heer — verbinde, so will ich damit sagen, daß ein solches Heer nicht nur einen Soldaten, sondern auch ein Volk erfordert. Der Begriff des Volksheeres entstand in zwei Staaten: in Deutschland und in Frankreich. Es ist für uns interessant und lehrreich, die Umstände zu betrachten, unter denen dieser Begriff entstanden ist. Die Bildung von Volksheeren im neuzeitlichen Sinne war früheren Jahrhunderten unbekannt. Das Volksheer in dem Sinne, wie es der moderne Mensch auffasst, ist in Frankreich und in Deutschland unter Bedingungen geboren worden, welche an diejenigen erinnern, in denen wir uns jetzt befinden. Unter feindlicher Gewalt zerbrach damals die Einrichtung der Armee, Frankreich und Deutschland erzitterten unter den Tritten des Eroberers. Es schien, als wären alle Möglichkeiten verloren. Das Volk wartete auf die endgültige Niederlage. Doch siehe

da, durch das Wunder des Volkswillens schaffen diese beiden Staaten neue Grundlagen für eine Wehrmacht und für große Volksheere, welche die ganze Welt durcheilen und die Aufmerksamkeit der Welt auf ihre siegreichen Fahnen lenken. Dort gab es ein Volk, das schöpferisch bilden wollte, das nicht zugrunde gehen wollte, ein Volk mit dem Willen zum Siege in diesem schweren Ringen. So läßt Frankreich eine große Wehrmacht entstehen. Die große französische Armee siegt nicht nur und wirft den Feind über die Landesgrenzen, sondern sie durchquert auch ganz Europa.

Die Deutschen aber, die Napoleon erdrückt hatte, hämmern in ihren Innern zu stahlharter Wirklichkeit den Willen, den Feind zu zerbrechen und die Kraft zu erringen, welche das Volk befreien soll.

Damit eine Armee ein Volksheer sei, ist ein Volk nötig, das einen Willen hat, das zu wollen weiß und sein Wollen in die Tat umzusetzen versteht. Das Volksheer bedarf eines Volkes, es bedarf aber auch des Soldaten. Der moderne Soldat geht aus der allgemeinen Wehrpflicht hervor. Ob reich, ob arm — ein jeder muß dem Vaterland seine Schuldigkeit bezahlen. Wie für ein Volk die Schule notwendig ist, so ist es auch unerläßlich, daß die Jugend durch den Militärdienst hindurchgeht. Erst die Schule und der Militärdienst zusammen machen den Menschen reif, geben ihm die Möglichkeit, alle seine Bürgerpflichten zu erfüllen. Die moderne Wehrmacht kann nur auf der Grundlage des allgemeinen Militärdienstes geschaffen werden. Ein jeder muß dazu herangezogen werden, nur so besitzt jede Familie einen Soldaten und jeder Soldat eine Familie im Vaterland.

Die zweite unerläßliche Bedingung für den modernen Soldaten ist das Vorhandensein einer eigenen Regierung, welche dem Soldaten ihre Befehle erteilt.

Ich will mich auf meine Erinnerungen berufen. Unser heutiges Geschlecht gehört zu denjenigen, die als Nachgeborene des Jahres 1863 betrachtet werden müssen. Der polnische Soldat kann nur im kindlichen Herzen und Denken ein Obdach finden. Damals, als wir fünf, sechs Jahre alt waren und noch nicht zum Verständnis des wahren Soldaten reif, fand der Soldat in dieser unerfahrenen, jungen Gedankenwelt sein Obdach. Überall anders war der Begriff des Soldaten so gründlich aus dem Denken und der Erinnerung der Polen ausgetilgt worden, daß ich in der ganzen Welt keine Volksgemeinschaft kenne, die so bürgerlich wäre wie die polnische. Alle Beschäftigungen finden diese oder andere Anhänger; nur den Soldaten, also das, was ein Volk stark macht, nur diesen Beruf hatte man aus der polnischen Gedankenwelt entfernt und formte danach das Gesetz für die Erziehung der Polen. Ich möchte sogar behaupten, daß wir das Ideal der bekannten Vorkämpferin für den Frieden Berta von Suttner verwirklicht haben.

Und nun kommt die Stunde, da große Riesenreiche alles in die Waagschale werfen, was sie als ihr Teuerstes ansehen. Millionen von Menschen sind ins Feld gezogen, um in diesem Kampf für ihr Vaterland und ihren Staat das zu erringen, was Vaterland und Staat als für sich rechtmäßig betrachten. Aber die Polen fehlten dabei. Es gab nur den jungen polnischen Soldaten, der von der heißen Begeisterung geschaffen wurde. Ich war mit ihm, ich habe die Tragödie des polnischen Soldaten mitgemacht, der vergebens nach seinem Vaterlande suchte. Wir waren in den Karpathen, im Kielcer und im Lubliner Land und in anderen Teilen Polens, unsere Füße schritten auf heimatlichem Boden, ringsum hörten wir die polnische Sprache, aber wir fühlten nicht das Vaterland im eigentlichen Sinne des Wor-

tes. Man muß diese Herrschaft des Soldaten in der Welt, man muß die Furchtbarkeit des Krieges, diese Haufen von Leichen, diese Wälle von Körpern, die Herrschgewalt des Soldaten über alles, man muß auch die stolzen Stirnen und Fahnen sehen, die sich vor keiner anderen Macht als der des Vaterlandes beugen wollen, das jederzeit Gehorsam zu befehlen vermag. Als ich als Soldat ohne Vaterland ins Feld zog und nach dem Vaterland suchte, beneidete ich daher die Staaten der Welt nicht um die technische Überfülle, nicht um die gewaltige Zahl und Kraft, nicht um ihre Armeestäbe, sondern nur um eins: um den Willen ihres Volkes, der ihnen Gehorsam befiehlt, welcher der Stolz des Soldaten ist. Darum beneidete ich sie, daß sie etwas hatten, wovor sie ihr Haupt beugen konnten. Das verlangt der moderne Soldat. Er muß der Allgemeinheit verbunden sein, und er muß seine Regierung haben, deren Befehlen er gehorcht. Ein Volksheer muß ein Volk hinter sich haben, welches will, welches einen Willen hat und den Soldaten haben muß, der aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgeht und eine starke Regierung hinter sich hat.

Wenn ich vor Polen vom Volksheer spreche, so kommt mir immer eine jener wunderbaren Szenen aus der „Hochzeit" von Wyspiański in den Sinn. Erinnern Sie sich des von Begeisterung glühenden Dichters, der von der Kraft träumt und von der Macht, der in der erhebenden Stimmung des Hochzeitabends die Macht seines Vaterlandes vor sich sieht und sie aus der Erniedrigung, aus ihrem tiefen Fall herausführen will. Und denken Sie weiter daran, daß auf diese Beschwörungen dessen, was ein jeder erträumte, Gespenster und Gesichte erscheinen, die aus den Gräbern auferstehen und das versinnbildlichen, wovon der Mensch geträumt hat. Mir steht lebhaft die Erscheinung des gepan-

zerten Ritters vor Augen, der von Tannenbergs Schlachtfeld auferstanden ist, jene gewaltige Erscheinung, die den neuen, kleinen Menschen weit überragt. Und dieser Ritter ergreift die Hand des Dichters und spricht: Gib die Seele, ich gebe dir die Kraft! Entsetzt windet sich der Träumer unter dem eisernen Händedruck des wahrhaften Soldaten. Und wissen Sie noch, meine Herren, womit diese Szene endet? Der Dichter verlangt die Lüftung des Visiers und findet hinter dem Visier, was der Anteil eines jeden Soldaten ist: den Tod. Über das furchtbare Leben des Soldaten entsetzt, sinkt er ohnmächtig nieder. Wenn ich vor Polen von einem polnischen Volksheer spreche, so fürchte ich stets diesen Eindruck, das Erlebnis dessen, was ich durchmachte, als ich die Szene Wyspiańskis sah.

Ihr seid hier aus den verschiedenen Landesteilen zusammengekommen, um zu erfahren, wie die Dinge stehen, um aus maßgebendem Munde zu hören, wie es um diese Angelegenheiten bestellt ist. Leider bin ich nicht imstande, Euch zufriedenzustellen; denn trotz des heißen Verlangens, das den Staatsrat beseelt, trotz seines Wunsches, ein polnisches Heer zu errichten, trotz seines glühenden Verlangens, das vermutlich auch Euch alle beseelt, haben wir es mit einer Tatsache von der Art zu tun, wie ich sie bereits bei der Analyse des Begriffs des Volksheeres andeutete. Der Soldat bedarf einer rechtmäßigen Regierung, um wirklich Soldat zu sein, die Regierung braucht einen rechtmäßigen Soldaten, um als Regierung zu bestehen. Und irgendwo muß diese Begegnung zwischen Regierung und Soldaten erfolgen. Den Soldaten haben wir bereits, dieser Soldat ist vorhanden, und das große Werk, das die Legionen taten, die Aussaat, die sie tief in den Boden senkten, ihre blutige Mühe kann nicht verloren gehen.

Es sieht nun so aus, als ob weder die Legionen noch ein Teil von ihnen noch auch das Anwerben von Soldaten einer Obrigkeit unterständen und in keinem Verhältnis zum Staatsrat stehen. Der Staatsrat kann weder seinen Einfluß geltend machen noch irgend etwas an diesen Dingen ändern, die bereits feststehen. Der Staatsrat ist all dem gegenüber, was bisher unser Militär war, machtlos und hat in dieser Sache überhaupt nichts zu sagen.

Infolgedessen, meine Herren, ist diese Angelegenheit stecken geblieben und kann aus der entstandenen Lage nicht herauskommen. Ob der Staatsrat hier irgendeinen Ausweg finden wird, ob die verbündeten Mächte, welche die Angelegenheit in dieser Hinsicht in ihrem Lauf aufgehalten haben, sie in einer anderen Hinsicht wieder auf einen normalen Stand bringen werden, will ich hier nicht erörtern, um kein falscher Prophet zu sein. Auch will ich Ihnen, meine Herren, keine Versprechungen machen, die ich nicht zu halten in der Lage wäre. Verlangen Sie daher keine Erklärung von mir.

Eins dagegen bleibt uns, und dieses eine müssen wir uns deutlich sagen: man muß den Willen besitzen, eine Wehrmacht zu schaffen; man muß bei sich selber und bei den anderen eine solche Geistesverfassung zu wecken suchen, daß sie uns nicht im Stich läßt, wenn es dazu kommt, die Wehrmacht zu schaffen, daß sie es uns gestattet, genügend große Streitkräfte aufzustellen, auf die sich dann endlich die polnische Regierung wird stützen können.

Was die Zukunft anlangt, so verlangen Sie nicht von mir, daß ich ohne Grundlage ausmalen soll, wie dies oder jenes in Zukunft aussehen wird. Alle diese Dinge ergeben sich aus drei Kräften: einerseits denen der beiden Mächte, die das Land besetzt halten, und andererseits den polni-

schen. Das aber vorauszusehen und bis in alle Einzelheiten zu schildern, wie die Dinge in Zukunft aussehen sollen, ohne zu wissen, wie diese Kräfte miteinander in Einklang gebracht würden, das halte ich für meiner und des Ansehens des Staatsrats unwürdig.

# II

# Aus der Zeit des Polnisch-Russischen Krieges

(1918—1920)

## Erster Armeebefehl an das polnische Heer

Warschau, 12. November 1918

Soldaten!

Ich übernehme das Kommando über Euch in einem Augenblick, da in jedem Polen das Herz lebhafter und höher schlägt, da die Kinder unserer Erde die Sonne der Freiheit in ihrem vollen Glanz erblickten. Mit Euch zusammen erlebe ich die Erschütterung dieser geschichtlichen Stunde, mit Euch zusammen lege ich den Schwur ab, mein Leben und mein Blut dem Wohl des Vaterlandes und dem Glück seiner Bürger zu weihen.

Soldaten! Während des Weltkrieges entstanden an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Bedingungen Versuche, polnische militärische Verbände zu bilden. Bei der scheinbar unheilbaren Verkümmerung unseres Volkes blieben diese Versuche, so erhaben und heldenhaft sie waren, notwendigerweise verschwindend klein und einseitig. Von diesen Verhältnissen blieb die Uneinheitlichkeit übrig, die für das Heer schädlich ist. Ich rechne darauf, daß jeder von Euch sich zu überwinden vermag und es fertig bringt, die Unterschiede, Reibungen, Klüngel und Cliquen zu beseitigen, damit sich rasch das Gefühl der Kameradschaft und reibungsloser Zusammenarbeit entfaltet.

Soldaten! Unser ganzes Volk wird jetzt vor Aufgaben gestellt, die es nur bei außerordentlicher Anstrengung und

bei Anspannung seiner ganzen Kraft und seines Willens wird lösen können. Im eigenen Bereich erstehen diese Aufgaben auch vor Euch. Sie zu lösen, wird uns um so schwerer fallen, als unser harter Dienst oft dem Gefühl und dem Herzen des Soldaten schwerere Lasten auferlegt. In den frohesten wie in den schwersten Stunden muß der Soldat beherrscht und ausgeglichen sein, fähig, seine Aufgabe sorgfältig und genau auszuführen. Mißgriffe in dieser Hinsicht sind um so leichter, als in diesen aufregenden Zeiten alles ringsum nicht mit den besonderen Lasten beschwert ist, welche der Soldat stets auf sich nehmen muß.

Ich wünsche, nicht gezwungen zu sein, Euch dieserhalb Vorwürfe zu machen, und gewissenhaft von mir und von Euch sagen zu können, wenn ich vor dem Volk Rechenschaft über meine Tätigkeit abzulegen habe, daß wir nicht nur die ersten, sondern auch gute Soldaten des wiederauferstandenen Polen waren.

Dieser Befehl ist vor der Front der mir unterstehenden Truppen zu verlesen.

Josef Piłsudski.

## Aufruf an die Bevölkerung zur Frage der deutschen Soldaten

Warschau, 12. November 1918

Bürger und Bürgerinnen!

Von heute ab übernehme ich den Oberbefehl über Polens Wehrmacht.

Eine große Umwälzung hat in Deutschland eine sozialistische Volksregierung mit der Wahrung der Interessen des deutschen Volkes betraut.

Die Besetzung in Polen hört auf zu bestehen.

Die deutschen Soldaten verlassen unser Vaterland.

Ich verstehe vollkommen die Erbitterung, welche die Regierungen der Okkupationsmächte in allen Kreisen der polnischen Volksgemeinschaft erweckt haben.

Ich wünsche jedoch, daß wir uns nicht von Gefühlen des Zorns und der Rache hinreißen lassen.

Die Abreise der deutschen Behörden und Truppen muß in der größten Ordnung vor sich gehen.

Kein Unbefugter hat das Recht, irgendwelche Anordnungen hinsichtlich der abziehenden Soldaten zu treffen.

Dem von der deutschen Garnison in Warschau gebildeten Soldatenrat habe ich aufgegeben, für die Zeit, welche für die Ausreise der Truppen unerläßlich ist, allen Garnisonen und Truppen den Befehl zu erteilen, sich so zu verhalten, wie es der neue Stand der Dinge sowohl in Polen wie in Deutschland erfordert.

Bürger! Ich fordere Euch alle auf, kaltes Blut, Gleichmut und Ruhe zu bewahren, wie sie in einem Volk herrschen müssen, das seiner großen und glänzenden Zukunft sicher ist.

Josef Piłsudski.

## Ansprache an die ehemaligen Legionäre und Mitglieder der Polnischen Militärischen Organisation

Warschau, 29. November 1918

*Diese Ansprache steht im Zusammenhang mit der Auflösung der Polnischen Militärischen Organisation und ihrer Einverleibung in die polnische Armee. Sie*

*wurde bei einem Festmahl gehalten, das durch das Oberkommando der Polnischen Militärischen Organisation und den Verband der ehemaligen polnischen Militärs veranstaltet wurde.*

Kameraden und Waffengefährten!

Ich habe in meinem Leben das größte Glück erleben dürfen, das ein polnischer Soldat erleben kann: Wenn ich in Gedanken die Geschichte des polnischen Soldaten in der Vergangenheit überblicke, wenn ich mir die bekannten historischen Gestalten vergegenwärtige, die dem Herzen des polnischen Soldaten so teuer sind, so muß ich mit einem gewissen Erstaunen denken: warum war gerade mir so viel Glück vergönnt, während jene dieses Glück nicht erleben durften? Als Euer Führer und Euer Chef habe gerade ich als erster das Glück, diejenigen zu begrüßen, die meinem Befehl unterstanden, die ich in den Kampf führte, und sie zu bewillkommnen als Soldaten des freien, wiedervereinten Polen. Ihnen, jenen Vorfahren, vor denen wir uns in Ehrfurcht neigten, als wir noch in Unfreiheit lebten, war dieses Glück nicht beschieden.

Ich wende mich an Euch als an diejenigen, an deren Spitze ich einst am 6. August 1914 in den Kampf zog; ich wende mich an Euch, die Ihr es verstanden habt, in unserem Vaterlande Scharen von geeigneten Menschen vorzubereiten, mit Herz und Seele bereit, in allen Fällen tapfere polnische Soldaten zu sein.

Am 6. August — eine kurze Zeitspanne — waren wir freie Soldaten des freien Vaterlandes. Keine fremde Hand durfte es wagen, sich nach uns auszustrecken; aber wir waren damals das, was der polnische Soldat in der langen Vergangenheit unseres Volkes immer gewesen ist. Wir wa-

ren keine eigentlichen Berufssoldaten, wir waren Freiwillige, wir waren Hitzköpfe. Der harte, alltägliche Soldatendienst war uns unbekannt.

Wir besaßen einen großen Vorzug, den kein Heer kennt: dieser Vorzug war das lebendige Zusammenleben mit der ganzen Umgebung. Jeder Vorzug hat einen Fehler im Gefolge; dieser Fehler, von dem ich zu Euch als meinen Kameraden offen sprechen will, ist auch in Euch allen vorhanden. Ob ich von denen spreche, die in der I. Brigade meinem Befehl unterstanden, oder von der Polnischen Militärischen Organisation, der Fehler, dieser tiefeingewurzelte Fehler ist da. Dieser Fehler ist der Überfluß an jenem Vorzug, von dem ich vorhin gesprochen habe; er ist das Übermaß an persönlicher Initiative, er ist das rasche Reagieren auf jede einzelne Erscheinung in der Umgebung. Dieses Übermaß an Initiative und diese Empfindlichkeit gegen alles, was ringsum geschieht, ist ein Fehler, den der Soldat als Soldat nicht haben darf.

Dieses Übermaß an Tugend, das zu einem Fehler wird, zu beseitigen, ist das Werk einer Erziehung durch jahrelanges Verbleiben beim Militär, das anders aufgebaut ist, als es Euch zuteil wurde. Um es deutlicher zu sagen, will ich den Ausspruch eines unserer Kameraden von der I. Brigade anführen, des Hauptmanns Olszyna: „Beim Militär muß ein bissel Ordnung herrschen." Dieses „bissel Ordnung", dieses ständige, alltägliche, in jedem Augenblick in der Seele, im Verhalten und im Umgang vorhandene „bissel Ordnung" beim Militär, das Euch fehlt, muß Euch durch die Kameraden beigebracht werden, mit denen Ihr alle jetzt verbunden seid, durch die Kameraden, die in langen Jahren des Militärdienstes dieses „bissel Ordnung" in sich aufgenommen haben.

Das, meine Herren, ist mein Programm für Euch. Das ist mein Programm; es zu erfüllen, rufe ich Euch alle auf. Polen erwächst aus einem Chaos. In diesem Chaos muß das Heer ein Beispiel dafür geben, daß rasch eine innere Ordnung entsteht und eine Organisation geschaffen wird. Möge bei uns wenigstens — dem Sprichwort zum Trotz — „Krakau an einem Tage erbaut" werden, während alles ringsum so langsam und unter so schweren Schmerzen entstehen muß.

Kameraden! Ich schließe mit dem Ruf, für den unsere Vorväter und Väter starben, ich schließe mit dem Ruf, für den unsere Kameraden ihr Herzblut, ihr polnisches Blut vergossen: Kameraden! Es lebe Polen!

## Neujahrsbefehl 1919

Warschau-Belvedere, 1. Januar 1919

Soldaten!

Zum ersten Mal begehen wir das Neujahr im freien Polen. Seit fast einhundertfünfzig Jahren hatten wir kein solches Neujahr. Im Laufe dieses Jahrhunderts färbte manchmal in heldenhaften Freiheitskämpfen Soldatenblut unsere Heimaterde. Diese Kämpfe endeten mit Niederlagen und brachten immer schwerere Ketten. Jetzt, da wir als Freie das Neujahr begrüßen, wollen wir zunächst die Häupter vor unseren Vätern und Großvätern neigen, die zwar im Kampf der Übermacht erlagen, aber uns als ihren Nachkommen das unbeugsame Streben nach dem gleichen Ziel hinterließen, das ihnen im Kampf und harten Soldatendienst voranleuchtete.

Soldaten! Das neue Polen, das freie Polen ist aus dem

Zusammenbruch der mächtigsten Staaten, aus der Zerschlagung der stärksten Armeen geboren worden. Es waren jene Mächte, es waren die Armeen jener Staaten, die Polen geteilt und unterdrückt hatten. Nach ihrem Zusammenbruch, nach einer so gewaltigen Zertrümmerung, wie sie bisher die Welt noch nicht kannte, blieb ein Chaos zurück, das uns von allen Seiten umgibt, das auch bei uns, in unsere Seelen einzudringen droht. Inmitten dieser Auflösung müssen wir den Bau einer Wehrmacht Polens errichten, um seine Grenzen zu schützen, um seine durch keine fremde Gewalt begrenzte Freiheit zu sichern, uns im eigenen Haus einzurichten. Diese Aufgabe, diese Arbeit ist nicht leicht! Und dennoch müssen wir sie vollbringen, der ganzen Welt zum Trotz, vor allem unseren Lastern und Gewohnheiten zum Trotz, die wir in der Zeit der Fremdherrschaft angenommen haben.

Soldaten! Diese Arbeit nimmt uns in Beschlag, und wir müssen uns dabei wie bei einem Kampf verhalten, indem wir ihr alle unsere Kräfte widmen. Möge jeder Soldat vom höchsten Führer bis zum jüngsten Rekruten dessen eingedenk sein, daß es von der Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit, von der Anspannung seiner Kräfte abhängt, ob wir dem Volk das sichern können, was es von uns Soldaten zu erwarten ein Recht hat: Unabhängigkeit und volle Freiheit, im freien Vaterland auf die ihm eigene Art zu schalten und zu walten.

Soldaten! Am Neujahrstage wünsche ich Euch allen, daß wir nach einem Jahr mit Stolz auf die Arbeit zurückblikken können, die wir in dieser Zeit im ruhigen, glücklichen und geeinten Polen geleistet haben.

Der Oberbefehlshaber
Josef Piłsudski.

# Erklärung im Sejm über die Niederlegung des Amtes des Staatschefs

Warschau, 20. Februar 1919

Hohes Haus!

Mit dem Augenblick, da das Schicksal das Steuer des wiedererstehenden polnischen Staates in meine Hände legte, machte ich es mir zum grundsätzlichen Leitziel meiner Regierung, einen verfassunggebenden Sejm nach Warschau einzuberufen.

In dem gewaltigen Chaos und der Auflösung, die nach dem Kriege ganz Mittel- und Osteuropa ergriffen, wollte ich gerade aus Polen ein Kulturzentrum schaffen, in dem das Recht regiert und verpflichtet.

Inmitten des riesigen Unwetters, in welchem Millionen von Menschen ihre Angelegenheiten einzig und allein durch Gewalt und Übermacht regeln, war ich bestrebt, die unerläßlichen und unvermeidlichen sozialen Reibungen in unserem Vaterlande nur auf demokratischem Wege entscheiden zu lassen: durch Gesetze, welche die Erwählten des Volkes beschließen.

Ich war bemüht, mein Ziel so bald wie möglich zu erreichen. Denn ich wünschte, Polen sollte seine Wiedergeburt auf feste Fundamente gründen und so seinen Nachbarn voraneilen; dadurch würde es eine werbende Kraft bilden, welche die Sicherheit zwar nicht der schnellsten, aber doch der ruhigen und rechtlichen Entwicklung gäbe.

Diese Hauptaufgabe meiner Regierung war nicht leicht zu lösen. Denn es ist nicht leicht, Ruhe mitten im rasenden Sturm, in allgemeiner Unsicherheit und im Wanken

aller menschlichen Einrichtungen und Vorkehrungen zu bewahren. Es war auch schwer, sein Gleichgewicht zu behalten, wenn man ohne zureichende materielle und technische Mittel mitten im Kriege zu regieren hatte, der an allen unseren Grenzen entbrannt war.

Daher betrachte ich es als meine angenehme Pflicht, hier dankbar der Arbeit jener zu gedenken, die mir diese schwere Aufgabe erleichterten und halfen, sie glücklich zu lösen. Ich spreche allen mir nahestehenden zivilen und militärischen Mitarbeitern meinen Dank aus, vor allem aber den beiden Ministerpräsidenten Moraczewski und Paderewski.

In Übereinstimmung mit meinem grundsätzlichen Ziel und mit meiner tiefen Überzeugung, daß in einem Polen des zwanzigsten Jahrhunderts nur der nach demokratischen Grundsätzen gewählte Sejm die Rechtsquelle sein kann, habe ich beiden Regierungen, die ich ins Leben rief, zur Hauptbedingung gemacht: sie hätten sich nur als zeitweilige Regierung zu betrachten, ihre Arbeit aber lediglich als Erledigung der dringendsten Staatsnotwendigkeiten; sie hätten die grundsätzlichen Fragen des politischen und sozialen Lebens nicht durch Erlasse zu regeln, die nicht durch Beschlüsse der erwählten Volksvertreter geheiligt wären. Im Einklang mit diesem Ziel hat auch das ganze polnische Heer, das zu führen ich die Ehre habe, einen gleichlautenden, feierlichen Eid abgelegt, daß es sich allen Gesetzen unterordnen wolle, die aus den Beschlüssen des Sejm hervorgehen. Zusammen mit der ganzen Warschauer Garnison habe ich persönlich diesen Eid am 13. Dezember des vergangenen Jahres geleistet.

Trotz allen Hindernissen ist es mir gelungen, das grundsätzliche Ziel zu erreichen, das ich mir für meine Regierung gesetzt hatte, und den ersten Polnischen Sejm in War-

schau unter ruhigen Verhältnissen zu versammeln, welche seine Arbeiten nicht stören werden.

Nach seinem Zusammentritt halte ich meine Aufgabe für beendet. Ich bin glücklich, in Übereinstimmung mit meinem Soldateneid und mit meiner Überzeugung dem Sejm das Amt zur Verfügung stellen zu können, das ich bis jetzt im Volke inne hatte.

Hiermit erkläre ich, daß ich mein Amt als Staatschef in die Hände des Herrn Sejmmarschalls niederlege.

## Armeebefehl nach der Eroberung von Wilno

Lida, 28. April 1919

Soldaten!

In kaum zwei Wochen habt Ihr dank Eurer Tapferkeit und Tüchtigkeit die Verhältnisse im Osten Polens verändert. In kaum zwei Wochen haben wir die uns bedrohende Front um gut 50 Kilometer zurückgeworfen und militärisch außerordentlich wichtige Plätze besetzt, so Lida, Baranowicze und Nowogródek, das uns an Mickiewicz gemahnt. Vor allem aber befreiten wir die Hauptstadt dieses Landesteiles: Wilno.

Geschlagen stiebt der Feind in Unordnung nach allen Seiten auseinander.

Im Namen des Vaterlandes, das Euch zur Verteidigung seiner Ostmark aussandte, danke ich Euch für Eure Arbeit, für Eure soldatischen Mühen. Der Zug gegen Wilno, der durch Euch gewonnen wurde, wird immerdar eins der schönsten Blätter unserer Kriegsgeschichte bleiben, und ein jeder von Euch kann stolz darauf sein, daß er daran teilge-

nommen hat. Insbesondere danke ich dem General Szeptycki, der durch seine Energie und seinen hartnäckigen Willen die Einnahme von Baranowicze und Nowogródek möglich machte, dem General Rydz-Śmigły dafür, daß er trotz der großen technischen Hindernisse seine Division rechtzeitig nach Wilno brachte und schließlich den Feind aus der Hauptstadt vertrieb.

Vor allem aber muß ich die Tätigkeit der Kavallerie unter der Führung von Oberstleutnant Belina-Prażmowski hervorheben. Die glänzend geführte Reiterei hat in einer prachtvollen Bewegung die ganzen feindlichen Streitkräfte umgangen, um dann vom Rücken her den Hauptsitz aller bolschewistischen Behörden zu überrumpeln. In kühnem, plötzlichem Überfall hat sie die Stadt mit ihren riesigen Vorräten an Kriegsmaterial besetzt und trotz feindlicher Übermacht bis zur Ankunft unserer Infanterie fest in der Hand behalten.

Das ist die schönste Waffentat, die unsere Kavallerie in diesem Kriege vollbracht hat. Ich danke dafür dem Oberstleutnant Belina-Prażmowski und seinem Stabschef Major Piskor.

Alle unsere Kriegsarbeit war jedoch von der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen abhängig, ohne die es unmöglich gewesen wäre, die Truppen in einem völlig verwüsteten Land zu halten. Daß das ganze Unternehmen glückte, daß die kühnste und tapferste Soldatenarbeit nicht vergeblich war, haben wir der Tätigkeit unserer tüchtigen Eisenbahner zu verdanken. Die zerstörten Brücken wiederaufgebaut, die Strecken und das dem Feinde abgenommene Eisenbahnmaterial schnell wieder in Betrieb gesetzt zu haben, ist ihr Verdienst, vor allem dasjenige ihres energischen Chefs, des Majors Brzozowski. Mit mir wird das ganze Heer

voller Dankbarkeit seiner Arbeit gedenken, von der unser Leben abhängig war.

Soldaten! Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Unser harren neue Arbeiten und neue Mühen. Nach diesem glänzenden Sieg jedoch blicke ich mit Ruhe und Zuversicht in die Zukunft, deren ich gewiß bin.

Noch einmal danke ich Euch allen für Wilno, Lida, Nowogródek und Baranowicze.

Dieser Befehl ist vor der Front der Kompanien, Schwadronen und Batterien zu verlesen.

Josef Piłsudski.

## Ansprache bei der Eröffnung der Universität in Wilno

11. November 1919

Meine Herren!

Während ich mit Ihnen zusammen die feierlichen und erhebenden Augenblicke erlebte, habe ich — wie vielleicht manch einer von Ihnen — an die guten und die schlechten Zeiten zurückgedacht, deren Zeugen diese heiligen, uns teuren Mauern waren. Vor allem kam mir jene glänzende Zeit in Erinnerung, da gerade in diesen Mauern die besten Geister ein so helles Feuer entfachten, daß es für lange Jahre als Wegweiser diente und so große Wärme ausstrahlte, daß sich viele, viele Geschlechter im Unglück daran wärmten. Das Leben muß damals reich und glücklich gewesen sein; uns späten Nachkommen scheint es wie ein zauberhafter Traum, ein Traum voller Wunder, ein Traum, aus dem man nicht erwachen möchte. Das waren die Zeiten der großen und berühmten Wilnoer Hochschule aus der

Epoche des Mickiewicz. Aber diese Mauern haben auch schlechtere Zeiten, Zeiten des Unglücks gesehen, in denen ich ein kleiner, unbedeutender Mitspieler war. Auch damals war es eine Schule, aber über ihr stand, weithin sichtbar, die drohende Aufschrift: vae victis! — wehe den Besiegten! Aber diese Besiegten waren kleine Kinder oder halbwüchsige Jünglinge. Alles, was der Kinderseele heilig und teuer war, das war dort der Verachtung und Herabsetzung preisgegeben. Die edleren und empfindlicheren Seelen flocht man dort aufs Rad der Qual, die schwächeren stieß man auf den Kehrichthaufen der Niedertracht. Bei der Erinnerung an diese Zeiten drängen sich uns, den Schülern dieser Schule, Worte des Fluchs auf die Lippen.

Die Schicksale dieser Mauern sind den Schicksalen dieser Grenzmark ähnlich. Alle Völker, alle Staaten haben ihre Grenzmarken. Unglückselig und unstet ist das Schicksal der Städte und Siedlungen im Grenzland. Wenn ein Sturm entsteht, so erschüttert er vor allem die Fundamente ihrer Häuser, wenn sich Wolken zusammenziehen, peitschen die scharfen Hagelkörner vor allem die Felder in der Mark. Wenn Blitz und Donner dröhnen, so schlagen sie vor allem hier in Türme und Behausungen ein.

Dort, im fernen Mittelpunkt unserer Heimatkultur, geht vielleicht den Menschen noch die Sonne auf, während hier schon schwarze Nacht herrscht. Und wenn endlich das Schicksal den Winter das ganze Volk mit seinem weißen Leichentuch bedecken heißt, so werden hier Winter und Frost am grausamsten sein, werden hier den Atem der Menschen stocken und das Blut in den Adern erstarren lassen. Unglückselige Grenzmark! Und doch lebt tiefes Glück in ihr! Nicht das Glück, das aus dem Stolz auf große Leiden und große Opfer strömt, nicht das Glück, das aus er-

höhter Lust am Kampf mit dem Schicksal und an der Überwindung des Schicksals aus eigener Kraft quillt — sondern das tiefe, innige und stille Glück, das selbst kindlich-naiv aus dem Glauben an die idealen Elemente der eigenen Kultur fließt.

Diese Wunderblume riefen wir beim Heulen des Schneesturms mit dem Hauch aus unserer kranken Brust ins Leben. Mit steifen Fingern, erstarrten Gliedern, mit der letzten Anspannung unseres Willens schützten wir sie und bargen sie vor Kälte; denn wir wollten, sie sollte blühen und in den schwersten Schicksalsstunden den Geist anregen. Was ging es uns an, daß man sie bespie, daß man sie in den Schmutz treten wollte, wenn nur der heilige Glaube sie uns noch wunderbarer erscheinen ließ, da sie mit dem Schein des Märtyrertums umgeben war.

Deshalb beeilte ich mich, als es auch uns vergönnt war, Siegesruhm zu erwerben, als das Gewitter an diesen Mauern vorübergebraust war, das Heiligtum für diesen Glauben wieder zu errichten, um ein sichtbares Zeichen seiner Macht und Kraft zu schaffen. Ich beeilte mich, obwohl hier noch der Widerhall des nicht verklungenen Gewitters grollt, obwohl noch Wolken den Himmel bedecken.

So möge diese Hochschule, die ich heute hier eröffne, getreu der Überlieferung dieses Landes niemals das Gift des Hasses atmen, niemals die Wege betreten, die für uns Polen so schwer waren. Möge sie die Seelen durch den hellsichtigen Blick der Forschung, durch die Macht des schöpferischen Gedankens, durch das sinnvolle und emsige Handwerk der Wissenschaft stärken.

Eure Magnifizenz, Herr Rektor, Ihren Händen vertraue ich im Namen des polnischen Volkes diese wiedererstandene Hochschule an. Empfangen Sie das Zepter der Herr-

schaft, die Kette als Zeichen Ihrer Würde und den Ring als Sinnbild Ihrer Vermählung mit der Hochschule. Quod felix, faustum, fortunatumque sit.

## Ansprache in Krakau über die Vereinigung der polnischen Wehrmacht

19. Oktober 1919

Ich wurde hierher zur großen Feier der Vereinigung der polnischen Wehrmacht eingeladen. Dieses Fest ist außergewöhnlich, schon hinsichtlich seiner Benennung. Wieso denn? Kann denn die Wehrmacht nicht vereinigt sein? Kann denn ein Staat bestehen, ohne ein einheitliches Heer zu besitzen? Mit wirklichem Schmerz suche ich nach einer Antwort auf diese Frage. Das Heer hat zwei feste Grundlagen für sein tägliches Leben, Grundlagen, die jede Individualität außerordentlich einengen. Die eine ist der Befehl, welcher Gehorsam fordert; ohne ihn ist jede Wehrmacht ein Nichts und rascher Zersetzung unterworfen. Die andere ist der Dienst, der schwere, alltägliche Soldatendienst.

Für wen wird aber dieser Dienst getan? Ich will der Wahrheit gerade ins Auge blicken und nicht verbergen, daß sich dieser Dienst nicht durch Gemeinplätze und unklare Worte erfassen läßt. Man darf das Soldatenlos nicht beschönigen, indem man den Worten „Dienst fürs Vaterland" oder „Dienst am Volke" eine Bedeutung gibt, die eine persönliche oder individuelle Auffassung des Dienstes selbst zuläßt. Ich sage es also gerade heraus: der Soldat dient der Regierung, welche durch das Volk eingesetzt wor-

den ist. Das ist seine Pflicht. Die Beschränkung des Willens und der Persönlichkeit des Soldaten geht noch weiter. Er darf sogar keinen Einfluß auf die Bildung der Regierung ausüben, weder von oben her durch ein zumeist operettenhaftes „pronunciamento", noch von unten her durch eine Massenaktion. So verstanden und organisiert, hat die Wehrmacht in der großen Prüfung des Krieges, die in der ganzen Welt im Schein der Feuersbrünste vor sich ging, ihre Probe bestanden, da gerade ihr — der Armee der großen Demokratien — der Sieg zufiel. Wem es in den Grenzen eines so begriffenen Dienstes zu eng ist, der darf die Freiheit suchen, die kein Soldatenrock beengt. Eine solche Wehrmacht kann ohne Einheit nicht sein, sie kann gar nichts anderes als eine Einheit darstellen. Und dennoch feiern wir das Fest der Vereinigung unseres Heeres. Dennoch kann auch ich nicht umhin, tief gerührt zu sein und mich zugleich mit Euch dessen zu freuen, daß dieses Fest gekommen ist. Für mich aber bedeutet dieses Fest nicht die leicht ausführbare Vereinigung des Heeres, die ja auf einen Befehl hin vor sich geht, sondern die für unsere Verhältnisse schwierigere Vereinigung des ganzen Volkes. Es war nämlich nicht leicht, die Hemmungen zu überwinden oder aus dem Wege zu räumen, die unsere traurige Vergangenheit aus der Zeit der Unfreiheit hinterlassen hat; es war nicht leicht, über die Leidenschaften Einzelner, der Parteien, ja sogar ganzer Landesteile hinwegzukommen. Sie kennen mich, meine Herren, und Sie wissen, daß ich nicht zum Weinen neige; und dennoch, als das Leben des unabhängigen Polen begann, habe ich bittere Tränen vergossen, daß die ersten Tage der Freiheit Polens aussehen könnten, als ob die Polen selber die Urkunde ihrer Knechtschaft und Vergewaltigung, die Teilungen Polens bestätigten. Heute

stehen wir an der Schwelle eines neuen Lebens, nachdem wir unsere Schwächen und unsere eigenen Mängel überwunden haben. Glauben Sie aber nicht, daß die leichtere Arbeit — sie ist leichter, weil sie auf Befehl und im Pflichtbewußtsein getan wird — von Dauer sein kann, wenn nicht auch jene schwerere vollbracht wird, die durch keinen Befehl erfaßt und durch keine Dienstpflicht verbindlich gemacht wird.

Wie alle die Stimmen, die ich hier gehört habe, will auch ich Eintracht und Einheit. Ich glaube aber nicht, daß Eintracht und Einheit in der modernen Gesellschaft einseitig begriffen werden können. Ich halte es nicht für nützlich, sich selbst durch die Behauptung zu betrügen, daß „alle Katzen grau" sind; denn so ist es nur, wenn — wie das Sprichwort sagt — Nacht ist und Dunkelheit den Blick verschleiert. Beim ersten Morgenschimmer kommt dann die ganze Vielfarbigkeit — wie beim Regenbogen — zutage, vom grellen Rot bis zum dunklen Violett. Grundlage der Einheit kann also nur eine Arbeit sein, die von niemand verlangt, daß er auf seine Persönlichkeit und auf seine Gedanken verzichte. Eine redliche Eintracht und Einheit kann sich nur auf Zusammenarbeit und nicht auf Vereinzelung stützen. Ich weile hier in Krakau unter Ihnen, und Krakau — dessen wollen wir uns erinnern — ist nicht nur die große, wundersame, herzberückende Grabstätte einer großen Nation. Hat doch der Dichter dieser Stadt —Wyspiański — gefordert, die Befreiung bei den Särgen der Vergangenheit zu suchen, und sei es auch um den Preis der Verkümmerung. Krakau ist eine moderne Großstadt und eine der Hauptstädte Polens. Gerade Krakau unterscheidet sich von unseren anderen Städten dadurch, daß es dort immer am leichtesten war, eine Zusammenarbeit von

Menschen und Parteien zu verwirklichen. Hier hat man am wenigsten den anderen verdammt und außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt und nur sich selber das Vorrecht der Vaterlandsliebe und die Ausschließlichkeit zugeschrieben, daß nur der eigene Weg zur Erlösung führt. Hier konnte man mehr als anderswo gegenseitige Achtung vor den unterschiedlichen Meinungen finden und dadurch auch mehr Fähigkeit zur Zusammenarbeit. Trug dazu die große Vergangenheit Krakaus als der Hauptstadt Polens in der Zeit seines höchsten Ruhms und seiner größten Macht bei, oder die großen polnischen Namen und Geister, die durch ihre Grabstätten gerade mit Krakau verbunden sind? Oder schufen die freieren Daseinsbedingungen während unserer Unfreiheit oder vielleicht auch alles das zusammen diejenigen Bedingungen, unter denen es am leichtesten war, redlich Eintracht zu halten und redlich sich zu verständigen? Wenn nun heute hier in Krakau eindrucksvolle Stimmen laut werden, welche die Errettung aus den schweren Krisen der Nachkriegszeit in der Eintracht und der Einheit suchen, so bin ich überzeugt, sie werden einen Ausdruck dafür finden, der den Erfordernissen der modernen, zivilisierten Gesellschaft entspricht, sie werden für die anderen Teile des Vaterlandes Beispiele geben. In diesem Sinne bringe ich meinen Trinkspruch zu Ehren Krakaus dar: es lebe Krakau!

# Ansprache bei der Errichtung des Ordens „Virtuti Militari"

Warschau, 22. Januar 1920

Meine Herren!

Den Tag der Einführung des Ordens „Virtuti Militari" habe ich mit dem Datum des Ausbruchs des Januaraufstandes verbunden. Ich habe es mit Absicht getan, und zwar um das Leben des modernen polnischen Soldaten mit allen Kämpfen der Vergangenheit zu verknüpfen, die um der Freiheit willen ausgefochten wurden.

Wenn aber die Rede vom Jahr 1863 ist, kann und will ich mir nicht versagen, einige Bemerkungen auszusprechen, die in gewissem Grade mit meinen persönlichen Erlebnissen zusammenhängen.

Einer unserer großen Dichter hat behauptet, indem er von Polen aus der Zeit nach den Teilungen sprach: aus deinen Namen haben wir ein Gebet gemacht, das weint, und einen Blitz, der aufleuchtet. So sehr ich das Gebet achte, ob es weint oder fleht, so bin ich — und sicherlich auch Sie, meine Herren — der Meinung, daß es gerade die Sache des Soldaten ist, für das Vaterland den Blitz zu schaffen, der aufleuchtet, der aber auch, wenn es not tut, einschlagen kann.

Wenn ich auch nur als Soldat daran denke und sogar einmal alle vaterländischen Gefühle aus dem Spiele lasse, so muß ich mich vor der riesigen soldatischen Anstrengung der Männer von 1863 verneigen. Schlecht bewaffnet und schlecht ernährt, haben sie anderthalb Jahre lang als Soldaten im Kampf mit einem riesengroßen und damals sehr mächtigen Reiche standgehalten. Sie kämpften oft sogar

ohne jede Hoffnung auf Sieg. Bedenken Sie, meine Herren, als Soldaten, ob das nicht ein Beweis großer moralischer Kraft und soldatischer Tüchtigkeit ist.

Sie haben allerdings eine Niederlage erlitten; aber das kann in jedem Krieg und jedem Kriegführenden geschehen. Diese Soldaten jedoch erlitten im Urteil des Volkes, das sie verteidigten, eine tiefere Niederlage, und zwar eine moralische. Von den Dichterworten über das Gebet, das weint, und den Blitz, der aufleuchtet, blieb ihnen bestenfalls das Gebet, das weint. Im schlimmsten Falle aber — ich will hier nicht von einem Urteil sprechen —: den Blitz, der aufleuchtet, hat man ihnen abgesprochen; nur in den Kinderköpfen durfte er bleiben, nur mit naiven Kinderaugen durfte man ihn schauen. Das Volk entledigte sich der Erinnerung an die Soldatenarbeit des Jahres 1863, wie ein Kind sich beeilt, die kurzen Jungenhöschen abzutun.

Ich verstehe gut, alte Kameraden, wieviel Bitterkeit manchmal Eure Herzen erfüllte. Vielleicht ist es Euch da ein Trost, daß es noch Unglücklichere als Euch gab, die Euch beneideten. Ich habe zu ihnen gehört. Als nach Eurer Niederlage schwere Zeiten nicht nur der körperlichen, sondern auch der geistigen Sklaverei über uns kamen, schien es häufig, als sollte meiner Generation nicht das Glück zuteil werden, den Frühling zu begrüßen, das bis dahin jede polnische Generation gehabt. Damals beneidete ich Euch oft, wenn mich die unnatürlichen Bedingungen des unterirdischen Kampfes müde gemacht hatten, um das Glück, Auge in Auge und Brust gegen Brust mit dem Feind zu kämpfen. Darum ist es mir heute in den Tagen des Triumphs angenehm, Euch unter uns zu sehen, die verdienstvollen Kameraden der Arbeit für den Blitz, der da aufleuchtet und einschlägt.

Meine Herren! Wir begehen heute die Feier der Einführung des Ordens „Virtuti Militari". Auf dem Ehrenzeichen, das wir auf der Brust tragen, steht die Losung: der Soldatentugend. Tugend, meine Herren, ist ein sittlicher Wert von ganz unpersönlichem Charakter, ein Wert ohne Ehrgeiz, ein Wert, dem sich der Mensch von vornherein demütig unterordnet. Wenn in der Inschrift des Ehrenzeichens noch das Wort „soldatisch" hinzugefügt wurde, so ist es nur darum geschehen, weil in außergewöhnlichen Zeiten, in Zeiten des Krieges eine hohe sittliche Anspannung erforderlich ist. In dieser Zeit muß der Mensch im Soldatenrock Arm in Arm, wie mit der Dame seines Herzens, mit dem Tod einhergehen. In dieser Zeit muß solch ein Mensch entweder die schwarze Kugel ziehen, die für ihn Tod, Verstümmelung oder Krankheit bedeutet, oder aber die weiße, die Leben und Gesundheit darstellt. Dieser Tugend zu dienen, vermögen nur wenige; darum steht auf der Rückseite unseres Ordenszeichens das Wort „Ehre". Sie erleichtert diesen Dienst. Ehre ist, wie einmal jemand geistreich gesagt hat, ein Ersatz für Tugend; sie erlaubt, Ehrgeiz zu besitzen, erlaubt, in den Dienst die ganze Fülle persönlicher Eigenschaften hineinzutragen. Aber wir wollen dabei nicht die Ehre zu etwas Fachlichem machen. Wir wollen sie nicht mit einer Unzahl von Bestimmungen und Formalitäten umstellen, hinter denen der ganze Inhalt der Ehre verloren gehen würde. Unsere Ehre soll im Dienst bestehen; wem wir aber dienen, das liegt in dem letzten Wort unseres Abzeichens. Wir dienen dem Vaterland. Und Dienst ist nichts anderes als Gehorsam den Gesetzen, die vom Vaterland fürs Vaterland gegeben wurden.

Als ältester Ritter des Ordens „Virtuti Militari" und als Oberbefehlshaber unserer Armee erhebe ich mein Glas zu

Ehren derer, in deren Dienst wir in Tugend und Ehre ausharren sollen.

Meine Herren! Es lebe die Polnische Republik!

## Aufruf an die Bevölkerung der Ukraine

Hauptquartier, 26. April 1920

*Im März und April 1920 wiederholten die Bolschewisten sechs Wochen hindurch immer wieder den Versuch, zur Offensive überzugehen, und richteten zahlreiche hartnäckige Angriffe gegen die polnische Front. Da alle diese Angriffe vom polnischen Heer zurückgeschlagen wurden, versuchen die Bolschewisten eine neue Zusammenziehung ihrer Kräfte an der polnischen Front. Um diese Absicht zu durchkreuzen, geht die polnische Armee unter Führung ihres Oberbefehlshabers in Wolhynien und Podolien zum Gegenangriff über. Diese Offensive führte das polnische Heer Anfang Mai bis Kiew.*

*Gleichzeitig mit dem Beginn der Offensive am 26. April wurde eine Erklärung des polnischen Außenministeriums veröffentlicht, durch die „die polnische Regierung die Rechte der Ukraine auf ein unabhängiges staatliches Dasein und das Direktorium der Unabhängigen Ukrainischen Volksrepublik unter Führung des General-Atamans Semen Petljura als die Regierung der Ukrainischen Volksrepublik anerkennt". Zugleich veröffentlichte die Ukrainische Diplomatische Mission in Warschau eine gleichlautende Erklärung. Petljura stellte in einem am selben Tage veröffentlichten Aufruf „An das ukrainische Volk" fest, daß*

*das polnische Volk „in der Person seines Staatschefs und im Namen seiner Regierung" nicht nur die Unabhängigkeit der Ukraine anerkannt habe; es hätte auch „den Weg der greifbaren Hilfeleistung für die ukrainische Volksrepublik in ihrem Kampf gegen die Moskauer Bolschewisten, welche die Ukraine besetzt hielten", beschritten, „indem es ihr gestattete, Abteilungen ihrer Armee auf seinem Staatsgebiet zu organisieren". „Zwischen den Regierungen der beiden Republiken, der Ukrainischen und der Polnischen", so stellte Petljura weiterhin fest, „ist eine Verständigung erzielt worden. Danach wird das polnische Heer zugleich mit dem ukrainischen in das Gebiet der Ukraine als Bundesgenosse gegen den gemeinsamen Feind einmarschieren. Nach beendetem Kampf gegen die Bolschewisten aber wird das polnische Heer in sein Vaterland zurückkehren."*

*Im Zusammenhang mit diesen Abmachungen erfolgte Piłsudskis Aufruf vom 26. April.*

An alle Bewohner der Ukraine.

Die Truppen der Polnischen Republik sind auf meinen Befehl im Vorrücken und tief ins ukrainische Land eingedrungen. Der Bevölkerung dieses Gebietes gebe ich bekannt, daß die polnischen Truppen aus den vom ukrainischen Volk bewohnten Landesteilen die fremden Eindringlinge verdrängen werden, gegen die sich das ukrainische Volk mit den Waffen in der Hand erhoben hat, indem es seine Siedlungen gegen Vergewaltigung, Raub und Plünderung verteidigt.

Die polnischen Truppen werden in der Ukraine so lange verbleiben, wie erforderlich ist, damit die rechtmäßige

ukrainische Regierung die Herrschaft über dieses Land übernehmen kann. Sobald die Volksregierung der Ukrainischen Republik die staatlichen Behörden ins Leben ruft, sobald das ukrainische Volk an den Landesgrenzen seine bewaffneten Regimenter aufstellen wird, fähig, das Land vor einem neuen Überfall zu bewahren, sobald das freie Volk selbst über sein Schicksal zu bestimmen vermag, wird der polnische Soldat in das Gebiet der Republik Polen zurückkehren, nachdem er seine hohe Aufgabe erfüllt hat, für die Freiheit der Völker zu kämpfen.

Gemeinsam mit den polnischen Truppen kehren in die Ukraine die Abteilungen ihrer tapferen Söhne unter der Führung des Hauptatamans Petljura heim, die in der Polnischen Republik Zuflucht und Hilfe in den schwersten Tagen der Prüfung für das ukrainische Volk gefunden haben.

Ich glaube daran, daß das ukrainische Volk alle seine Kräfte anspannen wird, um mit Hilfe der Polnischen Republik die eigene Freiheit zu erkämpfen und den fruchtbaren Gebieten seines Vaterlandes Glück und Wohlstand zu sichern, deren es sich nach der Rückkehr zur Arbeit und zum Frieden erfreuen soll.

Allen Bewohnern der Ukraine ohne Unterschied des Standes, der Abstammung und des Bekenntnisses sichern die Truppen der Polnischen Republik Schutz und Beistand zu.

Ich rufe das ukrainische Volk und alle Einwohner des Landes auf, geduldig die Lasten zu ertragen, welche die schweren Kriegszeiten auferlegen, und nach Kräften den Truppen der Polnischen Republik in ihrem blutigen Kampf um das Leben und die Freiheit der Bevölkerung zu helfen.

Josef Piłsudski,
Oberbefehlshaber der polnischen Truppen.

# Ansprache in Winnica (Ukraine)

## 17. Mai 1920

*Petljura sandte in den ersten Maitagen aus Kamenez-Podolsk an Piłsudski als den Staatschef und Oberbefehlshaber ein Telegramm, in welchem er feststellte, daß „die politische Abmachung zwischen Polen und der Ukraine von breiten Kreisen des ukrainischen Volkes mit großer Anerkennung aufgenommen worden ist". Er stellte gleichfalls fest, daß er mit dieser Anerkennung eine Unterstützung seiner „schweren und verantwortungsvollen Staatsaktion" gefunden habe. Er gab dabei seiner „aufrichtigsten Freude über den großen Erfolg im Kampf gegen den gemeinsamen Feind" und auch dem Glauben Ausdruck, „daß das von beiden Armeen auf den Schlachtfeldern gemeinsam für die Freiheit und Unabhängigkeit unserer Republiken vergossene Blut die beiden brüderlichen Nationen um so fester verbinden und ihnen in der Völkerfamilie der Welt eine ehrenvolle Stellung sichern" werde.*

*Am 17. Mai empfing Ataman Petljura Piłsudski als den polnischen Staatschef und Oberbefehlshaber auf das feierlichste. Bei dieser Gelegenheit hielt Piłsudski die nachstehende Ansprache.*

Polen und die Ukraine haben schwere Zeiten der Unfreiheit erlebt. Beide Länder gehören zu denjenigen, auf deren Gebiet ständig der Terror herrschte. Schon das Kind wurde hier gelehrt, seine Gedanken im Zaume zu halten. Unfreiheit und Verfolgung waren stets der Anteil beider Länder. Das freie Polen kann nicht wahrhaft frei sein, solange

ringsumher die Losung herrscht, den Volkswillen der Übermacht des Terrors unterzuordnen. Nachdem Polen das höchste Gut auf Erden — seine Freiheit — errungen, hat es sich entschlossen, alles das, was die Freiheit bedroht, so weit wie möglich von seinen Grenzen abzuwehren.

Im Blinken unserer Bajonette und unserer Säbel sollt Ihr nicht die neue Aufzwingung eines fremden Willens sehen. Ich möchte wünschen, daß Ihr darin die Wiederspiegelung Eurer eigenen Freiheit erblickt. Euer Ataman hat in seiner schönen Ansprache versprochen, so bald wie möglich einen freien Landtag in der freien Ukraine einzuberufen.

Ich werde glücklich sein, wenn nicht ich — der geringe Diener meines Volkes —, sondern die Vertreter des polnischen und des ukrainischen Parlaments gemeinsam eine Grundlage für die Verständigung finden werden. Im Namen Polens bringe ich den Ruf aus: Es lebe die freie Ukraine!

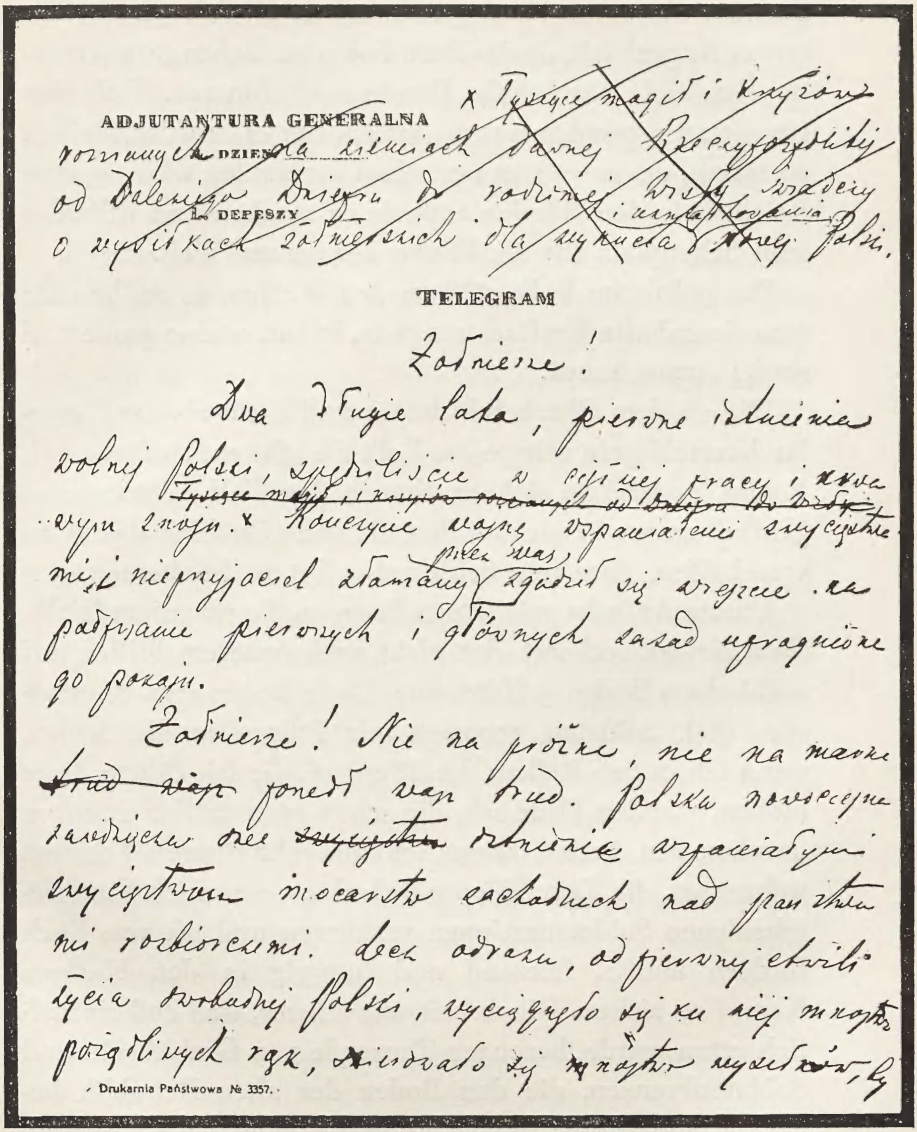
## Armeebefehl zur Beendigung des Krieges

18. Oktober 1920

Soldaten!

Zwei lange Jahre, die ersten im Dasein des freien Polen, habt Ihr in schwerer Arbeit und blutiger Mühsal verbracht. Ihr beendet den Krieg mit glänzenden Siegen, und der Feind, dessen Widerstandskraft Ihr gebrochen habt, hat sich endlich entschlossen, die ersten und hauptsächlichen Grundlagen des ersehnten Friedens zu unterzeichnen.

Soldaten! Eure Mühen waren nicht vergeblich und sind nicht umsonst vertan. Das moderne Polen verdankt sein Dasein den herrlichen Siegen der Westmächte über die



ADJUTANTURA GENERALNA

DZIENNIK DEPESZY

TELEGRAM

Drukarnia Państwowa № 3357.

Handschrift zum „Armeebefehl zur Beendigung des Krieges“

Staaten, die unser Land geteilt haben. Doch sogleich vom ersten Augenblick, da das freie Polen ins Leben trat, streckten sich viele begehrliche Hände nach ihm aus. Viele Anstrengungen wurden unternommen, um es kraftlos bleiben zu lassen, um es — wenn es schon vorhanden wäre — zum Spielball in den Händen anderer zu machen und willenlos zum Schauplatz für die Ränke der ganzen Welt.

Das polnische Volk griff zu den Waffen, es vollbrachte eine riesenhafte Kraftanstrengung, indem es eine große und starke Armee schuf.

Mir als dem Oberbefehlshaber und Euch als den Vaterlandsverteidigern erlegte das Volk die schwere Aufgabe auf, Polens Bestand zu sichern, ihm in der Welt Achtung und Einfluß zu gewinnen und ihm die volle Unabhängigkeit zu verschaffen, über sein Schicksal selbst zu bestimmen.

Unsere Aufgabe geht ihrem Ende zu. Sie war nicht leicht. Vom Kriege verheert, der nicht nach unserem Willen auf polnischem Boden geführt wurde, war Polen arm. So manches Mal, Soldaten, schossen mir Tränen in die Augen, wenn ich in den Reihen der Truppen, die ich führte, Eure bloßen, wunden Füße sah, die schon so gewaltige Strecken durchmessen hatten, wenn ich die schmutzigen Lumpen wahrnahm, die Eure Körper bedeckten, wenn ich Eure bescheidenen Soldatenrationen verkürzen und oft von Euch fordern mußte, frierend und hungrig in den blutigen Kampf zu ziehen. Die Arbeit war schwer, und daß sie redlich getan wurde, bezeugen Tausende von Grabhügeln und Soldatenkreuzen, die den Boden der alten Republik bedecken, vom fernen Dnjepr bis an die heimatliche Weichsel.

Für die Arbeit und Ausdauer, für Opfer und Blut, für Mut und Kühnheit danke ich Euch, Soldaten, im Namen des ganzen Volkes und unseres Vaterlandes.

Noch ist der Friede nicht endgültig geschlossen. Gewehr bei Fuß muß der polnische Soldat geduldig und ruhig auf ihn warten, jederzeit bereit, die Früchte seines Sieges zu verteidigen, wenn der Feind sich der endgültigen Festlegung entziehen sollte. Diese Geduld und Ruhe verlange ich unbedingt von Euch.

Der Soldat, der so viel für Polen getan hat, soll nicht unbelohnt bleiben. Das dankbare Vaterland wird seiner nicht vergessen. Große Landstrecken sind gewonnen worden, die verödet daliegen und die der Weltkrieg fast in eine Wüste verwandelt hat.

Ich habe der Regierung bereits den Vorschlag gemacht, einen Teil des errungenen Bodens denjenigen als Eigentum zu überlassen, die ihn polnisch machten, indem sie ihn mit polnischem Blut und unermeßlichen Mühen düngten. Von der blutigen Saat des Krieges ermüdet, wartet diese Erde auf die Saat des Friedens, wartet auf diejenigen, die das Schwert in die Pflugschar verwandeln. Ich möchte wünschen, daß Ihr in dieser künftigen Arbeit ebenso viele friedliche Siege erringt, wie sie Euch die Kriegsarbeit brachte.

Soldaten! Ihr habt Polen stark, selbstsicher und frei gemacht. Ihr könnt stolz und zufrieden sein, Eure Pflicht erfüllt zu haben. Ein Land, das in zwei Jahren einen solchen Soldaten zu schaffen vermochte, wie Ihr es seid, kann ruhig in die Zukunft blicken.

Nochmals danke ich Euch!

Der Befehl ist in allen Kompanien, Schwadronen, Batterien und Dienststellen der polnischen Armee zu verlesen.

Josef Piłsudski,
Erster Marschall von Polen
und Oberbefehlshaber.

# III

# Aus der Zeit der Regierungsführung als Staatschef

(1920—1923)

# Rede in der Krakauer Universität

29. April 1921

*Bei der feierlichen Überreichung des Diploms als Doctor juris honoris causa hielt Piłsudski in der Jagiellonischen Universität die folgende Ansprache:*

Magnifizenz, geehrte Herren Professoren!

Mit tiefer Rührung danke ich Ihnen für die Würde, die Sie mir verliehen haben. Wenn ich von Rührung spreche, so bitte ich, mir zu glauben, daß ich dieses Wort nicht als gewöhnliche Redensart gebrauche, wie sie bei Empfängen und Festlichkeiten gang und gäbe ist. Meine Rührung ist aufrichtig, und sie entspringt recht verwickelten Beweggründen, die mit meinem Leben zusammenhängen. Ich wurde erzogen — soweit man bei einer russischen Schule überhaupt von Erziehung sprechen kann — in einer Lehranstalt, welche die ehrwürdigen Mauern der jüngeren Schwester der Jagiellonischen Universität, der berühmten Alma Mater von Wilno beherbergten, der Alma Mater unserer glänzendsten polnischen Seher. Ich war ihr Zögling in der Zeit der tiefsten Erniedrigung, als gerade die Ziele, zu deren Erreichung jene Mauern einst errichtet worden waren, kraß verneint wurden. Mit um so größerer Verehrung und Hoffnung erfüllte mich immer das ferne Bild der Jagiellonischen Universität, dieser Alma Mater aller polnischen Hochschulen, in der alle Bestrebungen der polnischen Kunst und Wissenschaft von jeher ihren einzigartigen Mittelpunkt fanden. Darum werden Sie, meine Herren,

meine Rührung darüber verstehen, daß mir gerade hier in Krakau die Ehre einer Anerkennung meiner Arbeit und meiner bescheidenen Verdienste zuteil wird.

Sie hatten die Güte, meine Herren, meiner Arbeit für das Recht und für die Festigung seiner Bedeutung in Polen Erwähnung zu tun. Ich bin in einem Lande aufgewachsen, in welchem die Rechtlosigkeit Recht war, in welchem jeder Mensch, wenn er nicht im Trüben fischen wollte, sich nach einem Recht sehnen mußte, das über dem Willen, der Willkür und der Laune des Menschen steht. Später ließ mich mein Schicksal Soldat werden; den Soldaten aber erzieht das große Ereignis Krieg nicht zum Recht, sondern zu Willkür und Gewalt. Unter den gleichen Umständen wie ich wuchs und bildete sich die jetzige polnische Generation heran, in der mich die Vorsehung und mein schlechter oder guter Stern zum Vertreter der höchsten Staatsführung bestimmt hat. Mein erster Entschluß war, nach Recht und Befestigung des Rechtsbewußtseins im ganzen Volke zu streben. Wie ich sehe, geht diese Arbeit unter sehr schweren Bedingungen vor sich und ist nicht in schnellem Tempo zu vollbringen. Die Verschiedenartigkeit der Rechtsbegriffe, die Demoralisierung durch den Krieg, die Gewöhnung an Willkür und manchmal ein unbewußtes Suchen nach ihr — das sind die Hemmungen, die dieser Arbeit im Wege stehen. Wenn ich diese Dinge objektiv betrachte, so kann ich nicht sagen, daß meine bescheidenen Bemühungen bisher große und so besonders erwünschte Ergebnisse gezeitigt hätten. Aber ich war doch stets bestrebt, das Recht zu stützen und ihm Macht zu verschaffen, gleichviel ob es das Leben beherrscht und regelt oder ob es Schmerzen und Leiden lindert oder ob es schließlich „lex dura sed lex“ ist. Wenn nun eine so hohe Körper-

schaft, wie Sie, meine Herren, sie darstellen, eine Arbeit anerkennt, der ich so große Bedeutung beimesse und die leider so unscheinbare Ergebnisse gebracht hat, so rührt mich das.

Schließlich bitte ich Sie, hochwürdige Herren, für einen Augenblick zu vergessen, daß ich als Chef unseres Staates vor Ihnen stehe, daß meine Schultern mit den ehrenvollen Abzeichen der höchsten militärischen Würden geschmückt sind. Gestatten Sie mir vielmehr, daß ich vor Sie mit der gebührenden Hochachtung als junger Doktorand vor seine Lehrer und Vorgesetzten hintrete und Ihnen meine heiße Dankbarkeit dafür ausdrücke, daß Sie mich lediglich auf Grund der praktischen und wahrscheinlich nicht immer geglückten Arbeit auf dem Gebiet des Rechts freundlichst von der für einen Doktoranden so schweren Aufgabe befreit haben, vor Ihnen ein Examen ablegen zu müssen.

## Rede in Krakau nach dem Empfang des Doktordiploms

*Am gleichen Tage hielt Piłsudski bei einem Festessen aus Anlaß seiner Promotion zum Ehrendoktor der Rechte die folgende Tischrede:*

Sehr geehrte Herren!

An der Universität besteht die berechtigte Sitte, daß man die Doktorwürde erst nach Anhören einer Dissertation erteilt. Wenn ich auch, wie ich das heute schon betonte, vom Senat und der Juristischen Fakultät gütigst von der Ablegung eines Examens befreit wurde, so will ich mich doch

der Pflicht einer Dissertation nicht entziehen. Meine Dissertation scheint mir insofern notwendig, als ich in ihr meine Sünden gegen das Recht darlegen möchte. Ich will das nicht etwa, um der hohen Körperschaft Vorwürfe zu machen, daß sie mir das Diplom erteilt hat, oder um sie dazu zu bewegen, das Diplom wieder zurückzunehmen; denn in dieser Hinsicht habe ich mich ja für die Erteilung des Diploms schon durch den Vortrag einer Dissertation gesichert. Meine Absicht ist vielmehr, daß die Herren die Richtigkeit ihres Beschlusses feststellen möchten.

Gestatten Sie mir daher, meine Herren, Ihnen meine Beichte abzulegen.

Meine Herren, meine erste Sünde gegen das Recht habe ich damals begangen, als ich noch in sehr jungen Jahren von einem schönen Ausflug nach Sibirien heimkehrte und mit mir darüber zu Rate ging, was ich mit meiner „verpfuschten Laufbahn" anfangen sollte. Damals kam mir der Gedanke, Jurist zu werden.

Zu diesem Zweck hatte ich mich mit einer Menge von Spezialwerken umgeben, um unter anderem jene Vergünstigungen auszunützen, die in der Jurisprudenz für Leute wie mich galten, und mein juristisches Examen abzulegen, ohne die Universität zu besuchen. Oh, meine Herren, ziehen Sie das Diplom nicht zurück; meine Studien dauerten kaum ein halbes Jahr. Ich nahm davon Abstand, weil ich fühlte, ich würde diese Studien nicht beenden können. Von der Fortsetzung schreckte mich die Riesenmenge der Definitionen ab, von denen diese juristischen Bücher strotzten. Wenn ich Ihnen als Pädagoge einen Rat geben darf, so möchte ich empfehlen, junge Leute nicht vom Anfang an mit einer solchen Unmenge von Definitionen zu verscheuchen; so etwas könnten sie dann schwer überwinden.

Ich habe also eine andere Laufbahn gewählt, die aber gleichfalls mit dem Recht zusammenhängt, die ich Ihnen aber ungern enthülle. Ich wurde nämlich „berufsmäßiger Rechtsbrecher". Von dieser Zeit an hatte ich lange mit Steckbriefen, mit strafrechtlichen Untersuchungen und natürlich auch mit den Folgen dieser Untersuchungen zu tun. Meine Beziehung zum Recht habe ich gewissermaßen körperlich erhärtet.

In diesem unglückseligen Beruf, den ich ausübte, errang ich gewisse Ehren; denn wie es mir später festzustellen gelang, war mein Kopf in einem der „Rechtsstaaten" sehr hoch eingeschätzt. Diese kriminellen Ehren mögen als Beweis meiner ununterbrochenen Berührung mit dem Recht dienen. In dieser kriminalistischen Wissenschaft hatte ich es mit gewissen längeren Zeiträumen zu tun, während deren ich mein Studium vertiefen konnte.

Frei von Kaffeehauszerstreuungen, wie sie die Mehrheit Ihrer Studenten genießt, konnte ich mich rechtsphilosophischen Studien widmen. Ich kann Ihnen versichern, daß ich dabei zu gewissen Schlüssen gekommen bin. In der Kriminalistik gibt es bekanntlich eine Theorie von der Besserung und eine Theorie von der Abschreckung durch Einwirkung auf den seelischen Zustand des Kriminellen und dergleichen. Hinsichtlich der Besserungstheorie kann ich die Versicherung abgeben, daß ich sie an mir nicht erfahren habe; von der Abschreckungstheorie dagegen behaupte ich, obgleich ich zu den mutigen Menschen gehöre, daß sie viel Berechtigung hat.

Darüber hinaus kann ich Sie dessen vergewissern, daß bei mir neben der Geringschätzung des Rechts, die zu meinem Beruf gehörte, genug Achtung davor zurückblieb. Diese Achtung beruht auf Angst vor dem Recht und einer

gewissen Vorsicht vor ihm. Als man in Polen die sonderbare Unvorsichtigkeit beging, einen „Kriminellen" zum Hüter des Rechts zu machen, erschreckte mich meine im Zuchthaus gemachte Erfahrung. Ich sagte mir: das Recht zu brechen hast du verstanden, aber hat dich das dazu befähigt, das Recht zu hüten?

Da ich dessen nicht sicher war, wandte ich mich an den damaligen Justizminister: Mein Herr, Sie haben einen Menschen vor sich, der berufsmäßig und systematisch das Recht gebrochen hat. Ich selbst habe Angst vor mir und fürchte, die Natur könnte den Wolf wieder in den Wald locken. Daher bitte ich, mir einen Wächter beizugeben, der mich im geeigneten Augenblick am Rockschoß zupfen kann. Ich verspreche, ihm zu gehorchen. — Der Herr Minister bestimmte dazu einen der Warschauer Juristen, dessen Name mich mit Angst erfüllte, denn es war der Name eines Mannes, gegen den ich mein Leben lang gekämpft hatte*). Ich weiß nicht, ob er das mit Absicht getan hat, um mich mit um so größerer Scheu vor dem Recht zu erfüllen, oder aus irgendwelchen anderen Gründen. Tatsache ist, daß ich um so stärker vor der Würde des Rechts gezittert habe.

Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht und höchster Vorgesetzter des Kriegsgerichts mußte ich noch einen zweiten Wächter wählen, den hier anwesenden General Krzemiński.

Ich kann den Herren die Versicherung geben, daß ein Teil meiner Verdienste, von denen im Doktordiplom die Rede ist, auf meine Lehrer zurückgeführt werden müßte. Ich kann aber nicht verschweigen, daß der Unterricht, den sie mir erteilten, mir die Angst vor dem Recht abgewöhnt hat. Die Art, wie sie mich in den Tempel des Rechts ein-

*) Es handelt sich um Stanisław Car (sprich: Zar), den Leiter der Zivilkanzlei des Staatschefs.

führten, war so sanft und unmerklich, daß ich dadurch aufhörte, vor dem Recht Furcht zu haben.

Ich wende mich nun einem weiteren Geständnis zu, dessen Gegenstand ich als eine meiner Hauptsünden betrachte; denn von der ersten hat mich heute früh der Herr Dekan freigesprochen.

Mit dem Augenblick, in dem ich Staatschef geworden und in meiner Hand unbegrenzte Gewalt vereinigt war, sollte ich über die polnische Volksgemeinschaft herrschen, die in sklavischem Gehorsam erzogen war und wußte, daß der Soldat unter meinem Befehl alles ausführen würde, was ich von ihm verlangte. In diesen Zeiten, als noch ein Rechtszustand in Polen fehlte, wurde ich zur Quelle neuer Rechte, die erst geschaffen werden mußten. In diesem für mich schweren Augenblick stand ich vor einem Entschluß, hinsichtlich dessen sich mir der Dienst des Juristen in einer anderen Beleuchtung darstellte.

Erlauben Sie mir, meine Herren, diese Sünde in aller Offenheit einzugestehen: in diesem Augenblick habe ich zu den Juristen kein Vertrauen gehabt. Ich hatte beschlossen, sie um keinen Rat zu fragen und von vornherein ihren Rat nicht zu befolgen. Hier kam der berufsmäßige Kriminelle zum Vorschein, oder aber der Soldat, der einen schnellen Entschluß sucht, oder auch meine fehlende juristische Begabung; ich überlasse es Ihnen, meine Herren, und der Geschichte, das zu entscheiden. Ich beschloß schon vom ersten Augenblick an, eine neue Rechtsquelle zu schaffen, die weniger angreifbar wäre, besser in die moderne Welt passend und nicht so unfaßbar und schwankend wie der Wille des einzelnen. Ich entschloß mich, die Rechtsquelle in der Volksvertretung zu suchen. Aber ein Entschluß und seine Ausführung — das sind zwei ganz verschiedene Dinge.

In Ihrem Landesteil, meine Herren, war ich mit Wahlen bekannt geworden. Mit Entsetzen sah ich eine Sache, die mich mit Angst erfüllte, daß nämlich gleich nach der Wahl drei Viertel der Mandate in Frage gestellt wurden. Bei einem so wütenden Parteikampf überkam mich der Zweifel, ob ich nicht eine Körperschaft bilden würde, die nicht rechtskräftig wäre.

Meine Herren, konnte man in einem Lande, über das der Kriegssturm dahingebraust war, konnte man da von den verschiedenen Formalitäten, von genauen Listen der Wahlberechtigten und dergleichen sprechen?

Es war unmöglich, das durchzuführen.

Und da wurde jene Sünde begangen, um deretwillen ich bereit bin, mein Diplom zurückzugeben. Es kam auf die Zeit an. Bei den Leuten jedoch, die ich in Warschau traf, mußte ich die Unmöglichkeit feststellen, diejenigen zusammenzuspannen, die zum Zusammenwirken berufen waren; nach mühsamen und schweren Anstrengungen gelang es mir schließlich, Menschen zusammenzubringen, die zu verschiedenen Parteien gehörten. Damals brach ein Zank um die Ministerportefeuilles aus. Es kam dahin, daß ich den bei mir versammelten Vertretern der politischen Gruppen vorschlug, um die Ministersitze zu losen, anstatt in unfruchtbaren Streitigkeiten tagelang dieselben Beweisgründe zu wiederholen.

Als ich mich schließlich als Rechtsquelle ganz hilflos fühlte und die Leute auf keine Art zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen konnte, beschloß ich, rasch zu handeln, aber ohne — Gott behüte — Juristen heranzuziehen.

Denn aus meinen kurzen Begegnungen mit Juristen habe ich die traurige Lehre gezogen, daß die Jurisprudenz und die Juristen das Ideal erstreben, diese oder jene Rechtsar-

beit derart auszuführen, daß nicht nur das jetzige Geschlecht, sondern sogar die Urenkel keine Nadel mehr darunter einzwängen können. Das erfordert ungeheuer viel Arbeit, die unmöglich wird, wenn die Zeit knapp ist. Vielleicht haben gerade deshalb die Arbeiten an der Verfassung zwei Jahre gedauert. In diesem Falle hatte ich es aber gerade sehr eilig.

Als ich mein Mißtrauen gegen die Juristen ausgesprochen hatte, beschloß ich mich an diejenigen zu wenden, die am schnellsten handeln, zuweilen sogar schneller handeln als denken. Sie boten mir jedoch die Gewähr dafür, daß die Arbeit am Wahlgesetz in möglichst schnellem Tempo geleistet würde. Deshalb berief ich zum Ministerpräsidenten einen Offizier der II. Brigade, den Pionierhauptmann und Ingenieur Moraczewski. Auf alle Fälle ließ ich ihn stramm stehen — in jenen Zeiten war Vorsicht nicht überflüssig, meine Herren —. Dann sagte ich ihm: Herr Hauptmann, Sie sollen Ministerpräsident werden, aber unter zwei Bedingungen: 1. daß Sie mit Ihren Verordnungen nicht in die sozialen Verhältnisse eingreifen und 2. — hier erhob ich meine Stimme — daß Sie im Laufe einer Woche ein Wahlgesetz ausarbeiten, und zwar so, als ob Sie einen Schützengraben zu bauen hätten. Moraczewski bat mich um drei Tage Aufschub, womit ich mich einverstanden erklärte. In zehn Tagen war also das Wahlgesetz fertig und wurde mir zur Unterschrift vorgelegt.

Das ist meine Hauptsünde gegenüber dem Recht: Mißtrauen gegen die Juristen, was die schnelle Ausarbeitung von Gesetzen anlangt. Ob das ein Ergebnis meiner „kriminellen" Vergangenheit war oder meiner soldatischen Art, ob es angesichts dessen so ungefährlich war, den Händen eines „Kriminellen" nicht nur den Staat, sondern auch

das Doktordiplom anzuvertrauen, — das mag die Geschichte entscheiden und Sie, meine Herren.

Ich glaube, die Frage der Zeitdauer juristischer Entscheidungen und die Frage einer gewissen Einschränkung des Strebens nach einem Idealzustand im Recht sind wohl Probleme, die ich als Ergebnis meiner Doktordissertation Ihnen zur Erwägung anheimgeben darf. Die zahlreichen Ungenauigkeiten und Sünden gegen das Recht, die danach erfolgen konnten und mußten, will ich hier übergehen, nicht weil ich nicht aufrichtig sein möchte, sondern weil man sie in verschiedenen Druckschriften finden kann, die mich gütigst mit ihrer Aufmerksamkeit beehren.

Das also, meine Herren, sind die Elemente meiner Dissertation:

1. daß ich mich infolge eines Übermaßes an Definitionen des juristischen Studiums enthalten habe;

2. daß ich als „Krimineller" mit dem Recht gekämpft habe;

3. daß ich zu den Juristen kein Vertrauen hatte, als es auf Zeit und Geschwindigkeit ankam, daß ich die Entscheidung gefällt habe, in solchen Fällen sei die Hand des Soldaten besser als die des Juristen.

Nach dem Eingeständnis dieser Sünde bitte ich, im Vertrauen auf die Nachsicht der hohen Körperschaft, als mildernde Umstände gelten zu lassen, daß ich in der ganzen verflossenen Zeit ein Amt innehatte, das stets und überall — und in Polen erst recht — hinsichtlich seiner Kompetenz und seiner Machtbefugnisse keiner Definition unterliegt. Um so unangenehmer waren für mich die Schwierigkeiten, da ich als Stütze lediglich die Gewohnheiten anführen konnte, die aus den Gesetzen der Teilungsmächte entstanden waren.

Überdies wollte der geneigte Kritiker jene Gewohnheiten noch durch die ihm bekannten und sympathischen Gewohnheitsrechte ergänzt wissen, und zwar aus allen Staaten der Welt, von Frankreich bis sogar zum fernen Paraguay. Sie werden mir wohl beipflichten, meine Herren, daß ich bei solchen undefinierbaren Wünschen nicht imstande war, irgend jemand zufriedenzustellen.

Magnifizenz, Herr Dekan, meine Herren Professoren! Wenn ich mich zum Schluß trotz des etwas scherzhaften Tons meiner ganzen Ansprache vertrauensvoll an Sie wende, so möchte ich der Jagiellonischen Alma Mater meine große Dankbarkeit für den mir verliehenen ehrenvollen Titel ausdrücken.

Ich bin stolz darauf, daß ich ein guter Soldat bin, obgleich ich kein Berufssoldat bin, und wenn mir das irgendwelche Spezialisten absprechen sollten, so würde ich über ihr Urteil ruhig zur Tagesordnung übergehen. Zu meinen Gunsten sprechen nämlich nur allzu krasse Tatsachen. Nach meinen Richtlinien sind wir aus dem Nichts, vom fast absoluten Nullpunkt in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Besitz einer großen Armee gelangt.

Diese Armee, die aus ungeübten Soldaten bestand und von Offizieren geführt wurde, welche durch die Kriegsjahre ermüdet waren, mußte ich sofort in den Kampf werfen. Mit Stolz kann ich von mir behaupten, daß ich überall, wo ich die Leute selber in den Kampf führte, den Sieg auf meiner Seite hatte. So habe ich Dinge vollbracht, angesichts deren ich keinen Richter zu fürchten habe. Wenn ich jedoch zu einem anderen Bereich komme, in welchem ich gleichfalls kein Fachmann bin, so fühle ich mich schwach und habe Hochachtung vor denjenigen, die darin höher als ich stehen.

Für die Anerkennung meiner bescheidenen Leistung auf dem Gebiete des Rechts bringe ich dankbar meinen Trinkspruch der Jagiellonischen Alma Mater dar. Sie verkörpert die großen Hoffnungen Polens, das große Wissen und die vortreffliche Arbeitsmethode. Ich verbinde mit diesem Trinkspruch den tiefempfundenen Wunsch, sie möge blühen und gedeihen, und ihre Studierenden mögen ihr in großer Zahl eine ebenso tiefe Verehrung entgegenbringen, wie ich das tue.

## Armeebefehl zum 100. Todestag Napoleons

Warschau, 30. April 1921

Soldaten!

Vor hundert Jahren starb auf einer wilden, einsamen Insel, in der Weite des Ozeans, der größte Soldat der Welt und ihr glänzendster Feldherr: Napoleon.

Ihn führte auf den Kriegsschauplatz noch in jungen Jahren Frankreichs Genius, der dieses Land damals zwang, in Schmerzensqualen und schweren Kämpfen neue Vorbilder für das menschliche Leben auf Erden zu schaffen. Und er stellte ihn unter die Feldherren zu einer Zeit, da alle anderen Mächte im Kampf gegen die Neuerungen der Revolution Frankreichs Dasein bedrohten. Von da an heftete sich für lange Zeit an die französischen Fahnen der Sieg, diese süßeste Frucht der soldatischen Mühen und Anstrengungen.

Durch sein glänzendes Genie wurden in großer Zahl tüchtige Soldaten erzogen, die das damalige Europa mit Schlachtenlärm und lauten Siegen erfüllten. Unter seiner festen, aber ungewöhnlich tüchtigen Hand verwandelten

sich Stalljungen, Unteroffiziere und jugendliche Offiziere in seine nächststehenden Mitarbeiter, Marschälle von Frankreich und große Soldaten, welche die Schule der Siege schnell und leicht durchschritten.

In seinen Taten und Kämpfen hat Napoleon unvergeßliche, herrliche Beispiele der Kriegskunst hinterlassen. Solange auch nur ein Soldat auf der Welt bleibt, der mühsam nach dem Rätsel des Sieges, nach dem Geheimnis der Feldherrnkunst sucht, solange Menschen eine Antwort auf die Frage finden wollen, wie sich in der Hand eines einzigen Menschen so mächtige Schlachtenblitze häufen konnten, daß in ihrem Feuer alte menschliche Einrichtungen — Staaten und Organisationen — wie elende Strohhalme verbrannten und zerfielen, solange werden sie mit ihren Untersuchungen nirgends anders beginnen können als bei den Taten, bei der Arbeit und den Siegen des großen Napoleon.

Von seinen Soldaten vergöttert, im Glück und im Unglück groß, in seinen Gedanken und seinen Taten kühn, wurde der Führer des großen, aber durch ungeheure Anstrengungen ermüdeten Frankreich schließlich nach zahlreichen und vielfach mißglückten Versuchen der übermächtigen Zahl seiner und Frankreichs Feinde überwältigt. Fern von der Welt, von vielen Wächtern umgeben, hat schließlich vor hundert Jahren das Herz dieses großen Soldaten zu schlagen aufgehört, erlosch der Geist dieses Feldherrn, ging ein mächtiger Wille zu Ende, wie ihn weder vor ihm noch nach ihm je ein Leben auf Erden offenbarte.

Soldaten! Unter Napoleons Führung haben einst unsere Großväter und Urahnen gekämpft, die vor ihm als dem Oberbefehlshaber mit Verehrung ihre Fahnen senkten. Um auch heute das Andenken des größten Soldaten und besten

militärischen Lehrers zu ehren, möge überall das wahre Soldatenherz lebhafter für ihn schlagen, mögen sich vor seinem machtvollen Geist die polnischen Fahnen neigen, mögen donnernd die Abschiedssalven seinen Ruhm künden.

Am 5. Mai soll dieser Befehl vor der Front aller Garnisonen verlesen werden; die dazu bestimmten Abteilungen haben mit ihren Fahnen eine Parade abzuhalten und eine Ehrensalve abzugeben, deren Ort und Zahl von den örtlichen Kommandanten bestimmt wird.

J. Piłsudski,
Oberbefehlshaber und
Erster Marschall von Polen.

## Ansprache in Wilno

20. April 1922

*Bei einem Festessen, das die Stadt Wilno aus Anlaß des dritten Jahrestages der Eroberung der Stadt zu Ehren Piłsudskis veranstaltete, hielt er die folgende Tischrede:*

Geehrte Herren! Ich werde zu Ihnen als Chef des polnischen Staates und zugleich als Wilnoer sprechen. Diese meine beiden Funktionen sind für mich so unzertrennlich, daß ich in Wilno nicht anders das Wort ergreifen kann. Und wie ich offen sagen kann, ich wäre nicht Chef des polnischen Staates, wenn ich nicht aus Wilno käme, so muß ich wiederum umgekehrt der Geschichte die Lösung der Frage überlassen, ob ich als guter Wilnoer auch ein guter Chef des polnischen Staates zu sein vermochte.

Vor allem will ich von der Vergangenheit reden. Ich bekenne mich nämlich zu dem Grundsatz, daß derjenige, der seine Vergangenheit nicht ehrt und schätzt, der Hochachtung der Gegenwart nicht wert ist und auch kein Recht auf die Zukunft hat.

Meine Herren! Über die ganze Welt sind die Spuren des großen geschichtlichen Wandels der Menschheit verstreut und ausgebreitet, Spuren großer Arbeit, großer Anstrengung von Menschen und Menschengruppen, vor denen man sein Haupt neigen muß, gleichviel mit welchen Gefühlen man ihnen gegenübersteht. Solche Spuren sind unscheinbare, kleine geographische Punkte, an denen sich sozusagen der geschichtliche Knoten knüpfte, an denen die Schlachtfelder mit Leichenhaufen bedeckt und mit Strömen von Blut getränkt wurden, um jene großen geschichtlichen Umwälzungen anzuzeigen, die manchmal über das Schicksal großer Staaten und menschlicher Einrichtungen entschieden. Solche Spuren bilden auch ausgestorbene oder noch vorhandene Hauptstädte. Gewaltige Willensanspannungen, gewaltige Mühen, oft unter Hintansetzung der göttlichen und menschlichen Rechte auf eine Stelle geworfen und verdichtet, haben jene Denkmäler des Geistes und der Menschenkraft errichtet, die wir Hauptstädte nennen. Ob wir als Beispiel Petersburg wählen, das der mächtige Wille eines großen Imperators, Peters des Großen, und riesige Anstrengungen und übermenschlich kunstreiche Arbeit aus den Sümpfen und Ödländern im Norden als Zarenresidenz erstehen ließen, oder jene andere Hauptstadt, die seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag von sich als der ewigen spricht: Rom — oder irgendeine andere Hauptstadt, sie alle sind für uns Sinnbilder jenes großen und geheimnisvollen Daseinsrätsels, das unser Verstand nicht zu lösen

vermag. Ich kann nicht vergessen, daß auch unser teures, geliebtes Wilno zu diesen Hauptstädten gehörte; es wurde dazu erhoben — das können wir ruhig aussprechen — nicht durch polnische Hände, sondern in den Zeiten der großen Kraftanstrengungen des litauischen Volkes, als es sich noch im offenen Kampf mit der ganzen Welt ringsum befand, Polen nicht ausgenommen. Der ungewöhnliche Wille der überragenden Helden des heidnischen Litauen, die damals ein mächtiges Reich von Meer zu Meer, von den Mauern des berühmten Moskau bis an die Ufer der grauen Weichsel schufen, der Wille der großen Ritter, groß in der rührenden Eintracht eines Kiejstut und Olgierd, nicht minder groß in dem geschichtlichen Streit eines Witold und Jagiello, dieser Wille hat die Mauern Wilnos errichtet, hat die Fundamente zu unserer Stadt gelegt, die ihre Hauptstadt war. Dann kam die Zeit der Jagiellonen, eine Zeit großer Arbeiten von geschichtlicher Bedeutung; damals wurde, wie man damals sagte, mit vereinten Kräften der beiden Völker hier und nirgends anders die mit Krakau gleichgestellte Hauptstadt zum Sinnbild der Kraft und Stärke, der Kultur und Zivilisation gemacht, wurde unsere Stadt siegreich dem damals barbarischen Osten entgegengestellt.

Seit drei Jahren bin ich Chef eines Staates, der gegen dreißig Millionen Seelen zählt. Ich stehe auf einem Posten, auf dem es mir vergönnt ist, die Anstrengungen von Tausenden und Millionen zu ermessen. Ich weiß also, wie schwer diese Bemühungen im geschichtlichen Leben sind. Wenn ich bedenke, daß die geistigen Mühen der Polen unserer Zeit, im Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität, nicht imstande sind, in Warschau oder in Wilno ein gewöhnliches, kaufmännisch rentables Wohnhaus zu errichten, das nicht in zwanzig Jahren in Trümmer ginge, so

neige ich voller Achtung mein Haupt vor dem gewaltigen Werk, das einst, ohne Dampf und Elektrizität, gen Himmel ragende Türme baute, welche die Jahrhunderte überdauerten, und Mauern aufführte, bei deren Anblick ich nicht schwermütig, sondern stolz sage: „Wir waren nicht, als der Wald schon war; wenn wir vergehn, bleibt der Wald fürwahr!"

Und auch damals, als die in ihre Hauptstadt Wilno verliebten Jagiellonen polnische Könige waren, führten sie, wie wir es in den Chroniken lesen, jahrelange Kämpfe, weil sie ihre teure Stadt Wilno nicht um Krakaus willen verlassen wollten. Hier an den Ufern der Wilja gab sich der Letzte dieser Dynastie den Liebesspielen hin, die in der Dichtung öfters verewigt worden sind, da er sich wie ein Mann ganz Polen entgegenzustellen wußte, als man ihm das Recht auf Liebe verweigerte; er war es, der seine Regierungstätigkeit mit dem in unserer Geschichte so berühmten ewigen Bund der beiden Völker beschloß. Ich freue mich, dem Vertreter der Stadt Lublin, der sich hier auf diesem Fest eingefunden hat, dafür danken zu können, daß er mir durch seine Anwesenheit diesen großen geschichtlichen Vorgang in Erinnerung gerufen hat.

Später kamen über Polen und über beide Völker schwere Schläge. Nach langen und mühseligen Kämpfen zerfielen die Anstrengungen und Bestrebungen so vieler Generationen zu Staub. Die geschichtlichen Sinnbilder, die Denkmäler menschlichen Geschicks und menschlicher Stärke, unsere Hauptstädte starben dahin. Aber selbst dann noch wurde gerade hier und nirgends anders in großer Willensanspannung und menschlicher Geistesarbeit das nationale heilige Feuer entfacht. Das Polen, so weit und breit es war, in seiner Kraft auszuharren festigte. Doch

sehet nur: drei Viertel des Werks unseres größten Genies, dessen Name jedes polnische Kind wiederholt, wenn es zu sprechen anfängt, — ich wiederhole: drei Viertel dieses Werks ist mit der Geschichte, mit den Kämpfen, Leiden und Niederlagen des alten Litauen verbunden. Und das Genie des großen Dichters macht jedes kleine Kind irgendwo in der Westmark Polens mit Namen bekannt, die sonst fremd klingen, mit den Namen all der Grażynas, Aldonas, Wallenrods und anderer.

Erlauben Sie mir, meine Herren, noch eine Erinnerung an jene schweren Zeiten heraufzubeschwören, mit der ich persönlich am stärksten verbunden bin. Als ich hier unweit von Wilno geboren wurde und die Mutter über der Wiege des Sohns Tränen der Trauer vergoß, da klang noch der Widerhall vom Knarren der Galgen mit, die nicht nur hier auf dem Lukiski-Platz errichtet waren, sondern auch dort drüben — in Kowno. Ich kann es nicht vergessen, daß der Kampf in jenen Gegenden sogar heftiger, blutiger und hartnäckiger war. Als nicht nur hier, sondern selbst im Königreich Polen, in Warschau der Kampf schwieg, da dauerte der Aufstand in Samogitien in seiner ganzen Stärke an und riß Hunderte und Aberhunderte, auch Leute, die nicht polnisch sprechen konnten, zu neuen Opfern und neuen Kämpfen mit.

Wenn ich hier spreche und unserer großen Vergangenheit Dank und Huldigung zolle, so kann ich nicht ruhig zur Tagesordnung übergehen angesichts der gewaltigen, gemeinsamen Anstrengungen der beiden Völker, welche unsere teure Stadt Wilno zur Hauptstadt und zum Denkmal der Vergangenheit machten. Ich kann nicht umhin, vor dem gemeinsam vergossenen Blut tief meine Stirn zu neigen.

Meine Herren! Wilno tritt jetzt in einen neuen Lebens-

abschnitt ein, in ein Leben, das sich anders gestaltet als jenes, das ihm seine geschichtliche Vergangenheit bot. Ich weiß nicht und will es nicht untersuchen, wie unsere Kinder fühlen und ihre Schlüsse ziehen werden. Ich will daran glauben, daß sie besser, klüger und glücklicher sein werden als wir, schon weil sie unter weniger grausamen Lebensumständen erzogen werden. Aus Verehrung für die Vergangenheit, aus Achtung vor dem gemeinsam vergossenen Blut kann ich heute, am Tage unseres Triumphes, des polnischen Triumphes, den wir alle, die wir hier versammelt sind, so heiß empfinden, nicht anders als meine Hand über die Grenze, die uns trennt, zu jenen auszustrecken, die vielleicht den heutigen Tag, den Tag unseres Triumphes als Tag der Niederlage und der Trauer betrachten. Ich kann nicht umhin, meine Hand auszustrecken und zu Einigkeit und Liebe zu mahnen. Ich kann die Menschen drüben nur als unsere Brüder ansehen.

Es kann sein, daß die Geschichte in ihrem unerforschlichen Ratschluß auf die Dauer zwischen den beiden Völkern einen Graben und einen Trennungsstrich zieht. Vielleicht werden unsere Kinder jenen drüben keine Brüder, sondern Fremde sein. Wir aber dürfen und sollen uns bemühen, daß dieser Schicksalsspruch, wenn er schon verwirklicht werden muß, wenigstens nicht ohne unseren Versuch einer Milderung vollzogen wird.

Erlauben Sie mir, daß ich meine Ansprache als Wilnoer schließe. Ich bin, meine Herren, in dem Alter, daß ich ruhig in jene Ferne schauen kann, aus der niemand zurückkehrt. Ich weiß, nach so vielen Erschütterungen meines stürmischen Lebens, die gleicherweise reich an Beifall wie an Mißfallensäußerungen waren, hält mir mein Schicksal nicht mehr viele Erschütterungen bereit, die ebenso groß

und machtvoll wären wie die durchlebten. Es gibt aber Erschütterungen, die so rein und unschuldig sind, daß man sie fast kindlich nennen könnte, und die sollen mir zweifellos noch zuteil werden. Zu ihnen gehören auch die Gefühle des heutigen Tages. Mich erfüllen Empfindungen wie ein Kind beim Geburtstag seiner teuren Mutter. Das unkritische Kinderauge bewundert die Mutter, es schaut und fragt nicht, was für Kleider sie am Leibe trägt. Ob sie häßlich oder schön für jemand anderen ist, für das Kind bleibt sie etwas Schönes und Wundersames, und an ihrem Geburtstag klopft das Herz freudig. So rufe ich denn, wie jenes Kind, zutiefst erschüttert: Es lebe Wilno!

## Ansprache bei der ersten Legionärstagung in Krakau

6. August 1922

*Zum achten Jahrestag des Ausmarsches der Kaderkompanien Piłsudskis aus Krakau an die russische Grenze wurde die erste Tagung der Legionäre in Krakau veranstaltet. Als Beweggrund für die Einberufung der Zusammenkunft wurde im Aufruf der Wunsch angegeben, die Flamme der heldenhaften Tat müsse genährt werden und die schöpferische Kraft der Legionen im Mittelpunkt des polnischen Lebens bleiben.*

Liebe Kameraden!

Der 6. August ist für mich unter vielen anderen Tagen, die mir zu erleben vergönnt war, ein schwerer und großer, ein trauriger und wehmütiger Tag, zugleich aber auch ein Tag des Triumphes über mich selbst. Darum pflege ich am

6. August eine Art Gewissensprüfung vorzunehmen und im Einklang mit der Frage, die mein Freund, General Sosnkowski, hier aufgeworfen hat, mich selbst zu befragen; so suche ich auch jetzt eine Antwort auf meine Fragen. Ich war so abergläubisch, daß ich im großen Krieg, den wir mit unserem östlichen Nachbarn um unser Dasein führten, zu dem schwersten und schwierigsten Entschluß, den zu fassen mir schier Herz und Hirn brach, mich gerade am 6. August durchgerungen habe. Es war die Entscheidung über den Gegenangriff bei Warschau. Darum will ich heute, da ich hier vor Euch zu erscheinen und zu Euch zu sprechen beschlossen habe, nicht in die Fußtapfen meines Freundes, des Generals Roja, noch auch in die Fußtapfen meines Freundes, des Generals Sosnkowski, treten und hier eine allzu verwickelte Frage anschneiden; ich möchte nur ein Mensch ohne Sorgen sein, ein Mensch, der sich mit Euch zusammen freut, daß wir wieder einmal beisammen sind.

Meine Herren! Über die Legionen gibt es verschiedene Deutungen und die verschiedenartigsten Legenden, die sich im Laufe der acht Jahre seit dem denkwürdigen 6. August gebildet haben. Ich habe eine ganze Menge von Veröffentlichungen, Geständnissen und Urteilen über die Bedeutung, über Tatsachen, Anstrengungen und die großen Mühsale der Legionärsarbeit gelesen und durchgeblättert. Ich kann nicht leugnen, meine Herren, daß bis jetzt in dieser ganzen Literatur das Tüpfelchen über dem i fehlt, daß es vor allem an einer genauen Ausführung derjenigen Dinge mangelt, die doch über den Inhalt, die Taten und Entschlüsse eines Großteils der Legionengemeinschaft entschieden haben. In all den verschiedenen Erinnerungen, Feststellungen und Äußerungen fehlt die Beichte des Führers.

Der Führer muß — ob er es will oder nicht, wenn er ein Führer sein will — etwas anderes sein als diejenigen, die er befehligt. Das ist seine Pflicht, das ist sein innerer Wert. Ich sage das nicht, um mich irgendwie zu loben oder mich höher als andere zu stellen. In Eurem Kreise bedarf ich dessen durchaus nicht, sondern ich sage es um der Wahrheit, um der geschichtlichen Wahrheit willen, deren wir alle bedürfen hinsichtlich dessen, was wir waren und was wir sein können. Es gibt kein Tun unter Menschen oder in der Menschheit ohne diejenigen, die dieses Tun leiten, die alle Pflicht der Fähigkeit dazu und der Verantwortlichkeit dafür auf sich nehmen. Führer, kleine oder große, von kleineren oder größeren Gruppen, im kleineren oder größeren Format sind eine Notwendigkeit. Es gibt keine menschliche Arbeit ohne Leiter, ohne diejenigen, welche für die anderen die Verantwortung übernehmen und sie befehligen. Um wieviel mehr gilt das, meine Herren, wenn wir uns der militärischen Tätigkeit zuwenden, wo naturgemäß der Gehorsam das Wesentliche ist und der Befehl das Wesen der Leistung ausmacht. Da ist es die Pflicht des Führers, der — wie ich erwähnte — ein besonderer Mensch sein muß, die Rechnung für alle aufzustellen, bei der Neigungen und Gefühle, und wären sie noch so heiß, nicht in Betracht gezogen werden dürfen, bei der die Dinge nicht mit der Phantasie allein gemessen werden können. Da muß man die Absichten, sowohl die eigenen wie auch die des Nachbarn, kühl berechnen.

Darum behaupte ich auch, wenn ich von den Legionen lese oder höre: ich selbst bin es, der mir in diesen Berichten fehlt; denn ich war es doch, meine Herren, der Euch in den Tod sandte, ich war es, der Euch gegen Euren Willen zu schweren und recht unangenehmen Dingen zwang.

Das ist, wie ich sage, das Ergebnis der Rechnung; aber einmal, so meinte ich, muß der Augenblick kommen, da ich mit Genugtuung diese Last der Verantwortung Euch gegenüber von meinen Schultern ablegen und meine Abrechnung als Führer vor Euren Augen ausbreiten kann.

Wir sprechen vom 6. August; da möchte ich Euch in der Erinnerung in jene Zeiten zurückversetzen, die den jetzigen so gewaltig unähnlich waren. Damals begrüßte man mich in Krakau nicht mit der Nationalhymne, bei der die Soldaten ihr Gewehr präsentieren und sich alle Häupter entblößen, aber nicht nur in Krakau, sondern so weit und breit polnisches Land war, gab es jenes Polen nicht.

Heute will ich vor Euch meine Rechnung über den Entschluß vom 6. August ablegen.

Meine Herren, für jeden in Polen, der nicht blind sein wollte, für jeden, der sich nicht fürchtete nachzudenken, war es schon seit langem offensichtlich, daß irgendwo ein großes Schicksal die Menschen vorwärts drängte, sie anders werden ließ und zu dem fähig machte, was wir erfahrenen Soldaten kennen: zum Krieg. Für den Krieg muß sich der Mensch umwandeln; er ist anders, wenn er in Millionen aufsteht, einer gegen den anderen, um Mord und Brand hinauszutragen, um das zu vernichten, was er mit eigener Arbeit aufbaute, um das zu vergessen, was er lieb gewann, um sein alltägliches Leben der Vergessenheit preiszugeben. Der Mensch muß sich von Grund auf wandeln, um sich zu solchen Veränderungen zu entschließen. Kriege wie der, welchen wir erlebt haben, brechen nicht aus Laune aus, Kriege, die im Leben der Welt eine Epoche, im Leben der Völker eine Umwälzung darstellen, sind große geschichtliche Umbildungen, die vielleicht die Welt erneuern, indem sie ihr andere Gesetze diktieren. Solche Dinge und solche

Erscheinungen „von gewaltigem, blitzartigem Ausmaß" bereiten sich lange, allmählich vor; denn der Mensch muß sich umwandeln, wenn er auch nur als der geringste Mitspieler in dieser großen Tragödie seine Rolle spielen will. Ich war nicht blind und bereitete mich lange darauf vor, diese Rechnung aufzustellen, die ich vor dem 6. August zu machen hatte.

Meine Herren! Die Rechnung eines jeden Führers ist ungewöhnlich schwer und verwickelt. Das ist keine bloße Ziffer, das ist nicht nur ein toter Gegenstand, den man wiegen, ausmessen und berechnen kann; es ist kein rein materielles Handwerk. Der Führer muß rechnen können, aber auch dorthin vordringen, wo die Rechnung schon alle Sicherheit verliert, wo es nur noch Wahrscheinlichkeiten und überdies außerordentlich schwankende Wahrscheinlichkeiten gibt. Eine solche Rechnung ist trügerisch, sie erweckt tausende von Zweifeln. Auch in meinem Falle hatte ich bei meinen Berechnungen Zweifel. Jeder Führer muß alle Zweifel in sich niederzwingen und sie für sich behalten, den anderen aber Selbstsicherheit und Kraft zum Ausharren selbst in den schwersten Augenblicken geben. Der allein verdient den Namen eines Führers — und ich bekenne offen, daß ich mich dafür halte, — der solche Dinge und solche Berechnungen, und seien sie auch noch so schmerzlich, mit sich selbst abzumachen, den anderen gegenüber aber zu schweigen und vor ihnen diese Dinge nicht zur Sprache zu bringen vermag.

Ich sprach Ihnen von Dingen, die man berechnet, mißt, wägt, die man unter materiellen Gesichtspunkten betrachten kann. Meine Herren! Wir sind jetzt wahrscheinlich durch die vier Jahre unseres Lebens in der Unabhängigkeit schon verwöhnt; aber stellen Sie sich bitte einmal vor, was

Polen und was ich, der ich mich auf diese Berechnung vorbereitete, was wir überhaupt messen, wägen und berechnen konnten? Die Feigheit, Gleichgültigkeit, Schlaffheit, die sogenannte Vernunft oder endlich Polens Gewöhnung an die Knechtschaft? In der Rechnung des Führers muß System sein; kein Führer größeren Maßstabs, kein Führer von Format kann etwas erreichen, wenn er die Rechnung nicht bei sich selbst anfängt, wenn er zuerst den Feind, dessen Ziele, Absichten, Möglichkeiten und Wert einschätzt und dann erst sich diesem Ergebnis anpaßt. Die Rechnung eines jeden Führers muß bei ihm selbst, bei seinem eigenen Wert, bei seinen eigenen Kräften beginnen; dann erst kann er über die anderen nachdenken, mit denen er zu kämpfen hat, dann erst, nachdem er die Rechnung über sich selbst abgeschlossen hat, und erst dann darf er zur Rechnung über den Feind übergehen und zur Berechnung dessen, was ihm auf seinem Weg begegnen könnte. Ich kenne in der Geschichte keinen Führer — wie gesagt — von größerem Maßstab, der zuerst die Berechnung seiner Schwäche vornähme, der vor allem seine eigene Schwäche ermißt und nur vor der Kraft der Feinde demütig sein Haupt neigt.

Meine Herren, eine derartige Rechnung nennt man Romantik, eine derartige Rechnung, und wäre sie noch so kühl und klug, nennt man Wahnsinn und bei uns in Polen Verrücktheit. Ich aber hatte es mit einer derartigen Volksgemeinschaft zu tun, als ich meine Rechnung aufstellte, und diese Volksgemeinschaft war in der Hinsicht so verstockt, so selbstsicher, so eingebildet auf ihren Verstand, daß keine Beweisführung, keine Macht, keine Weisheit bis zu diesen Köpfen und diesen Herzen vordringen konnte. Wenn ich hier darüber spreche, so geschieht das nicht, um daraus irgend jemand einen Vorwurf zu machen,

irgend jemand ein Unrecht anzutun oder seinen schlechten Willen vor Augen zu führen; ich will vielmehr nur, meine Herren, daß das festgestellt werden kann, was die Legionen als Verdienst erworben haben, daß dieser natürliche Stolz der Menschen, die gegen eine ganze Welt, gegen Polen, gegen alles, was da war, hinausgezogen sind, um den Versuch zu wagen, daß ihnen das Anrecht auf diesen Stolz gebührend zuerkannt wird.

Ich will aus diesem Stolz keinerlei Folgerungen ziehen hinsichtlich der gewaltigen Ereignisse, der großen Umwälzung in unserem Leben; ich bin, um mit den Worten des Dichters zu sprechen, „tief demütig und still". Mein Stolz schweigt vollkommen, wenn ich daran denke, daß nicht wir, nicht die Polen und nicht unsere Bemühungen diese gewaltige Umwälzung herbeigeführt haben, daß man mich heute in Krakau, in Wilno oder in Posen mit Kanonensalven begrüßen kann, die polnische Nationalhymne ertönt und der polnische Soldat das Gewehr präsentiert.

In der ganzen weiten Welt, wo Millionen Menschen und Milliarden Geldwert auf den Kampfplatz der Geschehnisse geworfen wurden, wo die Zerstörung von Städten, die durch Jahrhunderte an Arbeit entstanden waren, in der Kriegsrechnung gar nichts bedeutete, wo der „Kriegsgott" riesige Strecken durchschritt, Verwüstung, Schutt und Asche hinterließ und das Wesen des Lebens veränderte, dachte damals niemand an Polen, und niemand stellte als das Ziel dieser Kraftanstrengungen Polen hin.

Meine Herren, ich wende mich jetzt dem zu, was der Führer tun mußte, also zu jener meiner Rechnung, von der ich hinsichtlich meiner selbst, meiner Absichten und meiner Taten zu berichten habe. Es war mir klar, daß Polen zum Kriegsschauplatz der Teilungsmächte werden würde.

Ich täuschte mich nicht im mindesten darüber, daß die Mächte, welche Polen besetzt hielten, meinen eigenen Volksgenossen gegenüber viel weitergehende Rechte, viel mehr Macht und viel mehr Autorität besitzen würden als ich. Ich gab mich darüber keiner Täuschung hin und begann meine Rechnung mit der Feststellung meiner eigenen Machtlosigkeit. Ihr seid Soldaten, also wißt Ihr, was für ein Gefühl es ist, dem Feinde gegenüber Hilflosigkeit zu empfinden, wie demütigend und entehrend es ist, wie es den Menschen zur Tat unfähig macht. Auch ich mußte hier einen wütenden Kampf mit mir selber ausfechten, um diesen Zustand zu überwinden. Und wiederum, meine Herren, täuschte ich mich gar nicht, und zwar der Meinung aller Polen zum Trotz, daß der Krieg irgend jemand Kräfte geben würde. Es genügt, zu berechnen und mit kühler Sachlichkeit die Millionen von Menschen, die Riesenmengen von Geld und anderen Dingen in Rechnung zu stellen, von welchen der Mensch im Krieg leben muß, der doch allen Zerstörung bringt. Ich rechnete also kühl aus, das Ende des Krieges würde vor allen Dingen den Besiegten schwächen, gleichviel wer siegt. Man mußte begreifen, daß eine so gewaltige Kraftanstrengung, so große Ereignisse auch an den Siegern nicht spurlos vorübergehen konnten.

Darum eben, meine Herren, konnte ich in meiner kühlen Berechnung als Führer, in meiner Berechnung der eigenen Machtlosigkeit die Kraftanstrengung eines jeden der Gegner vergrößern, und ich hatte die Kühnheit, es zu tun. Verzeihen Sie mir, liebe Kameraden, daß ich Ihnen von diesem Teil meiner Rechnung niemals ein Wort gesagt habe; denn hätte ich es nur einmal, einen Augenblick lang getan, so wären Sie in derselben Lage gewesen wie ich und hätten sich dasselbe gesagt, was ich nach dem bekannten

Durchmarsch von Ulina nach Krakau sagte: „Du lieber Gott, wenn ich gewußt hätte, daß ich solche Scherereien kriege, dann hätte ich mich überhaupt nicht auf den Weg gemacht!“ Diese zweite Rechnung habe ich Euch nicht verraten, aber ich trug sie im Herzen, und Euch zeigte ich nur das kalte Gesicht des Führers, der selbstsicher und befehlsgewohnt ist. Um so mehr bin ich heute verpflichtet, Euch um der gegenseitigen Offenheit willen die Wahrheit zu sagen, und in meinem Gewissen als Führer fühle ich mich frei von jedem Vorwurf.

Und nun die zweite Rechnung. Mit dieser Rechnung wiederum habe ich sogar keinen einzigen Polen in ganz Polen zu überzeugen versucht. Ich sagte mir von vornherein: kein Pole in Polen wird eine solche Rechnung darüber, was in einem Jahr oder in zwei in Polen sein wird, sich zumuten lassen. Ich ließ es also sein; dafür suchte ich mit jener zweiten Rechnung Leute zu gewinnen, indem ich ihnen ganz kühl vorstellte, der Krieg würde in unserem Lande nicht um Polens willen geführt, und niemand würde um Polen kämpfen. Denn ich täuschte mich nicht darüber, daß der Krieg der Eroberstaaten gegeneinander um uns und unser Hab und Gut gehen würde. Ich sage es aber ganz offen: die Mehrzahl meiner Landsleute zog es vor zu glauben, jede der Teilungsmächte hege eine besondere Liebe für die Polen und habe die besondere Absicht, Polen zu helfen. Deshalb war es so leicht, die Forderungen der Polen zu befriedigen, indem man seitens der drei Vertreter der Teilungsmächte drei Erklärungen an die Polen vom Stapel ließ, in denen von verschiedenen Dingen die Rede war, von ihren Sympathien für Polen, für das polnische Volk und für alles, das so arm und mitleiderregend ist. Drei in die Welt posaunte Erklärungen genügten, damit in

jedem Teilgebiet Polens ein jeder seinem Herrscher Glauben schenkte. In Österreich glaubte man den Österreichern, in Rußland den Russen. Nur den Deutschen schenkte man keinen Glauben. Und darauf hatte ich von vornherein gerechnet und meinen Brüdern aus Posen stets offen erklärt, daß sie in meiner Rechnung einstweilen gar keine Rolle spielten.

Die Rechnung machte ich folgendermaßen: jede Politik und jede Tätigkeit ist auf dem einfachen und rohen Grundsatz „do ut des" aufgebaut; wo man alle Kraft anstrengen muß, um zu siegen, da ist nur das etwas wert, was zum Siege verhilft, und das ganz wertlos, was weder kühlt noch wärmt. Meine Rechnung war also: um Polen wird nicht gekämpft, also spielen alle politischen Momente für die Teilungsmächte überhaupt keine Rolle, ja, sie sind geradezu schädlich, denn sie müßten zu diesen oder jenen Versprechungen zwingen, zu den oder jenen Hemmungen oder Schwierigkeiten führen. Ich sagte mir von vornherein, daß eine solche Rechnung außerordentlich trügerisch sei. Do ut des. Aber was kann ich Machtloser geben? Um sich in den Krieg mischen zu können, muß man irgendeine Kraft, irgendeinen Wert darstellen; diese Werte aber befanden sich sämtlich in den Händen der Eroberstaaten. Eine andere Leistung, die man nach kalter Berechnung dieser oder jener Teilungsmacht anbieten konnte, war die Gewinnung von Polen, die im Dienst einer anderen Macht standen, und — disons le mot — gewöhnliche Spionagearbeit. Darauf wollte ich aber nicht eingehen, denn hier war für mich die Überzeugung von meiner persönlichen Unfähigkeit zu einer solchen Arbeit ein Hindernis. Ich sagte mir also: selbst wenn ich das geben sollte, so wäre ich nicht imstande, es zu tun, was kann ich also geben? Das war die

Frage, meine Herren, und so entschloß ich mich, in diesem Falle das zu geben, was das Schwierigste war: den bewaffneten Arm, den Arm des Soldaten, der sich obendrein erst in schweren Mühen seinen Ruf als Soldat nicht nur bei den Fremden, sondern auch bei den eigenen Landsleuten erwerben mußte. Das war der schwerste, der zweifelhafteste und der allen Teilungsmächten unangenehmste Weg.

Damals fragte ich mich, wo, bei welcher der Teilungsmächte ich die Bedingungen vorfinden könnte, um eine Wehrmacht in Polen zu errichten, die am Ende des Krieges, wenn schon alle durch den Krieg entsprechend geschwächt wären, in der Waagschale etwas bedeuten könnte, aber nicht solange der Krieg noch allen uns gegenüber die Übermacht verleiht. Bei dieser Rechnung sagte ich mir von Anfang an: der einzige Staat unter den Teilungsmächten, in welchem eine solche Arbeit begonnen und entfaltet werden kann, ist Österreich.

Ich sage das ganz offen, denn ich machte die Rechnung ohne Gefühlsregungen; ich sage auch offen: wenn ich damals auch nur einen Augenblick lang die Sicherheit gehabt hätte, daß die Sache bei irgendeiner der anderen Teilungsmächte leichter durchführbar wäre, so hätte ich mich an diesen Staat gewandt. Ich hätte keine Bedenken gehabt und keine Rücksicht darauf genommen, ob es unser östlicher Nachbar oder sogar Deutschland gewesen wäre. Ich wußte nämlich nur allzu gut, die Schwierigkeiten, eine Wehrmacht aufzubauen, und sei sie noch so klein, würden so riesengroß und übermächtig sein, daß man sich da kaum würde hindurchzwängen können.

Das also ist meine Rechnung, die ich nur einigen, mir sehr ergebenen Menschen offen dargelegt habe:

Die Deutschen werden mit ihrer eisernen Organisation,

mit ihrer furchtbaren Kriegsmaschinerie alles erfassen, was kriegstüchtig ist; das ganze Menschenmaterial wird für Kriegszwecke verbraucht. Daraus folgerte ich, daß dann den Polen nichts anderes übrig bliebe, als schlechte Soldaten zu sein. Auf irgendeinen Aufbau der Wehrmacht dort zu rechnen und darauf zu hoffen, wäre geradezu Selbsttäuschung gewesen. Von dort konnte ich nichts haben.

Wenn ich an Rußland dachte, so war ich von vornherein dessen sicher, daß ein derartiger Versuch sofort auf große Schwierigkeiten stoßen würde, und zwar nicht nur auf moralisch-staatliche, sondern vor allem auf die allergrößten Hindernisse angesichts des inneren Machtbewußtseins des Staates, seines Bewußtseins der Macht und der Überlegenheit gegenüber seinen Untertanen. Daher nahm ich also bei der Berechnung im voraus an: dieser Plan kann nicht in Rußland zur Ausführung gelangen, denn Rußland würde nicht darauf eingehen.

So blieb mir nur Österreich, der schwächste von den dreien, mit dem sich daher am leichtesten reden ließ, wenn auch nur nach der Methode des sogenannten österreichischen Geredes*). Der zweite Grund war der: dort gab man den Polen Lebensbedingungen, bei denen sich ihnen — wenn sie es nur wollten — verschiedene Möglichkeiten boten, sogar diejenige, die Gesetze zu umgehen. Daher war hier die Möglichkeit vorhanden, das polnische Element als solches zur Aufstellung der Wehrmacht zu verwenden. Letzten Endes bildete ein Staat, der so stark von seinen eigenen Untertanen abhängig war, außerhalb der Staatsmaschinerie selber, im innerpolitischen Leben ein Wunder der politischen Balancierkunst, wenn er überhaupt so lange beste-

*) „Österreichisches Gerede" nennt man in Polen ein aussichtsloses, zu keinem Ergebnis führendes Verhandeln.

hen konnte. Daher sagte ich mir von vornherein, daß es hier jedenfalls am leichtesten wäre, etwas auszurichten.

Das war mein Entschluß darüber, wo man unsere Wehrmacht aufbauen sollte.

Meine Herren, die Gespräche, die ich mit den Vertretern der österreichischen Militärbehörden führte, reichen sehr weit vor 1914 zurück; denn einerseits hatten sie allerhand Schachzüge und Pläne zu verwirklichen, andererseits lag es in meinem Interesse, über verschiedene Dinge unterrichtet zu sein. Ich kann Ihnen offen und ganz ruhig die stolzen Bedingungen mitteilen, die ich vor dem 6. August stellte: ich verlange von euch lediglich Waffen, politische Abmachungen könnt ihr mit mir nicht abschließen; ihr könnt auf meine Verantwortlichkeit, daß ich euch nicht verraten werde, euch verlassen oder nicht, das ist eure Sache! Gebt mir Waffen, Geld will ich von euch nicht haben; ich werde von dem Land, von meinem Vaterland leben. Politische Bedingungen nehme ich nicht an, denn auch ihr schließt keinen Vertrag mit mir ab.

Ich kann Ihnen sagen, daß man mir damals gedroht hat, unter anderem damit gedroht, daß man alle Schützenorganisationen verhaften würde, wenn ich nicht in dieser oder jener Hinsicht nachgäbe; man drohte mir damit, diese Organisationen sofort zu schließen und meine Freunde in einem Internierungslager unterzubringen. Ich bin von meinen Bedingungen nicht abgewichen, und darum hatten Sie, meine Herren, die Sie Anfang August ausmarschiert sind, eine so elende Bewaffnung und eine so scheußliche Ausrüstung.

Das, meine Herren, war meine Entscheidung vor dem 6. August! Ich bin verpflichtet, vor Ihnen als Führer Rechenschaft abzulegen. Ich bin auf keinerlei irgendwie de-

mütigende Bedingungen eingegangen, weil ich mit Ihnen zusammen sittlich stark sein wollte. Darum habe ich meinem Helfer, dem General Sosnkowski, als er mir die Frage stellte, was wir zu erwarten hätten, die Antwort gegeben: „Entweder den Tod oder einen großen Ruhm", wobei ich mehr mit dem Tod als mit dem Ruhm rechnete.

Auch den zweiten Entschluß in unserem revolutionären Leben habe ich nach einem schweren, mühseligen Kampf gefaßt. Gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich die Beweggründe und die Überlegung, die ich damals allein mit mir erwog, gleichfalls vor Ihnen darlege.

Nach einem Jahr des Kampfes war ich wahrhaftig verwundert, daß wir noch lebten, daß unser Häuflein in dem gewaltigen Weltenbrand nicht völlig vergessen worden war. Damals stellte ich abermals meine Rechnung auf. Es war schon nach dem Durchbruch von Gorlice und kurz vor der Befreiung Warschaus. Ich hatte ein ganzes Jahr hindurch Zeit, unseren eigenen Wert zu berechnen. Über diesen Wert täuschte ich mich nicht mehr, hatte ich nicht mehr so große Fehler in meiner Rechnung; ich war meiner selbst sicherer. Soldatenstolz erfüllte mich, wenn ich mir vergegenwärtigte, daß Ihr ohne lange Vorbereitung rasch hervorragende Soldaten geworden wart, daß wir eine Kraft bildeten, die man hoch einschätzte, die im Kampf zu verwenden lohnend war, die oft zuverlässiger und schlagkräftiger war als die Truppen der Eroberstaaten selbst. Diese Tatsache kannte ich schon. Ich kannte auch die Hindernisse, die man einer zahlenmäßigen Entwicklung unseres Heeres entgegenstellte; mir war ebenfalls die Einstellung vieler Menschen zu dieser Frage bekannt, mit denen ich bei unseren Wanderungen von einer Armee zur anderen oft in Berührung gekommen war und diese Dinge immer wieder besprochen hatte. Es

gab für mich keine Täuschungen mehr. Damals begann ich, eine neue Theorie und eine neue Berechnung aufzustellen.

Meine Herren, als Soldaten haben Sie gewiß Tausende von Malen Karten gespielt und kennen auch diejenigen Spiele, bei denen die Spieler gegeneinander bieten und beständig ihr Spiel erhöhen; wenn einer die anderen überbietet, so gewinnt dieser und nicht derjenige, der das niedrigere Spiel bezahlt. Ich dachte mir: du wirst versuchen, Wint*) oder Bridge zu spielen. Die polnische Idee und Polen müssen sich miteinander messen, weil diese und andere geographischen Werte sich verändert haben und neue Fragen entstanden sind. Vorwärts, wir spielen alle Bridge, wir wollen im Wint oder im Bridge, jeder in seinem Spiel, für sich allein oder mit anderen Partnern zusammen, die Einsätze erhöhen. Erhöhen wir ständig das Spiel, aber halten wir uns, um Gottes willen, an die Verpflichtung, daß derjenige zu spielen hat, der das höchste Spiel ansagt; er spielt, und sein Spiel wird unterstützt. Obwohl nicht um Polens willen Krieg geführt wurde, begann Polen im politisch-militärischen Spiel zwischen den Teilungsmächten etwas zu bedeuten. Ich fahre sofort nach Warschau, sobald es genommen ist, ungeachtet aller Passierscheine fahre ich unverzüglich nach Warschau; ich werde versuchen, ob es mir endlich gelingt, eine Bridgepartie zustande zu bringen. Bridge spielen kann ich nicht, meine Bridgepartie ist mir vollkommen mißlungen, ich mußte sie aufgeben. Ich habe mir damals nur eine Kundgebung vor meiner Wohnung verdient, und seitens der Deutschen warf man mich sofort wieder aus Warschau hinaus. Meine Bridgepartie ist mir nicht gelungen.

---

*) Wint ist ein Kartenspiel, das dem englischen Whist ähnlich ist.

Damals faßte ich meinen neuen Entschluß: die Entwicklung der Legionen aufzuhalten. Man müßte sich um uns bewerben, unsere Neigung zu gewinnen suchen wie die einer launenhaften Jungfer. Werden wir also launenhaft. Da ich allein war, entschloß ich mich, das Spiel allein zu spielen, indem ich diese oder jene Forderungen, diese oder jene mit Polen zusammenhängenden Dinge höher schraubte. Darin haben mich damals meine lieben und teuersten Legionäre gestört, diejenigen, die jetzt am lautesten das Legionenlied singen: „Wir, die Erste Brigade". Ich habe damals die Frage scharf und entschieden gestellt. Ich sagte ihnen: „Meine Herren, ich spiele alleine, ich gehe spielen, bleibt ihr da, um die Schule weiter zu führen." Sie aber antworteten mir einmütig: „Wir folgen dir, Kommandant, wir werden alles, was du tust, auch tun; wir werden mit dir zusammen die große polnische Politik machen; wie es auch kommen möge, wir gehen mit dir." Dadurch wurde auch mein lieber Freund, General Sosnkowski, in Mitleidenschaft gezogen, und ich befahl ihm, sofort an der Ruhr zu erkranken und nach Warschau zu fahren, da auch er sich gegen mich auflehnte.

Aus Wut und Ärger verfiel ich damals in die schlimmste Romantik: ein ganzes Jahr, meine Herren, — und damit komme ich zur Anklage gegen Euch von der Ersten Brigade — ein ganzes Jahr habe ich in Eurer Mitte ausgehalten, und dieses Jahr halte ich für verloren. Das war die Schwäche eines Mannes, der in solchen Fällen unbeugsam sein sollte. Ich wollte Euch damals nicht in die sogenannten Krisen der Legionen hineinstoßen, darum sagte ich: „Ich werde bleiben!" Dieses Jahr, meine Herren, bleibt mir trotz der schönen Wälder von Wolhynien als die böse-

ste Qual, als die schlimmste Zwangsarbeit in Erinnerung, die ich mit Ihnen zusammen erleben mußte.

Hat irgend jemand von Ihnen diese meine innere Sklaverei gemerkt?

Dieses Jahr halte ich für verloren durch die Kameradschaft, durch die herzliche Liebe zu Euch. Man hätte seinen eigenen Weg gehen müssen. Erst nach einem Jahr konnte ich zur Ausführung meines Entschlusses schreiten, obgleich ich sie ein Jahr früher unter weit besseren Bedingungen für das Volk hätte vollziehen können. Das war mein zweiter Entschluß, ein Entschluß politischer Art, den ich in den ersten Tagen des August 1915 zu fassen suchte. Das war meine Rechnung: eine Bridgepartie beginnen, Polens Wert gegenüber meinen Partnern höher ansetzen, überall auf Hausse, niemals auf Baisse spielen und denjenigen am stärksten unterstützen, der am höchsten spielt.

Lange bemühte ich mich, dieses Ziel auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Meine Bemühungen haben mich im Stich gelassen, und in schmerzvollem inneren Kampf kehrte ich wiederum zu derselben Rechnung zurück: In Polen muß ein Wechsel erfolgen, so kann es nicht bleiben, die Sache muß in der gegenwärtigen Lage irgendwelche Veränderungen erfahren, man muß sich auf ein neues Spiel von anderer Art, von anderen Werten und — sagen wir es offen — mit anderen Mitteln vorbereiten.

Der dritte Entschluß, den ich faßte, war der Entschluß, in den Staatsrat traurigen Gedenkens einzutreten. Auch hierbei will ich Ihnen, meine Herren, sagen, daß ich es gegen mein eigenes Gefühl tat; doch müssen Sie die verwickelte Rechnung des Führers in Betracht ziehen, der ganz anders überlegen muß als die anderen, der seine besondere Rechnung hat. Ich tat es gegen mein eigenes Ge-

fühl, nach dem ersten Versuch, die Aktivisten und die Passivisten zu vereinen, um einen gemeinsamen Entschluß zu fassen. Es endete damit, daß Aktivisten und Passivisten zur Polizei liefen; sie eilten zum Generalgouverneur Beseler, um bei ihm um die Anzahl der Sitze im Staatsrat zu feilschen. Ich ließ meine Hände von der ganzen Sache. Mir war das alles zuwider. Und wiederum, meine Herren, begann das Instrument, mit dem ich meine Arbeit angefangen hatte, sich meiner Gewalt zu entziehen. Dieses Instrument wart Ihr. Die alberne Begeisterung über den Staatsakt vom 5. November und über die Möglichkeit, daß ein sogenanntes polnisches Heer und eine polnische Regierung gebildet werden könnte, war so riesengroß, daß ein großer Teil der polnischen Jugend davon angesteckt wurde. Ich sah und fühlte es, wenn ich nicht dabei wäre, würde niemand die Probe aushalten können. Ich war damals von vornherein überzeugt, daß es ein Spiel auf Verlust war; keinen Augenblick hatte ich einen Zweifel, daß sich irgend etwas grundsätzlich ändern würde. Darum setzte ich in diesem Spiel auf Verlust, um ein anderes Spiel gewinnen zu können.

Schließlich der vierte Entschluß. Meine Herren, das war schon damals, als ich nichts mehr auszuspielen hatte als nur meinen Tod, und auf diesen Tod wartete ich in völliger Ruhe. Das war damals, als ich schwankte, ob ich mit der Waffe in der Hand einen Skandal heraufbeschwören oder mich passiv dem Schicksal unterwerfen sollte.

Oft dachte ich, diese Schande nicht überleben zu können, daß ich nicht mehr kämpfte, obgleich ich noch die Kraft und die Waffen und auch Streitkräfte zur Verfügung hatte, die damals zum Kampf drängten. Ich habe mich aber darum entschlossen, ohne Widerstand abzutreten, weil zu

jener Zeit jeder Kampf hoffnungslos war und man Euch dafür zur Verantwortung gezogen hätte. Es unterlag für mich keinem Zweifel, daß die erste Gefühlsregung die Legionen in einen offenen Kampf getrieben hätte; ich wollte sie aber nicht ins Ungewisse hinausstoßen. Meiner Meinung nach war damals nur mit Österreich ein solches Spiel erlaubt; darum war ich eine Zeitlang unentschieden, ob ich nicht den Vorsatz zur Ausführung bringen sollte, mit bewaffneter Hand die Festung Dęblin*) einzunehmen und so lange zu halten, bis wir neue Verträge erzwingen würden. Ich hatte aber meine zuverlässigen Regimenter nicht bei mir und war außerdem der Meinung, daß ein solcher Plan sofort durch andere „Seitenkanäle" zur Kenntnis der anderen Behörden gelangen würde. Dann plante ich, nach Rußland zu gehen, und hatte mir selbst den Weg dorthin schon vorbereitet. Von diesem Vorsatz hielt mich wiederum die Ehre als Euer Führer zurück, und darum schrieb ich damals den Brief an General Beseler, infolge dessen man mich verhaftete. Damit war meine aktive Teilnahme am Leben der Legionen zu Ende.

Wenn ich Euch als Führer Rechenschaft ablege, wenn ich mich bemühe, alle Einzelheiten ausführlich darzulegen, und wenn ich dazu gerade den heutigen Tag, den 6. August, gewählt habe, so geschah das darum, weil ich weiter mit reinem Gewissen Euch voranschreiten will. Ich vertraue mich Eurem Urteil an, das kühl und ruhig gefällt werden soll. Es geschah aber auch deshalb, weil ich vor Euch bezeugen will: wenn ich auf irgend etwas in der Welt stolz bin, so darauf, Jungens, daß ich mit Euch zusammen gearbeitet habe, daß ich mit Euch am 6. August mutig den schwersten Entschluß faßte, den Polen nur fassen konnte.

*) Russisch: Iwangorod.

Dieser Entschluß vom 6. August gab Polen den Soldaten; er schuf das, was Polen vorher niemals besessen hatte: die Kraft, und ich möchte glauben, daß er vielleicht auch eine neue Art von Menschen schuf.

Was mich anlangt, meine Jungens, so kann ich stolz sein, denn ich habe am 6. August eine märchenhafte Laufbahn begonnen, wie sie in Polen früher unbekannt war, die Laufbahn eines Mannes, der aus dem Unbekannten, dem alle aus dem Wege gingen, zu einem Menschen wurde, den ganz Polen als sein Staatsoberhaupt zu grüßen verpflichtet ist. Meine Herren, einer solchen märchenhaften und schnellen Laufbahn begegnet man selten im Leben der Völker; man muß, so sagen die Menschen, Glück haben. Glück habe ich, aber ich möchte hinzufügen, daß noch etwas anderes dazu gehört.

Ich, meine Herren, habe mein Lebensexamen bestanden.

Dagegen möchte ich, daß ein jeder von Euch, wenn er sich ins Grab legt, ebenso stolz von sich die gleichen Worte sagen könne: Ich habe mein Lebensexamen bestanden!

## Ansprache bei der Sejmeröffnung

Warschau, 28. November 1922

Meine Herren Abgeordneten!

Zum zweiten Male habe ich die Ehre, den Sejm der Polnischen Republik zu eröffnen. Zum zweiten Male stehe ich als höchster Vertreter der vollziehenden Gewalt vor denjenigen, die das Recht haben, über diese ihr Urteil zu fällen.

Die Umstände jedoch, unter denen ich vor einigen Jah-

ren gesprochen habe, waren von den gegenwärtigen völlig verschieden.

Vor vier Jahren eröffnete ich den Verfassunggebenden Sejm in einem Zeitpunkt, da wir in verschiedenen Teilen unseres Staates noch nicht die Herren im Hause waren, da unser Schicksal sehr ungewiß schien, da uns von vielen Seiten her der heiße Atem des Krieges streifte.

Ich bin glücklich, daß ich den ersten ordentlichen Sejm eröffnen kann und nicht zu den Pflichten des Kampfes, sondern zur ruhigen Friedensarbeit aufzurufen habe. Diese Arbeit kann um so ruhiger vonstatten gehen, als unsere Grenzen gesichert sind und wir selber weder einen bewaffneten Streit darum zu beginnen beabsichtigen noch ihre Verletzung erstreben, nach welcher Richtung es auch immer sei.

In dem vorigen Sejm waren die Fragen, die unsere internationalen Beziehungen betrafen, zuweilen der Gegenstand leidenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten und stürmischer Szenen, die einen bedeutend weiteren Kreis von Staatsbürgern in Unruhe versetzten, als es die Absicht der Herren Abgeordneten war. Ich lenke daher Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, auf die Notwendigkeit, auf diesem wichtigen Gebiet die Ruhe zu bewahren; sie beruht gleicherweise auf dem Glauben an die eigene Kraft wie auf dem Vertrauen zu den Bundesgenossen und Freunden, die wir besitzen und denen gegenüber Polen sein gegebenes Wort auch zu halten vermag.

Unter den Aufgaben der Gegenwart rückt zweifellos die aufs lebhafteste empfundene Notwendigkeit, die Staatsfinanzen zu regeln, in erste Reihe.

Während der verflossenen vier Jahre trat in der wirtschaftlichen Lage des Landes eine bedeutende, allen sicht-

bare Besserung ein, die sich jedoch — leider — auf die Staatsfinanzen nicht auswirkte. Es ist fraglos schlecht, sich im Unglück damit zu trösten, daß es anderen ebenso ergeht; doch erlaubt uns gerade in dieser Hinsicht die Tatsache, daß ganz Europa nach dem Kriege an derselben Krankheit leidet, die Hoffnung zu hegen, daß eine gemeinsame Kraftanstrengung aller unternommen werden muß, um diese ungewöhnlich schweren und komplizierten Hindernisse zu überwinden, sich den Nachkriegskrankheiten zu entziehen und zu einem gesunden und normalen Dasein zurückzukehren. Das befreit uns jedoch nicht von der Pflicht, selbst angespannt zu arbeiten, um auf diesem Gebiet die Bedingungen des staatlichen Lebens entscheidend zu verbessern.

Meine Herren, Sie beginnen jetzt eine Arbeit, die auf anderen Grundlagen als bisher beruht und Sie daher zu einer anderen Lebensführung zwingt, als sie bislang in diesem Saale vorherrschte!

Sie, meine Herren, sind der erste Sejm auf Grund der Verfassung der Republik. Sie bilden einen Wendepunkt im Leben des Staates, der die Zeit der Vorläufigkeit überwunden hat und jetzt den Weg der natürlichen Entwicklung beschreitet.

Die Verfassung erfordert, daß an der Arbeit, die auf Sie wartet, noch andere, mit dem Sejm gleichgestellte Körperschaften des Staates mitwirken.

Das bisherige politische Leben in der Republik hat bei uns keine hervorragende Fähigkeit zur Zusammenarbeit erwiesen.

Ich glaube daher in diesem Falle der Fürsprecher aller zu sein, die außerhalb dieses Saales leben und wirken, wenn ich mich an Sie mit der Aufforderung wende, durch Ihr

Beispiel die Möglichkeit einer loyalen Zusammenarbeit von Menschen, Parteien und Staatseinrichtungen in unserem Vaterlande unter Beweis zu stellen.

Und da ich glauben möchte, daß Sie, meine Herren, diese Zusammenarbeit leisten werden, so wünsche ich Ihnen, am Ende seiner vielleicht langen Tätigkeit möge ein jeder von Ihnen das Lob ernten, das für jedermann das höchste ist: der rechte Mann am rechten Platz gewesen zu sein.

Ich erkläre den ersten ordentlichen Sejm der Republik für eröffnet und berufe zum Vorsitzenden den an Jahren ältesten Abgeordneten Kasimir Brownsford.

## Ansprache im Ministerratspräsidium

Warschau, 4. Dezember 1922

*Der Verfassunggebende Sejm vom 20. Februar 1919 bot Piłsudski an, das Amt des Staatschefs auszuüben, bis der entsprechende Teil der Verfassung angenommen und in Kraft getreten wäre. Infolgedessen wurde nach Beendigung der Wahlen und der Eröffnung des neuen Sejm die Frage der Präsidentenwahl aktuell. Vier politische Parteien, und zwar die Polnische Sozialistische Partei, die Nationale Arbeiterpartei (N. P. R.), die Bauernpartei „Wyzwolenie" und die Polnische Volkspartei, stellten Piłsudski als Kandidaten für das Amt des Staatspräsidenten auf. Im Zusammenhang damit versammelten sich am 4. Dezember 1922 im Säulensaal des Ministerratspräsidiums fast alle Minister und etwa hundert Abgeordnete und Senatoren, welche Piłsudskis Kandidatur unterstützten. In der folgenden Ansprache legte der Marschall die Gründe für seine Ablehnung dieser Kandidatur dar.*

Geehrte Herren!

Ich will mit Danksagungen beginnen. Diese gebühren vor allem dem Herrn des Hauses, dem Herrn Ministerpräsidenten. Ich habe ihn wegen dieser Versammlung bemüht, da ich keinen anderen Ausweg wußte. Der Sejm ist vorläufig geschlossen. Das Belvedere, wo ich selbst der Hausherr bin, gehört mir in diesem Augenblick nicht mehr; ich erwarte einen anderen, der vielleicht mit meinem Tun nicht zufrieden sein wird. Ich habe mich daher auf neutralen Boden begeben, wo der Hausherr mir gegenüber gewisse Verpflichtungen hat, und ich bedauere es, wenn er meinetwegen Unannehmlichkeiten haben sollte. Ich danke dem Herrn Ministerpräsidenten dafür.

Ich danke auch den Herren, die hier — entweder als Abgeordnete oder als Vertreter gewisser Parteien — freundlichst erschienen sind, um ihr Glück mit mir vielleicht noch auf weitere Jahre zu versuchen. Ich habe beschlossen, vor Ihnen als Sachverständiger aufzutreten. Als Sachverständiger für die Arbeit, die uns jetzt vor der Wahl des Herrn Präsidenten der Polnischen Republik in Anspruch nimmt. Ich bin der einzige Sachverständige dieser Art in Polen, denn ich habe vier Jahre hindurch als Staatsoberhaupt gewirkt und hatte — wenn man von den bewußten oder unbewußten Versuchen absieht, die Souveränität auf einen größeren Personenkreis auszudehnen — fast den gleichen Wirkungskreis wie der zukünftige Präsident der Republik.

So wie ich allein stand, so wird auch der künftige Staatspräsident in seinem Tun auf sich gestellt sein. Das bedeutet, er muß von Amts wegen, ohne Rücksicht auf seinen persönlichen Charakter, nur auf sich selbst angewiesen arbeiten, mit den notwendigen Ausnahmen, die einer solchen Methode entsprechen. Dagegen wird er immer mit organi-

sierten Menschengruppen zu tun haben, die das Recht der Solidarität aller derjenigen anerkennen, die zu der bestimmten Gruppe gehören. Sogar der Ministerrat ist dem nach außen hin bindenden Recht unterworfen, Beschlüsse zu fassen, die alle verpflichten, und dem Staatspräsidenten diejenigen Tatsachen vorzulegen, welche durch die Einmütigkeit organisatorisch verbundener Menschen geschaffen wurden. Einerseits besteht also die Methode individueller, andererseits aber kollegialer Tätigkeit. Das ist die unausweichliche Bedingung der so vorgesehenen Arbeit, und infolge des Widerspruchs zwischen diesen beiden Arbeitsmethoden sind Zusammenstöße und Reibungen unvermeidlich. Wie diese Gegensätze und Widersprüche durch den Präsidenten der Republik gelöst werden, hängt zumeist von seinem persönlichen Charakter ab.

Auf den persönlichen Charakter sollte also bei der Wahl des Staatspräsidenten besonderes Augenmerk gerichtet werden. Ich wende mich nun der Arbeit selbst zu. Die Richtlinien für das Oberhaupt von Staat und Volk sollen die Bestimmungen der Verfassung sein. Bei der kurzen Verfassung*), dieser kürzesten Verfassung der Welt, die mir zuteil wurde, will ich mich nicht lange aufhalten, denn sie gehört schon der Vergangenheit an. Zu ihrer Kennzeichnung will ich nur hervorheben, daß ich erst gestern, als ich sie noch einmal durchstudierte, eine nicht nur für mich, sondern wahrscheinlich auch für Sie, meine Herren, unerwartete Sache fand. Ich habe darüber herzlich lachen müssen. Ich erfuhr nämlich, daß ich sogar während des Krieges Oberbefehlshaber unseres Heeres im Widerspruch zu

*) Gemeint ist die einstweilige Regelung der Staatsgewalt, die der Verfassunggebende Sejm am 20. Februar 1919 annahm, wobei er gleichzeitig Pilsudski die Würde des Staatschefs übertrug.

dieser kurzen Dame war; sie verlangte nämlich eigentlich von mir, daß ich auch damals lediglich den Sejmbeschlüssen gehorchen sollte. Für die Wehrmacht im Kriegszustand findet sich nur eine einzige Bestimmung, die lautet: „Der Staatschef . . . führt die Sejmbeschlüsse in militärischen Angelegenheiten aus." Kurz und klar. Der Sejm hat die militärische Führung.

Die zweite Verfassung*) enthält für die Arbeit des Staatspräsidenten mehr Bestimmungen und gibt ihm viel mehr Weisungen auf den Weg. Ich möchte hier vor Ihnen kurz alle Hauptabschnitte durchgehen, die sich auf den Präsidenten der Republik beziehen.

Am häufigsten hat er nach der Verfassung mit den Herren Ministern zu tun. Das wird damit erklärt, daß er zwar die Regierung innehat, die Minister aber regieren, daß er unverantwortlich ist, sie aber verantwortlich. Darum bedarf jede seiner Tätigkeiten, da er nicht verantwortlich ist, der Gegenzeichnung. Wie ein kleines Kind befindet er sich unter der ständigen Obhut der Minister. Ich will hier nicht im Ernst den Scherz wiederholen, daß sogar mein ganz persönliches Tun im Belvedere unter der Obhut der Minister stände und ihrer Gegenzeichnung bedarf. Gleichzeitig aber soll der Präsident der Republik die Regierung innehaben. Wieviel Raum für Streitigkeiten und Reibungen, wieviel Raum für bewußte und unbewußte Hemmungen ist da bei der Arbeit des Staatspräsidenten vorhanden! Ich weiß, daß außer in Amerika überall die gleiche Regelung getroffen ist; also kann man damit leben, und da unsere Verfassung es befiehlt, so muß man es auch.

Zweifellos kann sich der Präsident der Republik nur

*) Die zweite Verfassung wurde von der Konstituante am 17. März 1921 angenommen.

durch seinen persönlichen Einfluß diesen Schwierigkeiten entziehen — durch einen Einfluß, für den es tatsächlich keine Beschränkungen gibt und auch von keiner Seite irgendeinen Zwang.

Der Zwang liegt eher auf seiten des Präsidenten, der doch in Übereinstimmung mit der Verfassung die Regierung ausüben muß. Für ihn liegt eine Einschränkung in der natürlichen Befürchtung ehrlicher Menschen, sein Einfluß könnte so weit gehen, daß es für andere einen Zwang bedeutet, die Verantwortlichkeit für Dinge auf sich zu nehmen, für die er selber nicht verantwortlich ist. In einer solchen Lage müßte der Staatspräsident eine beinahe weibliche Einfühlungsgabe besitzen, auf die Minister intuitiv einzuwirken und einen Weg zu ihrer Seele zu suchen und doch gleichzeitig unter ihrer alltäglichen und allstündlichen Obhut zu verbleiben.

Was die Minister anlangt, so ist die Sachlage in der längeren Verfassung besser als in der kurzen, und zwar hinsichtlich der Überwindung von Krisen, jener Krisen, die in der letzten Zeit eine so traurige Geschichte hatten. In der ausführlichen Verfassung ist das der persönlichen, also schnelleren Methode des Staatspräsidenten überlassen. Ich habe seine Rolle mit der eines Uhrmachers verglichen, dem man eine Uhr zum Ausbessern bringt, welche nicht von ihm beschädigt worden ist; als solcher wird er es leichter haben, als ich es zuvor hatte.

Das ist vielleicht der einzige tatsächliche, nicht so frauliche Einfluß des Staatspräsidenten auf die Minister.

Hinsichtlich der Aufgabe von Sejm und Senat weiß ich nicht, ob die Arbeit in dieser Richtung absichtlich oder unabsichtlich — ich vermute: unabsichtlich — verfassungsmäßig beseitigt worden ist. Ich habe aufmerksam durchge-

lesen, worauf sich nach dem Wortlaut der Verfassung das Verhältnis des Staatspräsidenten zum Sejm und Senat stützen soll; außer den Bestimmungen über seine Wahl habe ich nur solche gefunden, die sich auf die ihm drohenden Strafen für Staatsverrat, Verfassungsbruch und andere strafbare Vergehen beziehen. Ich nehme an, das ist eine versehentliche Lücke. In dieser Hinsicht ist nämlich der Staatspräsident für Streitigkeiten und Reibereien stärker gewappnet als den Ministern gegenüber; dem Sejm und Senat ist er parlamentarisch nicht verantwortlich. Seine Tätigkeit kann sich in der Richtung also durch eine gewisse Stärke auszeichnen, sofern er den Wunsch dazu haben sollte. Aber auch in diesem Falle beruht sie lediglich auf seinen persönlichen Fähigkeiten, auf die eine oder andere Weise seinen Einfluß geltend zu machen.

Ich wende mich nun der am klarsten umrissenen Tätigkeit des Staatspräsidenten zu: der Repräsentation. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend eine Vorliebe für Lebensbeschreibungen großer Männer hatte. Unter ihnen wimmelte es damals von Königsnamen. Jeder von ihnen beklagte sich über die Lasten der Repräsentation. Ich lachte darüber und wurde dafür bestraft. Auch mich haben diese Lasten gedrückt; sie sind tatsächlich sehr groß. Sie beruhen nämlich darauf, daß der Mensch selten er selbst sein kann. Sein ganzes Auftreten außerhalb des eigenen Hauses ist mit einem gewissen Zeremoniell verbunden, mit einem gewissen Zwang sich selber gegenüber, wie er für die Repräsentation unerläßlich ist. Aber auch in der alltäglichen Arbeit in seinem Hause gibt es bei jeder Berührung mit der Außenwelt Audienzen, Audienzen und nochmals Audienzen. Der Vertreter von Staat und Nation kann nur in seltenen Fällen er selber sein, denn er hat alle zu repräsentie-

ren. Auch die Minister, mit denen er nicht in Gegensatz stehen will oder kann, den überaus freie Reden führenden Sejm oder Senat und all jene ungreifbaren Dinge, zu denen Absichten, Gefühle und manchmal sogar das Empfinden der Allgemeinheit gehören. Ich möchte mich von vornherein verwahren: ich spreche hier nicht etwa gegen die Notwendigkeit der Repräsentation. Repräsentation ist unablösbar von jedem menschlichen Zusammenschluß. Eine Partei oder Gefolgschaft, eine Gemeinde oder Stadt, ja sogar eine Vereinigung aus Einzelpersonen, die sich zu einem bestimmten Zweck zusammengeschlossen haben, streben stets nach einer Vertretung nach außen hin, und zwar nach einer Vertretung, die das Wesen der betreffenden Gruppe oder Organisation würdig verkörpert — um wieviel mehr die Staaten! Das ist eine Notwendigkeit, die man nicht außer acht lassen darf, allen Lasten zum Trotz, die dadurch dem Repräsentanten auferlegt werden. Um die Lasten der Repräsentation zu tragen, sind für das Amt des Präsidenten der Republik zwei Dinge notwendig: ein Mensch, der diese Lasten mit Würde zu tragen weiß, also ein Mensch, dem das ohne inneren Kampf leicht fällt; und dann ist noch eine andere Sache erforderlich — Geld. Geld deshalb, weil so etwas bisweilen sehr viel kostet und weil man im entgegengesetzten Falle nur das Elend repräsentiert, wie mir das zuteil wurde.

Meine Herren, es geht mir hier nicht darum, Klage zu führen; denn ich habe selber kein Geld verlangt, weil ich das Geld nicht liebe. Vielleicht könnte man einen würdigeren Vertreter unter denjenigen Leuten suchen, die besser mit Geldmitteln versehen sind; ich möchte hier nur darauf aufmerksam machen und unterstreichen, daß Repräsentation Geld kostet und daß sich der künftige Präsident der

Republik manchmal in einer schwierigen Lage befinden wird, wenn es ihm an Geld nicht für irgendeine Laune, sondern für die ihm auferlegten Pflichten mangelt. Mit meinem Budget war ich zuweilen nach einem einzigen amtlichen Essen bankrott. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf den Artikel 48 der Verfassung lenken, in welchem von der Repräsentation die Rede ist; darin hat man, versehentlich oder absichtlich — ich möchte annehmen: versehentlich — den Staatspräsidenten auf die Vertretung des Staates nach außen hin beschränkt, so daß man ihn von der Vertretung des Staates nach innen ausschaltete. Dieser Artikel lautet: „Der Präsident der Republik vertritt den Staat nach außen." In dieser Hinsicht waren die Bestimmungen meiner, das heißt der „kurzen" Verfassung weniger einschränkend.

Ich gehe nun zur dritten wichtigen Frage über: zum Verhältnis des Staatspräsidenten zur Wehrmacht. Die Bestimmungen des Artikels 46 der Verfassung sind beachtenswert. Der Präsident der Republik ist der höchste Vorgesetzte der Wehrmacht des Staates. Das erinnert mich unwillkürlich an die gesetzlichen Bestimmungen über die häßlichste Seite des Militärs, über ihre Vergehen und gewöhnlichen Verbrechen; denn da verlangt das Strafgesetz, daß es beim Militär einen gerichtlichen „Vorgesetzten" gäbe, dem es ungewöhnlich weitgehende Rechte und Privilegien einräumt. Ich habe diesem Amt sehr viel Zeit gewidmet und weiß, daß es nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, obwohl diese Tätigkeit häufig das Gewissen sehr tief erschüttert. Die Vorgesetztenwürde über die Wehrmacht hat für das Verhältnis zum Militär nichts oder doch nur sehr wenig zu bedeuten; Paraden, Feiern, also gewöhnliche repräsentative Handlungen. Mit dem Wesen der Wehrmacht ist nämlich nichts anderes

als das Befehligen verbunden, und der oberste Vorgesetzte der Wehrmacht kann in dieser Hinsicht keinerlei Täuschungen haben. Solche Selbsttäuschungen werden durch den weiteren Text des Verfassungsartikels beseitigt, der es dem Staatspräsidenten strengstens verbietet, sich auch an der schwersten Prüfung des Heeres zu beteiligen: am Kriege. Infolgedessen glaube ich auch nicht, daß ihm die oberste Stelle im Gerichtswesen gesichert wäre; ich bin allerdings kein Jurist und kann nicht beurteilen, in welchem Maße die Stellung mit der Tätigkeit der Führung verbunden ist.

Für mich als Soldaten ist es besonders interessant, daß die Verfassung es sorgfältig vermeidet, auch nur ein Wort über das Verhältnis des Staatsprädenten zur Wehrmacht im Friedenszustand verlauten zu lassen. Der Artikel 46 spricht nämlich nur vom Kriegszustand, ohne die tägliche Friedensarbeit des Heeres zu berühren, was man vermutlich der freien Auslegung der Zukunft überlassen wollte. Ich will Sie nicht allzu lange mit militärischen Fragen in Anspruch nehmen. Da ich aber vor Ihnen, meine Herren, in Uniform erscheine, so fühle ich die moralische Verpflichtung, wie sie die Lage der Staatsdiener auferlegt. Es ist manchmal unangenehm, Beamter, am schwersten aber, Offizier zu sein.

Ich habe als Sachverständiger die hauptsächlichen Umstände und Arten der Tätigkeit des Staatspräsidenten aufgezählt, wie sie von der Verfassung bestimmt werden. Die Konstitution ist dem höchsten Vertreter von Staat und Volk gegenüber ungewöhnlich vorsichtig, indem sie ihn mit seinem persönlichen, individuellen Einfluß der Obhut der Minister überläßt. Dieser persönliche Einfluß hängt jedoch von dem Charakter des Mannes ab, den das Volk erwählt.

Wie sehr das eine feststehende Wahrheit ist, möchte ich an einem Beispiel darlegen, und zwar an dem einzigen, das es bisher in Polen gibt: an meinem eigenen.

Zunächst eine kurze Einteilung in Abschnitte:

Die ersten zwei Jahre Krieg. Darauf zwei Jahre Frieden.

Ich bekenne mich von vornherein zu einem Fehler, für den ich, wie Sie wissen, meine Herren, schwer gebüßt habe. Ich bin gegen meinen Willen zum Staatschef gewählt worden. Ich habe die Herren, die damals in der Wiejska*) versammelt waren, gewarnt. Ich nahm das Amt in der Überzeugung an, der Sejm, der zur Ausarbeitung der Verfassung einberufen war, würde die Sache schnell erledigen. Ich nahm niemals an, daß sich der ruhmreiche Vierjährige Sejm oder noch längere Landtage, die — wie man mir sagte — sieben Jahre dauerten, in unserer Geschichte wiederholen würden. Allerdings war Nachahmung nicht verboten. Aber ich meinte damals, einfach so, wie es wahrscheinlich manchem unserer Bürger sein gesunder Menschenverstand sagte, der Staatschef und der Oberbefehlshaber in einer Person während des Krieges — das sei ein seltenes Glück oder Unglück für ihn und für diejenigen, die ihn auf diesen Platz stellten. Ich will nicht verhehlen, daß ich die außerordentliche Machtfülle, die ich in meinen Händen vereinigte, damals vollkommen ausnutzte, ohne jemand zu befragen und ohne von jemand darüber zur Rede gestellt zu werden. Als dann aber der Friede kam und ich mir zum erstenmal meine „kurze Dame" näher ansah, sagte ich mir gleich: unmöglich! Sie war für mich ein solcher Unsinn, daß ich sie nicht einmal studieren wollte, obgleich ich später dazu leider gezwungen worden bin.

---

*) Wiejska heißt die Straße, in welcher das Parlament in Warschau gelegen ist.

Über das Verhältnis zum Sejm will ich erst gar nicht sprechen — es gab da gewisse Einflüsse, aber man begegnete ihnen von der einen wie von der anderen Seite mit Unbehagen.

Eine Erklärung möchte ich lieber unterlassen.

Noch ein paar Worte über die Repräsentation. Ich will nicht von Geld sprechen; danach trug ich kein Verlangen, und den „Käfig", wie ich meine Stellung nannte, wollte ich nicht vergolden. Ich hatte jedoch in meiner Rolle als Vertreter des Staates eine gewisse, recht bedeutende Erleichterung: mein seltsamer Lebenslauf, der Abglanz, mit dem mich mein Schicksal umgab, und mein stolzer und ruhiger Kopf erweckten allgemeine, weitreichende Neugier. Das hat mir meine gewaltige Repräsentationsarbeit, zu der es mich niemals zog, zweifellos erleichtert. Indessen glaube ich, man sollte dem künftigen Staatspräsidenten seine Stellung erleichtern und nicht — wie mir — erschweren. Bei der Vertretung des Staates nach innen, die mir ja nicht verboten war, traf ich auf eine Erscheinung, die in meinem Geist mit zwingender Gewalt tiefe Spuren hinterließ. Tausende und Abertausende Begegnungen und ebensoviel Unterredungen, gleichviel mit wem — reich oder arm, gebildet oder nicht, schwach oder stark, organisiert oder ohne Bindung — überall war es ein und dasselbe: man nahm an, ich besäße eine so große Gewalt, daß ich tiefgehende oder auch kleinere Veränderungen aus eigenem Willen und Entschluß anordnen könnte. Ich muß gestehen, daß ich dadurch immer beschämt war. Es bestand ein seltsamer Gegensatz zwischen dem Geist dieser Forderung und meiner wirklichen Lage. Ich fühlte mich diesem Ansturm gegenüber in einer recht schwachen Stellung. Diesen Eindruck gebe ich Ihnen uneingeschränkt wieder.

Ich will es um der Geschichte willen feststellen, warum ich damals nicht zurückgetreten bin. Die einzige Ursache und Begründung war die Abneigung, mein eigenes Werk zu stürzen. Damals war nämlich am Staatssteuer eine Regierung, die ich selbst geschaffen hatte, wobei ich nicht nur meinen ganzen Willen angespannt, sondern auch — wie ich gestehen will — viel List angewandt hatte. Es war vor allem ein seltener Fall, daß es mir bei der Zersplitterung der Volksvertretung in zahlreiche Parteien in einem schweren Augenblick gelungen war, eine Regierung unter Mitarbeit vieler Parteien zu bilden, die ihre Sonderart dem gemeinsamen Ziel opferten. Darüber hinaus war es mir gelungen, an die Spitze der Regierung Leute zu stellen, welche diejenigen Volksschichten vertraten, die im verflossenen Jahrhundert bei allen Kraftanstrengungen gefehlt hatten, wenn es galt, eine Sehnsucht des Volkes zu verwirklichen. Diesmal stellten sich diese Schichten in die erste Reihe der Vaterlandsverteidiger — sie waren zu bewußten Staatsbürgern geworden. Ich weiß nicht, welche Folgerungen unsere Kinder aus diesen Dingen ziehen werden; ich aber, der ich in Unfreiheit geboren wurde, dachte an meine Väter. Schon aus Rücksicht auf sie wollte ich die Erfüllung ihrer Träume nicht zerstören. Darum erklärte ich mich einverstanden, auf meinem Posten zu bleiben, und widmete mich dem Studium der kurzen Verfassung im praktischen Leben.

Ich möchte vor Ihnen das geschichtliche Beispiel zergliedern, indem ich meine persönliche Art, die Funktionen des Staatschefs zu erfüllen, kurz angebe.

Zunächst also die Stellung zu den Ministern. Ich habe es niemals verstanden, mich den Schwierigkeiten einer Lage zu entziehen, wenn es darauf ankam, durch Einflüsse zu re-

gieren. Ich konnte keine Vormundschaft vertragen. Ich zog daraus die Folgerung, indem ich offen und deutlich auf die Initiative verzichtete, Einflüsse auszuüben. Ich erklärte jeder Regierung, die sich mir vorstellte: „Sie, meine Herren, sind verantwortlich, sogar für meine Person: regieren Sie also. Ich bin nichts; wenn jemand von Ihnen oder Sie alle zusammen meinen Einfluß wünschen sollten, so sagen Sie es mir, ich werde dann meine Meinung zum Ausdruck bringen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das nicht immer ungefährlich ist."

Ich will nicht behaupten, daß ein solcher Empfang ermunternd gewesen wäre, und ich möchte auch nicht glauben, daß es für die Minister leicht gewesen wäre, sich wegen eines solchen Einflusses an mich zu wenden. Aber in Anbetracht meines Charakters konnte ich mich nur so einer solchen Lage entziehen.

Was meine Bevormundung durch die Minister anlangt, so will ich nur eine charakteristische Einzelheit anführen: mein langjähriger Freund, General Sosnkowski, mußte manchmal schwere Gewitter über sich ergehen lassen, wenn er für mich die Verantwortung übernehmen und mich mit seiner freilich allerherzlichsten, nämlich freundschaftlichen Obhut umgeben wollte. Zur Frage der Armee will ich jetzt nichts mehr sagen, da ich vorhin bereits genug darüber ausgeführt habe. Ich möchte nur hinzufügen, daß ich aus dem verwickelten Gegensatz keinen Ausweg finden konnte, daß es nämlich tatsächlich einen Oberbefehlshaber gibt, er in der Verfassung jedoch nicht vorhanden ist. Eine andere Seite aus dem Leben des Vertreters von Staat und Nation bei unseren polnischen Gewohnheiten kann ich aber nicht unerwähnt lassen. Ich war die Zielscheibe für allerlei Wurfgeschosse. Dazu gehörten auch Blumen, die offen Vereh-

rung, Bewunderung und Liebe zum Ausdruck brachten. Es waren auch andere Blumen dabei, die nicht mir persönlich galten, sondern dem Amt dargebracht wurden, insbesondere wenn sie von Leuten kamen, die mir nicht wohlwollend oder sogar feindlich gesinnt waren. Aber die polnischen Sitten kennen auch andere Geschosse, die weniger gut riechen; auch auf sie muß der künftige Staatspräsident vorbereitet sein, der vielleicht nicht so kräftige Nerven haben wird wie ich. Ich habe diese Geschosse nach Soldatenart „Stinkgranaten" genannt, die mich . . . durch ihren Gestank unterkriegen wollten. Als Soldat vertrage ich Granaten gut, und sie machen auf mich fast gar keinen Eindruck. Sie riechen übel, und das ist alles. Eine langdauernde Knechtschaft hat ausgedehnte Sümpfe und Moräste hinterlassen. Ich für meine Person bewege mich leicht auf Jagden, sogar als Jagdwild, denn ich habe einen leichten Tritt, wenn auch manchmal eine schwere Hand. Ich versinke nicht. Wenn ich den Sumpf durchquert habe, besehe ich mir nur meine etwas naß gewordenen Füße und gehe weiter. Genug davon.

Geehrte Herren! Wie Sie aus meiner ganzen Ansprache schon leicht erraten haben, danke ich Ihnen herzlich für den Vorschlag, mich um das Amt des Staatspräsidenten zu bewerben. Ich kann mich nicht zu meiner Forderung in Gegensatz bringen, die in meinem Erlaß an den Sejm enthalten ist: der rechte Mann an den rechten Platz. Ich glaube nicht, daß gerade ich geeignet wäre angesichts der Charaktereigenschaften, die von der persönlichen Leistung, wie die Verfassung sie vorschreibt, unzertrennlich sind.

Ich bitte Sie, meinen Rat anzuhören. Stimmen Sie bitte nicht für mich. Wählen Sie lieber einen Mann, der einen schweren Tritt und eine leichte Hand hat. Aus Sümpfen und

Morästen muß man sich herausreißen. Wer einen leichten Tritt hat, durchquert sie zu rasch und hilft dadurch nicht den anderen. Eine leichte Hand ist dagegen nötig, um ein Kompromiß zustande zu bringen. Kompromiß ist ein unglückliches Wort. In vielen Köpfen hängt es mit dem Begriff Verrat zusammen. Indessen gehört das Kompromiß eng zum Wesen der Demokratie. Es beruht nämlich auf der Anerkennung dessen, daß nicht nur der Wille und Wunsch einer Partei das Recht haben, im Staate zu Worte zu kommen, sondern daß auch der Wunsch und Wille anderer dazu ebenso berechtigt sind. Das Kompromiß wird erleichtert, wenn auch seine Notwendigkeit, die sich von selbst aufdrängt, zum Grundsatz wird, andere als Mitbürger zu achten. Dann ist die Zusammenarbeit leichter, und der Wille der einen Seite greift niemals nach dem Lorbeer, coûte que coûte, auf allen Gebieten des staatlichen Lebens vorzuherrschen. Durch den Einfluß, den der Staatspräsident bei der Führung der Regierung sich vorbehalten hat, ein solches Kompromiß allmählich zustande zu bringen, dazu gehört eine leichte Hand und keine schwere, die allzu rasch nach Zwangsmitteln greift.

Deshalb empfehle ich, sich nicht bei Kandidaturen aufzuhalten, die eine ausgesprochene Parteifärbung haben. Ich empfehle, den künftigen Präsidenten der Republik nicht in einen schweren Kampf zwischen denjenigen Pflichten zu stellen, die er allen gegenüber hat, und denjenigen einzelnen gegenüber.

Wenn ich mich jetzt von Ihnen verabschiede und das Buch unserer gemeinsamen Geschichte schließe, so bitte ich, meiner trockenen Ansprache zum Schluß etwas Wärme geben zu dürfen. Vier Jahre meines Lebens sind verflossen. Ich sehe unter Ihnen manch einen, der mir im Laufe die-

ser vier Jahre bereitwillig und ehrlich seine hilfreiche Hand entgegengestreckt hat, sei es für einen Augenblick, sei es für länger. Für diese Hilfe will ich meinen herzlichen Dank aussprechen und Ihnen versichern: ich werde stets alle diejenigen in freundlicher Erinnerung behalten, die mit mir gemeinsam den geschichtlichen Weg — und sei es auch nur kurz — gegangen sind, den sandigen und morastigen Weg, den ich in den letzten zwei Jahren zurückgelegt habe.

# IV

# Aus der Zeit der Zurückgezogenheit in Sulejówek

(1923—1926)

## Abschied im Generalstab

Warschau, 13. Juni 1923

*Da am 28. Mai 1923 eine Regierung aus den Rechtsparteien und der Bauernpartei „Piast" gebildet worden war, beschloß Piłsudski, auf jede Zusammenarbeit mit dieser Regierung zu verzichten. Am 30. Mai bat er um seine Entlassung aus dem Amt als Chef des Generalstabs und Vorsitzender des Engeren Kriegsrats; gleichzeitig nahm er seinen Abschied aus dem Heere.*

*Am 13. Juni versammelten sich im Arbeitszimmer des Generalstabschefs die Abteilungsleiter des Generalstabs und derjenigen Ämter, die dem Chef des Generalstabs unmittelbar unterstellt waren, um sich von Marschall Piłsudski zu verabschieden. Der stellvertretende Generalstabschef, General Rybak, hielt eine Abschiedsansprache, auf welche der Marschall mit einigen kurzen Sätzen antwortete:*

Meine Herren!

Wenn ich den Dienst verlasse, den ich zusammen mit Ihnen versehen habe, und zwar aus Gründen, die von der Arbeit im Generalstab unabhängig sind, so danke ich Ihnen für Ihre Mitarbeit und versichere Ihnen, ich werde Sie stets in angenehmer Erinnerung behalten und mit einer gewissen Rührung an Sie zurückdenken. Ich habe in Ihnen getreue Mitarbeiter gefunden, die mir oft mit jenem Ka-

meradschaftsgefühl ergeben waren, das der Herr General in seiner Ansprache erwähnte. Wenn ich Sie jetzt verlasse, meine Herren, so gebe ich Ihnen meinen letzten Auftrag. Er betrifft die Ehre des Dienstes, dieses allerstärkste und oft auch allerschwerste Gefühl für den Soldaten.

Die Ehre des Dienstes steht bisweilen im Gegensatz zur persönlichen Ehre. Aber, meine Herren, die Ehre des Dienstes ist wie die Fahne des Soldaten, von der er sich nur trennt, wenn er sein Leben lassen muß. Dieses Gefühl war stets mein Leitstern bei der Arbeit für die Wehrmacht, deren Aufbau ich viele Jahre meines Lebens gewidmet habe. Ohne die Ehre ist der Militärdienst seelenlos und verliert seine Kraft.

Auf Wiedersehen, meine Herren. Ich wünsche Ihnen bei Ihrer weiteren Arbeit Erfolg . . .

## Ansprache im Hotel Bristol

Warschau, 3. Juli 1923

*Nach seinem Rücktritt vom Amt des Generalstabschefs legte der Marschall am 2. Juli 1923 auch seine Würde als Vorsitzender des Engeren Kriegsrats endgültig nieder. So zog sich Josef Pilsudski vollständig aus dem öffentlichen Leben zurück.*

*Eine Anzahl von Freunden und Mitarbeitern des Marschalls veranstaltete am 3. Juli im Roten Saal des Hotel Bristol in Warschau ein Abschiedsessen. Etwa zweihundert Personen nahmen daran teil, Vertreter der Wissenschaft, der Kunst und der Politik sowie der Presse.*

*Nach Ansprachen des Abgeordneten Antoni Anusz, des Gastgebers des Banketts, des Redakteurs Kołakowski, des früheren Ministerpräsidenten Jedrzej Moraczewski, des Professors Michałowicz und des Senators Bolesław Limanowski hielt der Marschall folgende Rede:*

Geehrte Herren!

In den Ansprachen, die ich hier hörte, klangen Töne an, die ich nicht anschlagen will, Töne, wie ich sie nicht mehr gewöhnt bin. Fast fünf Jahre hindurch verbrachte ich meine Zeit mit einer Tätigkeit, bei der ich nicht frei war, nicht frei sein konnte; denn das Amt, das ich in Polen innehatte, drückte mir stets das Siegel des Schweigens auf die Lippen. Denn ich war der Repräsentant, und schlecht erfüllt der Repräsentant sein Amt, wenn er nur an sich denkt und nicht an andere, nicht an diejenigen, die zu vertreten er verpflichtet ist. Infolgedessen mußte ich inmitten der verschiedensten scheußlichen Märchen, der verschiedensten Legenden, der verschiedensten, manchmal lächerlichen Berichte über mich leben, die um mich entstanden und doch so weit von jenem wirklichen, bescheidenen Menschen entfernt waren, der hier vor Ihnen steht. Wenn ich heute, an dem Tage vor Ihnen stehe, an dem ich — wie ich es für mich ausdrücke — wieder Bürger der freien und für mich leichten Luft geworden bin, so möchte ich zunächst den Veranstaltern des heutigen Essens herzlich dafür danken, daß ich in meiner ersten, sozusagen jungfräulichen, ungezwungenen Rede einige Meinungen ausdrücken kann, die vorher im Munde eines Mannes, welcher ein repräsentatives Amt innehat, unpassend geklungen hätten.

Geehrte Herren! Unwillkürlich wendet man sich der

Vergangenheit zu, wenn man in der Erinnerung fünf Lebensjahre überblickt, fünf Jahre eines Lebens inmitten einer solchen Sturzflut der Ereignisse, in einer solchen Wirrnis des Geschehens, einer solchen Umwälzung der bisherigen Menschen und Dinge, einem so seltsamen Dasein! Man sucht in der „dämmergrauen" Vergangenheit nach den Anfängen jenes Zeitabschnitts, jener Zeit, da Polen zu werden begann. Da diese Zeit schon so weit zurück liegt, daß man über jene Dinge beinahe wie über Geschichte sprechen kann, da ich ein Mensch bin, der die Geschichte liebt, der über sie nachgedacht hat und manchmal in ihr die Lösung der Gegenwartsfragen und Hinweise für die Zukunft zu finden suchte, so darf ich mich in dieser meiner ersten Rede bei den verflossenen fünf Jahren wie bei einem Geschichtsabschnitt aufhalten. Da es nun aber die Geschichte einmal so zuwege gebracht hat, daß im zukünftigen Namensregister des Geschichtsschreibers dieser Jahre mein Name immer wieder genannt und eine ganze Reihe von großen und kleinen Zahlen die Seiten bezeichnen wird, auf denen von mir die Rede ist, so nehme ich an, ich darf meinen ganz natürlichen Egoismus befriedigen und etwas von mir selbst aus der Zeit dieser fünf Jahre erzählen.

Meine Herren! Im November 1918 ereignete sich ein durchaus nicht historischer, sondern durchaus gewöhnlicher Zufall. Vom Wiener Bahnhof in Warschau ging nämlich, wie das auch jetzt stets mit allen Menschen geschieht, über die Marszałkowska und weiter bis zur Moniuszkostraße ein Mann, den wir Josef Piłsudski nennen wollen. Er hatte einen Soldatenrock an, in dem Sie mich auch jetzt sehen. Er kehrte allerdings von einer nicht ganz gewöhnlichen Reise zurück, er kam aus Magdeburg. Zur gleichen Zeit kehrten aus anderen Internierungslagern auch andere heim.

Auch darin kann man nichts Ungewöhnliches, nichts Historisches finden. Das Geschichtliche fängt erst später an, ein ungewöhnlicher Geschichtsvorgang, über den ich im Laufe dieser fünf Jahre so manches Mal nachgedacht habe, um nach einer Antwort auf jene Fragen zu suchen, die — wie ich glaube — die künftigen Geschichtsschreiber noch mehr quälen werden, da sie keine Augenzeugen jener Ereignisse besitzen werden. Es geschah etwas Unerhörtes. Es geschah nämlich im Verlauf einiger Tage, ohne daß sich der Betreffende irgendwie bemüht, ohne daß er Gewalt angewandt hätte, ohne irgendeine Bestechung, ohne irgendwelche Konzessionen, seien es Waldkonzessionen oder irgendwelche sonst, ohne alle und jede — wenn ich so sagen soll — „legalen" Dinge ereignete sich etwas völlig Ungewöhnliches. Dieser Mann wurde Diktator. Als ich mich auf meine heutige Ansprache vorbereitete, habe ich über den Begriff „Diktator" nachgedacht. Ich will kein besonders gesuchtes Wort gebrauchen noch für mich eine spezielle Bezeichnung beanspruchen; ich suche lediglich als Geschichtsforscher eine Erscheinung zu bezeichnen, die man nicht anders benennen kann. Denn dieser Mann gab Erlasse heraus, denen allgemein Gehör geschenkt wurde; dieser Mann erteilte Befehle, denen man widerspruchslos, willig oder unwillig gehorchte, die jedenfalls ausgeführt wurden; dieser Mann ernannte Militär- und Zivilbeamte. Ob er gut oder schlecht handelte, will ich hier nicht berühren, mir ist es nur um die Tatsache selbst zu tun, um die nackte, historische Tatsache. Ich kann diese Erscheinung nicht anders als mit dem Namen Diktator bezeichnen. Denn alles hing damals von seinem guten Willen, von seiner Entscheidung, von seiner guten oder schlechten Berechnung ab. Tätig oder passiv, gern oder ungern folgten ihm Millio-

nen, hoben gerade ihn Millionen empor, entschlossen sich Millionen Menschen zu einer so seltsamen Handlung, die der gewöhnlichen Analyse unverständlich bleibt: diesem Mann eine ungewöhnliche Machtfülle anzuvertrauen, ohne daß er seinerseits irgendwie Gewalt gebraucht oder seine Person aufgedrängt hätte. Heute, wo es so viele Gesetze und Gesetzchen, so viele Beschränkungen und Verbote gibt, wo die Herren Abgeordneten so produktiv arbeiten, nimmt sich dieser Vorgang so ungewöhnlich aus, daß es sich lohnt, dabei zu verweilen. Ich bin überzeugt, daß auch der künftige Geschichtsschreiber gerade dabei wird verweilen müssen. Warum, wozu, wieso und aus welchem Grunde? Warum gerade dieser und kein anderer? Woher und aus was für einer Ursache? Wie kam diese sonderbare Erscheinung zustande, die plötzlich in Polen zur Tatsache wurde?

Meine Herren! Wenn ich diese Erscheinung ein wenig analysiere, ohne tiefer zu schürfen, wenn ich die Sache menschlich betrachte, ganz einfach, wie man ein Glas Wasser trinkt, wie man denkt, wie man einen Entschluß faßt, so muß ich sagen: wäre dieser Jemand allen gänzlich unbekannt gewesen, wäre er plötzlich irgendwoher aufgetaucht, so würde dieses Ereignis nicht möglich gewesen sein. Worauf ist es zurückzuführen, meine Herren, wo soll man die Ursache dafür suchen, daß diesem Manne, der später im geschichtlichen Register als Josef Piłsudski bekannt wird, alle Gewalt übertragen wurde? Warum übertrug man ihm diese Gewalt in einer Weise, die so der Vernunft, der Überlegung und der gegenwärtigen Logik zuwiderläuft? Warum ein Diktator Polens, der seine Herrschaft durch keinerlei Gewalt, durch keine agitatorische Tätigkeit aufzuzwingen, der keine Popularität durch dieses oder jenes Auftreten zu erwerben suchte? Woher also diese Erscheinung? Wenn ich

für mich nach einer Erklärung dafür suchte, so fand ich stets nur eines — nicht in jenen Bildern, die mir persönlich Vergnügen machten und die mein Freund Dr. Michałowicz hier heraufbeschwor, sondern in etwas ganz anderem. Nur für eines wurde dieser Mann so begrüßt, für eines konnte seine Besonderheit anerkannt werden, für eines — ich wiederhole es — konnte er das moralische Recht haben, eine solche Stellung innezuhaben; nämlich dafür, meine Herren, daß er diese Uniform trug, daß er der Kommandant der Ersten Brigade war. Der einzige Wert, den die Menschen damals besaßen, die einzige sittliche Kraft, die sie zum Gehorsam zwang, die einzige moralische Stärke, die ihm Millionen Menschen untertan machte, war die Tatsache, daß er der Kommandant der Ersten Brigade war und aus Magdeburg heimkehrte.

Geehrte Herren! Wenn ich hier den Ausdruck „Diktator" gebrauche, so deshalb, weil ich annehme, daß verschiedene von seinen Erlassen und Verordnungen sogar noch heute wirken, noch heute in Kraft sind und daß noch heute Menschen diesen Verfügungen gehorchen müssen, die er erlassen und mit seinem Namen gezeichnet hat. Das freut mich sehr. Daß er die Macht hatte, gute oder schlechte Regierungen zu bilden, Offiziere und Beamte zu ernennen, sie von einer Stelle auf eine andere zu versetzen, gewisse Menschen in den Tod zu schicken, kluge oder unkluge Befehle zu geben — das ist gleichgültig; Tatsache bleibt, daß er der unumschränkte Herrscher des neuentstehenden polnischen Staates war. Tatsache ist auch, daß dank dieser Erscheinung, die ohne Ausübung eines Zwanges, ohne jegliche Vergewaltigung und irgendwelchen Umsturz sich ergeben hatte, der Name dieses Mannes hoch emporgetragen wurde. Das neue Polen wählte, mit Recht oder Unrecht, bei seinen

ersten Schritten die Gestalt des Mannes zu seinem Symbol, der die graue, recht abgerissene und im Magdeburger Gefängnis verschmutzte Uniform trug.

Meine Herren! Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Aufmerksamkeit bei dieser recht wichtigen Tatsache verweilen lasse. Sie ist eine feststehende, geschichtliche Tatsache, und obgleich sie schon einer altersgrauen Vergangenheit angehört, haben Sie alle sie noch mit eigenen Augen gesehen; Sie waren als Zeugen dabei, und gleichviel wie man sich dazu in dieser oder jener Redaktion, in dieser oder jener Regierung, in diesem oder jenem Gespräch, stellen mochte, blieb diese Tatsache doch bestehen. Ich habe ein wenig darüber nachgedacht, weil es eine moralische Erscheinung ist. Da mir die Geschichte der verschiedensten Diktaturen bekannt ist, der operettenhaften und nicht operettenhaften, derjenigen aus dem Drama und aus der Tragödie der ganzen Menschheit, so habe ich darüber nachgesonnen, wie Diktaturen entstanden. Gewöhnlich gibt es hier zwei Wege: der eine ist derjenige der Vergewaltigung, durch welche die eigene Herrschaft aufgezwungen wird — diese Fälle sind in der Geschichte häufig; der zweite ist derjenige der freien Wahl, der Entscheidung von Menschen, die in einer schweren Stunde, wenn ein Einzelwille am stärksten not tut, wenn die Gemüter voll banger Ängste sind, einen Mann suchen, um ihr Schicksal seinen Händen anzuvertrauen. Hier war weder das eine noch das andere der Fall. Weder lag eine Wahl noch eine Vergewaltigung vor. Damals war eine ganz andere Sachlage eingetreten, eine wirkliche moralische Tat des Volkes, das sich allerdings in einer außergewöhnlichen Lage befand.

Meine Herren! Diese Tatsache einer moralischen Leistung, welche das Volk in jener Zeit vollbrachte, ist nicht

meine Geschichte; sie ist vielmehr die Geschichte aller jener Millionen Menschen, die damals auf diesen Diktator hörten, die sich ihm, wenn auch mit Gesichterschneiden oder einer unwilligen Grimasse, unterwarfen. Daß es so war, ist eine Tatsache. Die moralische Leistung, die damals das vielmillionenköpfige Volk fertigbrachte, ist etwas Außergewöhnliches. Es war sozusagen eine Verleugnung jener trüben, fernen Tradition und jenes traurigen Ruhmes, der unserem Volke in der Vergangenheit anhaftete. Polen, das hatten die Polen selber behauptet, baut sich auf Willkür auf. Polen — das ist Eigennutz, ist schlechter Wille, ist Anarchie. Und wenn wir auch nach unserem Sturz Sympathie für uns gewannen, so erwarben wir doch nirgends Achtung. Wir erweckten kein Vertrauen, sondern Unsicherheit, und daraus entsprang dann die Neigung, uns immer wieder einen Vormund aufzudrängen, wie ihn ein Volk der Anarchie, Schwäche, Widerspenstigkeit brauche, ein Volk, das sich durch seinen Eigennutz, welcher keine Obrigkeit über sich duldete, selber zu Fall gebracht hatte. Und in diesem Volke erwuchs ein so ungewöhnlicher, für diese Nation so neuartiger Tatbestand.

Meine Herren! Ich bin stolz auf diese Tatsache, nicht nur deswegen stolz, weil diese Ehre mir zuteil wurde, sondern auch stolz um meines Volkes willen. Es ist mir nicht — das wiederhole ich nochmals — um meinen eigenen Wert oder Unwert zu tun, nicht um eine kritische Beurteilung der einen oder anderen meiner Leistungen, nicht um die Hervorhebung dieses oder jenes Fehlers, dieser oder jener Tugend. Es geht mir um die geschichtliche Tatsache selbst, die jeden Historiker überraschen muß, weil sie für Polen so neu und ihre Methode so ungewöhnlich war.

Wenn ich annehmen darf, daß meine frühere Arbeit in

der Ersten Brigade die Grundlagen für diesen Tatbestand schuf, so kann ich auf diese meine Arbeit stolz sein.

Geehrte Herren! Diktator war ich nur einige Monate. Ob mein Entschluß töricht oder vernünftig gewesen sein mag, das ist einerlei; jedenfalls beschloß ich, den Sejm einzuberufen, meine Macht in seine Hände zu legen und dem polnischen Staat verfassungsmäßige Lebensformen zu geben. Das war mein Entschluß. Dieser Entschluß wurde befolgt. Die Abgeordneten, die später so manches Mal gegen mich auftraten, wurden auf meinen Befehl gewählt, diesem Befehl haben sie Folge geleistet, die Wahl angenommen und sich zu einem von mir festgesetzten Zeitpunkt in Warschau eingefunden; die Wähler haben sich gleichfalls an von mir bestimmten, geeigneten Orten versammelt und ihre Stimmen abgegeben; durch mich bestellte Beamte haben die Rechtsgültigkeit der Wahlen nachgeprüft. Die Wahlen gingen ohne jeden Zwang vor sich, ich verfolgte mit ihnen — wie auch vorher — keinerlei persönliche Interessen.

Der Sejm trat am 8. Februar zusammen. Ich eröffnete ihn, meine Herren, in der gleichen Uniform des Kommandanten der Ersten Brigade, ich sprach zum Sejm in derselben Uniform und trug an meiner Seite den Säbel, den mir die Offiziere der Ersten Brigade verehrt hatten — ich war nichts anderes als das, was ich vorher war.

Wenige Wochen später ereignete sich eine zweite geschichtliche Tatsache: ein neuer Wahlakt machte mich im Sejm einstimmig zum Chef des Polnischen Staates und zum Oberbefehlshaber der Truppen, die sich damals in Polen befanden. Auch diese Tatsache hat mir zu denken gegeben. Mir wurde eine Ehrung nach der anderen erwiesen.

Innerhalb einiger Monate hatten sich in mir die kühnsten Träume verwirklicht, die irgendein Pole in der Zeit

der Unfreiheit hegen konnte. Selbst wenn jemand den kühnsten Ehrgeiz gehabt hätte, wenn er nach Macht verlangt, wenn er sie per fas et nefas in Polen zu verwirklichen gesucht hätte, so hätte die Verkörperung solcher Träume der Stellung entsprochen, die man mir damals gegen meinen Wunsch und Willen gab. Denn ich strebte nicht nach alledem, ich habe mich sogar dagegen gesträubt, denn für meine Person wünschte und suchte ich etwas anderes zu erreichen. Ich trachtete nach der Armee, ich wollte eine leichtere Luft und die leichtere militärische Arbeit. Mir wurde alles in die Hand gegeben. Um meine Arbeit zu verschönern, um meine Erinnerung zu verschönern, als Ehrung und Auszeichnung für meine Kinder gab man mir eine Bezeichnung, die bei uns fast jedes Kind, kaum daß es die ersten polnischen Worte stammeln kann, mit Ehrerbietung ausspricht: man nannte mich „Naczelnik", gab mir einen Namen, bei dem Tränen in die Augen schießen, den Titel eines Mannes, der zwar tot ist und doch ewig lebt, den Titel des großen Kościuszko. Diese Bezeichnung als Naczelnik des neu entstehenden Staates, als Staatschef, der in der einen Hand die zivile und in der anderen die militärische Gewalt hält, dem man Ausnahmerechte gab, damit er in einer außergewöhnlichen Lage auch außergewöhnliche Maßnahmen treffen konnte, eine solche Bezeichnung wurde mir angeboten. Wiederum muß ich feststellen, meine Herren, daß keinerlei Vergewaltigung, keine Korruption, keine Konzession, kein Versuch stattgefunden hat, irgendjemand zu zwingen, damals für mich die Hand zu erheben oder seine Stimme für mich abzugeben. Und abermals, meine Herren, stand ich in der gleichen Uniform da, in diesem Rock des Kommandanten der Ersten Brigade, und

ich kannte keine andere Ehrung in Polen als die meiner vorherigen Diktatur.

Die Auszeichnungen, Ehrungen, das einmütig dargebrachte Vertrauen riefen in mir wieder alte Erinnerungen an die ferne, verschollene Vergangenheit wach, verdammte Erinnerungen an jene polnischen Parlamente, die einst unbeholfen und lärmend nach Einstimmigkeit riefen und diese Einstimmigkeit doch niemals erreichen konnten, weil ein einziger Mensch, ein bestochener Spion mit schmutziger Seele die Arbeit des Staates willkürlich zunichte machen konnte. Wo waren diese Erinnerungen geblieben, diese Abgeordneten und Würdenträger, die in fremdem Sold, von fremden Säckeln abhängig, fremden Befehlen gehorchten, wie Reptilien vor den Fremden krochen und sich doch so dünkelhaft, so selbstherrlich im Vaterlande gebärdeten?! Wo waren diese Erinnerungen geblieben? Sie waren zerstoben, verweht. Denn wieder war eine sittliche Tat geschehen, die Tat der Wiedergeburt. Es gab wieder Einstimmigkeit, die einst ersehnte, die einst erträumte, die einst herbeigerufene und verrufene Einstimmigkeit bei einem Beschluß. Ob das der eine aus Furcht oder aus Anständigkeit tat, der andere, weil er sonst keinen Ausweg finden konnte, ob er bewußt oder passiv dazu kam, das ist einerlei; die Tatsache bleibt bestehen, die geschichtliche Tatsache, die in mir ihren Mittelpunkt hatte.

Ich wiederhole nochmals, daß ich keine so sonderbare Tatsache kenne, die in ihrer Einfachheit beinahe lächerlich ist: ein Mann, der so wenig bekannt, so wenig verstanden, und so wenig mit dieser ganzen Gemeinschaft vertraut war — denn unter den Abgeordneten kannte ich wohl nur einige wenige, alle anderen waren mir völlig fremd, sie kannten mich nicht und hatten niemals etwas von meinem Leben

gesehen — dieser Mann wird auf einen solchen Posten erhoben, ohne Gewalt, ohne Zwang, ohne irgendwelche Beeinflussung und sogar gegen seinen eigenen Willen; denn er hatte nicht danach gestrebt, daß man ihm freiwillig eine so überragende und außerordentliche Gewalt gab.

Man trug mir schließlich die Repräsentation auf, für mich selber und für alle, nach außen und nach innen. Wenn ich diese Erscheinung vorher mit der Verwirrung und Unbeholfenheit erklären konnte, so gaben mir in diesem Falle die erwählten Männer, die Zeit genug hatten, um jeden ihrer Beschlüsse zu überlegen, zu beraten und kritisch nachzuprüfen, über das hinaus, was ich schon zuvor besaß, noch die moralische Kraft, wie sie jeder Mann besitzen kann, dem ein solches Vertrauen entgegengebracht und überdies so betont, feierlich und ungewöhnlich ausgedrückt wird. Von hier ab, meine Herren, beginnen sich aber diese schönen Ehrungen, so wundersam wie aus einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht, beginnt sich die Geschichte zu wandeln. Man stellte mich so hoch, wie man niemals einen Menschen gestellt hatte, und man stellte mich so, daß mein Schatten auf alle fiel, da ich ganz allein im Lichte stand.

Es war ein Schatten, der neben mir herlief — bald eilte er mir voraus, bald blieb er wieder zurück. Es gab viele solcher Schatten, immer umgaben sie mich, Schritt für Schritt folgten sie mir unzertrennlich, lauerten mir auf und narrten mich. Ob es auf den Schlachtfeldern war oder bei der stillen Arbeit im Belvedere oder wenn ich mein Kind liebkoste — unzertrennlich verfolgte und bedrängte mich dieser Schatten. Es war gleichsam ein abscheulicher, krummer Zwerg, auf krummen Beinchen, der mich von allen Seiten mit seiner schmutzigen Seele bespie und nichts

schonte, was geschont werden muß — weder Familie noch Freunde noch die mir nahestehenden Menschen —. Er belauerte alle meine Schritte, schnitt Affengrimassen und verdrehte jeden Gedanken in sein Gegenteil. Dieser scheußliche Zwerg kroch mir wie ein unzertrennlicher Kamerad nach und vermummte sich in Fähnchen von verschiedener Art und Farbe: einmal eines fremden, dann wieder des eigenen Staates, er stieß Phrasen aus, verzog seine ungeheuerliche Fratze und erfand unerhörte Geschichten. Dieser Zwerg war mein ewiger Gefährte, mein unverlierbarer Weggenosse in Erfolg und Not, in Glück und Unglück, Sieg und Niederlage. Glauben Sie nicht, meine Herren, das wäre nur ein Gleichnis! Ich will nur einige Tatsachen anführen, die so befremdlich und ungeheuerlich sind, daß es schwer fällt zu begreifen, in welchem Unratkübel man seine Phantasie beschmutzen müßte, um solche Dinge auszudenken.

Das Oberhaupt des Volkes, der erwählte Vertreter der ganzen Nation — stiehlt! Ein Sejmausschuß tritt zusammen, um die Königsinsignien zu suchen, die dieser Repräsentant gestohlen haben soll. Ein Sejmausschuß, der unter dem Sejmmarschall als Schirmherrn oder Leiter berät, sucht, forscht, spürt nach den Sachen, die dieser Repräsentant sich angeeignet haben soll! Können Sie sich etwas Ekelhafteres, Ungeheuerlicheres, eine schlimmere Besudelung denken? Kann man einen Repräsentanten dieser Art dulden? Stellen Sie sich das in irgendeinem anderen Lande, bei freien, unabhängigen Völkern vor: unser Staatsoberhaupt — ein Dieb! Der Repräsentant unserer Nation verrät sein Land im Kriege, steckt mit dem Feinde unter einer Decke! Der Oberbefehlshaber, der im Kriege die Führung hat, ist ein Verräter! Was wäre die Strafe für ihn?! Wird versucht, ihn

seiner Würden zu entheben, versucht, ihn zur Verantwortung zu ziehen? Wird ein Versuch unternommen, ihn für diese unerhörten Verbrechen zur Verantwortung zu ziehen? Nichts von alledem! Es geht ja nur um das Bespucken, um den inneren Schmutz, dessen die Seele voll sein muß, wenn sie sich zu solchen Dingen aufrafft. Es handelt sich um einen unerhörten, abscheulichen Seelenzustand, der die Menschen zu solchen Taten treibt. Ein gräßlicher Zwerg, ausgebrütet in den heimatlichen Sümpfen, von jedem fremden Eroberer aufs Maul geschlagen, von einem an den anderen verkauft, für jeden käuflich. Das sind die Leute, die, was hoch erhoben ward, zu sich herabzerren wollen.

Meine Herren, ich wiederhole es nochmals: wenn ich über die verflossenen Jahre nachdenke, so kenne ich keine Betätigung, die beständiger und gründlicher betrieben worden wäre als die, an meine Familienverhältnisse zu rühren, vor denen jeder Mensch halt macht, meine Freunde, meine Umgebung, fast jeden Menschen, der mir nähertrat, anzutasten mit schmutzigen Händen, mit schmutziger Seele, mit schmutzigen Worten und schmutziger, dumpfiger Luft.

Ich kenne, meine Herren, wenn ich meine Geschichte der verflossenen Jahre überblicke, keine Erscheinung, die sich hartnäckiger wiederholt hätte . . .!

Ich hatte Freunde, die müde wurden und mich verließen. Ich hatte Mitarbeiter, mit denen ich im Bösen oder im Guten zusammengearbeitet hatte, die auch auf die eine oder andere Art von mir gingen. Aber diese geistige Scheußlichkeit, die man mir anheftete, war so unverlierbar, so systematisch, daß ich mich — wenn ich an die Vergangenheit denke — immer noch vergewissern will, ob meine Kleider nicht danach stinken. Und dieses Bespeien taufte man noch mit hohen Worten, mit hohen Parolen. Das war

die sogenannte nationale Arbeit, die sogenannte patriotische Leistung! Das ist keine Tragik — für mich. Solche Dinge geschahen selten in der Welt, denn sie sind ungeheuerlich, unmoralisch, roh und ekelhaft. Solche Erscheinungen können nur im Sumpf der Knechtschaft ausgebrütet werden, durch den manche Völker gehen müssen.

Wenn mich Herr Anusz, ohne sich von mir zu verabschieden oder mich zu begrüßen, beunruhigt fragt, warum ein so unermüdlicher Arbeiter am polnischen Staate, den man einst in so hohe Regionen erhob, mit einem so großen Namen und hohen Ehrungen auszeichnete, warum dieser Mann seine Stelle verläßt, so antworte ich geradeheraus: Ich achte meine Geschichte, ich achte sie um meiner selbst und um meiner Kinder willen hoch. Ich achte sie um der künftigen Geschichtsschreiber willen, die mir ins Gesicht speien würden, wenn ich mit den scheußlichen Zwergen, die mich erniedrigen wollten, zusammen arbeiten würde. Mein Entschluß war unwiderruflich. Die Zwerge versuchten in den letzten Zeiten, ihre Fratzen zu einem glücklichen Lächeln zu verziehen, wenn sie mir hier oder dort begegneten. Ich, meine Herren, habe über meine Taten, über den Wert meiner Leistung, über das, was ich tat oder nicht tat, nachgedacht. Ich will darüber nicht reden und mir etwa größere Verdienste zuschreiben, als die Welt sie mir zuerkennt. Wenn man von mir sagt, ich hätte mit dem polnischen Volk nicht fertig werden können, so wird sich doch keine Kritik, keine Kühnheit erdreisten, nach meinem Kriegslorbeer zu greifen. Ich habe die polnischen Waffen mit Ruhm bedeckt. Ich habe in den ersten Lebenstagen Polens so glänzende, so unvergleichliche Siege errungen, wie man von ihnen nur aus altersgrauer Vergangenheit gehört hat, Siege, an deren Ruhm sich die Soldatenbrust bis auf den heutigen

Tag erlabt. Ich vollbrachte den Sieg über einen Feind, vor dem andere zitterten. Darum wandte ich mich, als ich mein höchstes Staatsamt niederlegte, sofort der militärischen Arbeit zu. Meine Fähigkeiten, mein Temperament, meine Erfahrung machten mir die Arbeit leicht, ja, sie ließen mich die Luft leichter atmen. Meine Herren, ich habe diese Arbeit verlassen, ich habe sie völlig aufgegeben. Ich habe meinen Abschied eingereicht und um meine Entlassung aus dem Heeresdienst gebeten. Warum? Die Pflicht des Soldaten ist schwer. In Frankreich nennt man die Armee „la grande muette" — die große Stumme. Der Soldat muß schweigen; Sie, meine Herren, die Sie Ihre Zungen ungehindert gebrauchen dürfen, wissen gar nicht, wie schwer es manchmal dem Offizier und dem Soldaten in einem Lande ist, wo die Zunge im Munde so frei darauflos plappert; es ist schwer, nur ein stummer Zeuge dessen zu sein, was geschieht, das Herz, die arbeitenden Gedanken so einzuschnüren, daß nichts nach außen dringt, alles in sich zu verschließen. Seien Sie vorsichtig, meine Herren, mit diesem Instrument, vorsichtig insbesondere mit den Zungen! Die Soldaten gehören zum Stande der Bürger ohne Rechte, während Sie, meine Herren, vollberechtigt sind. Ich trat ins Heer ein und habe ihm meine Arbeit gewidmet — jetzt verlasse ich seine Reihen. Warum?

In dem Augenblick, da ich das Schloß Belvedere verließ, die Stätte des Ruhms und der Ehre Polens, ist dort ein anderer Mann eingezogen, der in feierlichem, vom Sejmmarschall beurkundeten Akt gesetzmäßig erwählt wurde. Gemäß der Verfassung übergab ich ihm die Staatsgewalt. Ein anderer Mann trat an meine Stelle, um das ganze Volk zu vertreten, er betrat den Weg, den ich schon ein wenig frei gemacht hatte. Ich will nicht seine Tugenden noch

seine Fehler untersuchen, ich urteile nicht über seinen Wert. Wie ich wurde dieser Mann über die anderen emporgehoben, durch einen freiwilligen Beschluß erlegte man ihm die Pflicht auf, unser höchster Vertreter zu sein, unsere Ehre, unsere Würde zu schirmen. Aber dieses Pack, diese Bande, die meine Ehre angetastet hatte, verlangte jetzt nach Blut. Unser Präsident wurde ermordet, nach Straßentumulten, durch die der Wert seiner Repräsentation von denselben Leuten herabgezerrt wurde, welche einst dem ersten, frei erwählten Oberhaupt des Volkes gegenüber so viel Schmutzigkeit, so viel abscheulichen, niedrigen Haß bewiesen hatten. Jetzt begingen sie ein Verbrechen: gemeinen Mord. Meine Herren, ich bin Soldat. Der Soldat ist zu schweren Pflichten berufen, die bisweilen mit seinem Gewissen, seinen Gedanken und den ihm teuren Gefühlen in Widerspruch stehen. Als ich auch nur einen Augenblick lang darüber nachdachte, daß ich diese Herren als Soldat verteidigen müßte, da wurde ich in meinem Gewissen schwankend. Und als ich erst einmal schwankend geworden war, da entschied ich mich, daß ich nicht länger Soldat sein kann. Ich habe meinen Abschied vom Heer eingereicht. Das, meine Herren, sind die Ursachen und Beweggründe, um deretwillen ich den Staatsdienst verlasse.

Zum Schluß erlauben Sie mir, meine Herren, ein Gleichnis zu gebrauchen. Ich habe lange Zeit in dem Gebäude am Sächsischen Platz gearbeitet, von wo ich ab und zu, wenn ich in meinem großen Arbeitszimmer auf und ab ging, einen Blick auf die dunklen, grauen Umrisse Warschaus warf. Da sah ich immer etwas Seltsames: ein graues Laken, das eine sonderbare Gestalt umhüllte. Voran ging ein Pferd; es schritt der Sonne entgegen, es durchbrach einen Zaun. Aber hinter ihm kroch eine menschliche Ge-

stalt auf allen Vieren. Dieser Anblick hat mich manchmal zum Lachen gebracht . . . Er belustigte mich durch seinen eigentümlichen bildhauerischen Aufbau. Wo liegt hier der Gedanke, die Idee, die große künstlerische Leistung? Ein großer Gaul, der einen Zaun durchbricht, und dahinter ein Mensch auf allen Vieren, den Kopf verhüllt, als müßte er sich schämen. Das war unser Oberbefehlshaber aus der Vergangenheit. Er kehrte in die Heimat zurück, suchte ein Herz, suchte nach dem, was er lange, lange nicht mehr gesehen hatte, der Oberbefehlshaber der polnischen Truppen, denn das war Fürst Josef Poniatowski. Wo ist der schöne Ulan geblieben, diese einst vielbesungene und geschilderte Gestalt? Wo ist sie? Man huldigte ihm, die Fahnen flatterten ihm voran, die Kanonen donnerten wie so oft in der Schlacht. Er bleibt stehen und blickt sich um: „Wo sind meine Nachfolger? Wo sind im freien Polen die höchsten Feldherren? Wo sind meine Kameraden? Ich bin einst im Morast zugrunde gegangen. Mir hat der Sumpf die Augen zugedeckt, meinen Blick umdunkelt. Wo sind sie? Mir fiel als erstem die Ehre zu, Polens Oberbefehlshaber zu sein. Ich stellte die Kolonnen auf, ich warf sie in den Kampf.“ — Auf dem Denkmal stehen die Worte eingegraben: „Ehre und Vaterland“. Suchst du die Ehre? Du findest deinen Nachfolger auch im Schmutz, im heimatlichen Sumpf! Man hat ihn in den Schmutz getaucht. Das ist das Schicksal der höchsten Feldherren in einem ehrlosen Polen, in einem Polen, dessen Herz nicht aufzubegehren vermag. Meine Herren, dieses Sinnbild der obersten Führer Polens, die notwendig im Sumpf zugrunde gehen, verkörpert die Geschichte des bisherigen Polen. Wenn ich auf dieses Denkmal schaue, so sage ich mir: „Auch ich gehe in den Schmutz.“

Geehrte Herren, mit diesem Sinnbild wollte ich mich von Ihnen verabschieden. Anderswo versucht man, selbst wenn das Staatsoberhaupt ehrlos wäre, das zu verbergen; man gibt sich alle Mühe, damit auf dem höchsten Repräsentanten kein Fleckchen sichtbar ist, damit er blank dasteht wie ein Ehrenschild. Anderswo wird der siegreiche Feldherr verehrt, mit Ehrungen und Auszeichnungen überhäuft, da er doch den Staat gerettet und alle vor Unglück bewahrt hat. Bei uns ist es anders: da muß der Feldherr durch den Sumpf, und erst wenn er das ausgekostet hat, soll er Polens würdig sein. Meine Herren, wenn ich Ihnen diese Dinge beim Rückblick auf die verflossenen fünf Jahre ins Gedächtnis rufe, so soll das nicht tragisch wirken. Ich will nur feststellen, es gibt einen solchen Sumpf, er hat in Polen Einfluß und Bedeutung. Mir war es um die Feststellung zu tun: nachdem sich Polen im ersten Abschnitt seiner neuen Geschichte zu einer besseren Republik durchgerungen hatte, kehrt es dann langsam vom besseren Zustand wieder zu den alten Eigensinnigkeiten zurück. Es wird großer Anstrengungen bedürfen, meine Herren, um Polen wieder auf den Weg der Besserung zu bringen. Ich klage niemand an, ich bin weder Staatsanwalt noch Untersuchungsrichter — ich suche lediglich die Wahrheit. Was mich selber anlangt, so bitte ich, meine Herren, um Ihr freundliches Gedenken; überdies aber bitte ich um eine große, große Ruhe, damit ich die Luft wieder leichter atmen, damit ich mich so frei und unabhängig fühlen kann wie Sie und so fröhlich wie einst meine Kameraden von der Ersten Brigade, die mir mit ihrer Leistung die größte Ehrung darbrachten.

# Vortrag zum zehnten Jahrestag der Legionen

Lublin, 10. August 1924

*Am zehnten Jahrestag der Begründung der Legionen fand in Lublin die dritte Tagung der Legionäre statt. Vormittags wurde im Dorfe Jastków bei Lublin der Grundstein zu einer Schule gelegt, die zu Ehren der 1915 dort im Kampfe mit den Russen gefallenen Legionäre errichtet wurde. Am Nachmittag des gleichen Tages hielt der Marschall in Lublin seinen Vortrag.*

*Wie alle seine Reden auf den Legionärstagungen hat auch diese einen erzieherischen Sinn: die großen geistigen und materiellen Veränderungen zu wahren, welche die Tat der Legionäre während der Katastrophe des Weltkriegs im neuzeitlichen Polen schuf.*

Sehr geehrte Damen und Herren!

Zehn Jahre! Eine zehnjährige Jubelfeier! In der Brigade, die ich führte, hatte man eine Vorliebe für Jubiläen. Der Jahrestag des 6. August wurde dort nicht einmal, sondern zweimal jährlich begangen. Jedes halbe Jahr mußte eine Feier stattfinden, bei der man von mir eine Ansprache verlangte. Nach dem Brauch der Ersten Brigade hätten wir also jetzt schon den zwanzigsten und nicht den zehnten Jahrestag. Ich muß aber gleich feststellen, daß diese Gewohnheit der Ersten Brigade ihre tiefen Gründe hatte. Denn ich bin der Meinung, man könnte die Zahl der Jahrestage ruhig noch vergrößern, um es wenigstens zum halben Jahrhundert zu bringen, das heißt zu einem Zeitraum, in dem eine Generation zum überwiegenden Teil ins Jenseits dahingeht,

um einer neuen Generation und einem neuen Leben Platz zu machen.

Zweifellos, meine Herren, war der Zeitraum, den wir während der abgelaufenen zehn Jahre durchlebt haben, so abwechslungsreich, daß sich niemand den tiefen Wandlungen alles dessen entziehen konnte, was sein Wesen bestimmt. Das Alltagsleben eines jeden ist anders geworden, als es vor zehn Jahren war. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sehr solche neuen Gedanken und neuen Beschäftigungen unser ganzes heutiges Leben ausfüllen, so können wir kühn und ruhig behaupten, wir haben es jetzt mit ganz anderen Menschen zu tun, als mit jenen, die seinerzeit den gleichen Vor- und Familiennamen trugen.

Gegen früher ist der graue Alltag des Lebens für einen jeden ganz anders geworden als vor zehn, elf oder fünfzehn Jahren. Jede der geringfügigen Angelegenheiten, aus denen sich doch schließlich unser Leben zusammensetzt, überdenkt und erledigt man heute anders. Die einstigen Sorgen, die zum Beispiel mit der geringsten Reise verbunden waren, sind verschwunden; man denkt heute anders über die Alltagsarbeit, anders über die Freuden des Lebensgenusses. Aber auch Ängste und Schmerzen, Lust und Überschwang haben heute ein anderes „timbre" als ehedem, formen mit ihrem Meißel des Menschen Seele ganz anders und machen aus ihm einen anderen, als er selber in der Vorkriegszeit war. Körperlich sind wir vielleicht die gleichen, aber als soziale Wesen, die notwendig und ständig mit anderen Menschen in Verbindung stehen, haben wir uns so gewandelt, daß man uns keineswegs mehr mit jenen physischen Personen vergleichen kann, die wir einst vor der Weltkriegskatastrophe waren. Wenn ich das hier sage, meine sehr geehrten Damen und Herren, so tue ich es nicht dar-

um, weil ich jede Gewohnheit der Ersten Brigade vor Ihnen verteidigen oder begründen wollte, sondern um ein Recht auf gelassene Beurteilung und ruhige Einstellung zu alledem zu erhalten, was einst geschah und tatsächlich zehn, moralisch aber mindestens fünfzig Jahre zurückliegt.

Eine ganze Generation ist dahin, ist ins Jenseits hinübergegangen, und wir haben ein neues, anderes Leben. Da darf es Ihnen, meine Damen und Herren, nicht widersinnig klingen, wenn ich für die Fehler und Verdienste, die Lächerlichkeiten und Streiche unserer — wenn ich so sagen darf — Väter und Mütter, Großväter und Großmütter eine ruhige Beurteilung erbitte und fordere. Man kann sich doch zu jener Zeit gleichmütig einstellen und muß nicht unbedingt die Torheiten und Untugenden der eigenen Vorfahren schöner machen wollen.

Wir sind ganz andere geworden, und es fehlt nicht an Beispielen dafür. Ich selber etwa bin in Polen grau geworden, obgleich mich einst meine Altersgenossen und Kameraden um meinen aschblonden Schopf beneideten, in dem kein einziges weißes Härchen zu sehen war. Wenn ich beispielsweise in die Zeit vor der Sintflut und der Weltkatastrophe greife und dorther irgendeinen Fund hervorhole — sagen wir: ein Mammut —, so kann ich doch dieses dunkle, haarige Ungeheuer, das sich mit seinem langen, lächerlichen Schweif des Angriffs eines Insektenschwarms zu erwehren sucht, nicht mit einem jungen Elefanten von heute vergleichen, der in der Sonne des freien Polen spielt — selbst wenn jenes Mammut und dieser kleine Elefant den gleichen Namen trügen. Oder, meine geehrten Damen und Herren, ein anderer Fund aus vorsintflutlicher Zeit: ein abscheuliches Untierchen wie ein Ichthyosaurus! Das saß einst auf dem eingezogenen Eidechsenschwanz, den Rücken an-

mutig wie ein Känguruh aufgerichtet, mit abstehenden Fuchsohren und listig lebhaften Äuglein. Kann man es noch erkennen und als dasselbe Geschöpf bezeichnen, wenn es jetzt seinen Eidechsenschwanz wie eine Fahne hoch oben hin und her schwenkt, den Rücken großtuerisch reckt und aus dem zahnlosen Maul des Krokodils Schwefeldünste über die Erde haucht?

Die tiefen Veränderungen, die wir erlebt haben, reichen so weit, daß wir neue Menschen geworden sind. Die Größe der Umwälzungen entspricht gar nicht jenem verhältnismäßig kurzen Zeitraum, der uns in Wirklichkeit vom Leben unserer — wie ich sagte — Väter und Großväter trennt. Das kommt daher, daß sich zwischen unseren Tagen und dem Jahr 1914 eine Katastrophe, eine Sintflut ereignet hat, deren Erlebnisse so rasch aufeinander folgten, so unvermeidlich und unausweichlich waren, daß von einer langsamen Evolution keine Rede sein konnte. Wenn in geologischen Vorgängen ein Schneckchen, das sich irgendwo an ein anderes Schneckchen festgeklebt hatte, ein Jahrhundert später ein Zollbreit irgendeines Festlandes erzeugt, wenn ein winziges Sandkorn, mit einem zu Staub zerriebenen Kieselstein verbunden, im Laufe von Jahren und Jahrhunderten ein Inselchen in einer Flußmündung bildet, so ist das ein Vorgang der evolutionären Arbeit der Natur, mit deren Folgen der Mensch in seinem ganzen Leben nicht Schritt halten kann. Wenn aber die Erde in einem ungeheuren Krampf ihr Inneres auftut und ganze Quadratkilometer Bodens verschlingt, die durch Menschenschweiß und -arbeit zu Gärten und Siedlungen umgewandelt waren, wenn sie unter Erschütterungen plötzlich große Inseln an die Meeresoberfläche wirft, wenn sie Gebirgsketten umgestaltet, die einen zerbricht und vernichtet und die anderen hoch

emportürmt — so sind diese Vorgänge Katastrophen. Wo sie eintreten, wird das Menschenleben zu einem Augenblick verkürzt, wird das Gestern ganz verschieden vom Heute. Diese beiden Vorgänge, Evolution und Katastrophe, lassen sich nicht miteinander vergleichen. Jeder formt auf seine Art unser irdisches Tal der Tränen, jeder läßt die Menschen anders ihre Tage zählen.

Im letzten Jahrzehnt erlebten wir eine Katastrophe. Denn das war der europäische Krieg. Er wälzte sich über das damalige Polen mit Blitzesschnelle dahin, sprang überraschend wie ein Leopard zu und betäubte alle Menschen durch die Schnelligkeit seiner Ereignisse und durch seine unerbittliche Zwangsläufigkeit. Wieviel Kriegserklärungen erfolgten da zwischen Staat und Staat: Portugal erklärte Deutschland den Krieg; Deutschland stellte nach links und nach rechts ein Ultimatum nach dem anderen; Österreich fing Krieg mit Serbien an, Rußland mit Österreich und mit Deutschland; Frankreich wies ein Ultimatum zurück; England stellte eines. Die Kriegserklärungen füllten in den damaligen Zeitungen ganze Spalten.

Man muß feststellen, daß das damalige Polen, das heißt jene Polen, die in jener Zeit lebten, den Krieg nicht wollten und nicht herbeigeführt haben. Heute ist es schön und gut, hin und wieder feierlich zu deklamieren, die Polen hätten, in Übereinstimmung mit den Wünschen eines Mickiewicz, um einen Weltkrieg gebetet; aber das war doch nur Mickiewicz selbst, der bekanntlich durchaus nicht der Generation von 1914 angehörte! Die damalige Generation, darin stimmen alle Bekundungen überein, neigte durchaus nicht zu Wagnissen, und hätten die Politiker, die sich in den Wirbel des Weltkriegs stürzten, die Urteile und Meinungen der Polen jener Zeit, wie sie sich ängstlich in ihren

Kaffeehäusern und Wohnungen unterhielten, zur Richtschnur genommen, so wäre sicherlich kein Krieg ausgebrochen.

Polen wollte also — das stelle ich nochmals fest — keinen Krieg und hat ihn auch nicht heraufbeschworen. Mehr noch! In einer Unzahl von Erklärungen, die anläßlich des Kriegsausbruchs abgegeben wurden, in einer ganzen Reihe von Reden der verantwortlichen Staatsmänner, in unendlich vielen Zeitungsartikeln in aller Welt, in Gesprächen und Diskussionen über diese Katastrophe, die wie ein Blitz über die Menschheit hereinbrach, war von allem die Rede. Man sprach von den unverjährten Rechten auf diese oder jene Provinz des Nachbarn, von den bösen Erbfeinden des Volkes oder Staates, von der Notwendigkeit eines Platzes an der Sonne, von einer Verletzung der Ehre, von ungesühntem Mord und Totschlag, von Friedenssicherungen und -garantien. Von allem war die Rede, von allen möglichen Ursachen und Anlässen der Katastrophe; aber von Polen, von seinen Rechten und Interessen, von seinem Platz an der Sonne war überhaupt nicht die Rede. Das muß mit allem Nachdruck festgestellt werden, denn daraus haben sich mancherlei Folgen ergeben. Erst erheblich später, als der Krieg der Kraft aller Staaten schon schwere Wunden geschlagen hatte, ereignete es sich, daß Amerika bei seinem Eintritt in den Krieg eine Erklärung abgab, in der als eine von vierzehn Forderungen Polen als Staat mit einem Zugang zum Meere verlangt wurde. Als aber im Jahre 1914 die Katastrophe begann, wollte niemand um Polens willen einen Krieg führen.

Polen hat also den Krieg nicht gesucht, nicht gewollt und nicht herbeigeführt. Dieser Krieg, den die anderen führten, hatte keine, nicht einmal die geringsten Aufgaben, die

Polen angingen. Nur der Kriegsschauplatz sollte Polen sein. Aber aus dieser Tatsache erwuchsen mancherlei Folgen, zu denen — unter anderen — auch der Anfang der Legionen gehört.

Ehe ich mich der Erklärung zuwende, welche Bedeutung der Kriegsschauplatz hatte, will ich bei der Entscheidung und den Beschlüssen verweilen, die nicht Polen selbst — denn das war als Ganzes zu einem Entschluß nicht berufen —, sondern die damaligen Polen faßten. Polen war bekanntlich in jenen Zeiten durch die drei Teilungsmächte zerstückelt, durch Rußland, Österreich und Deutschland, die sich gerade zur bewaffneten Auseinandersetzung anschickten. Wenn wir die breite Masse der damaligen Polen betrachten, so fiel ihr Entschluß erstaunlich übereinstimmend aus, obwohl sie unter ganz verschiedenartigen Bedingungen lebten und sich zu Beginn dieses mit Blitzesschnelle fortschreitenden Krieges in gar keiner Art verabreden konnten. Überall beschloß man, sich dem Kriegsschicksal zu unterwerfen, und nachdem man Gott gegeben, was Gottes ist — nämlich die Seufzer des Herzens —, gab man dem Kaiser, was des Kaisers ist: Leben, Hab und Gut. Ich will gar nicht darauf eingehen, wie in dem Augenblick die Beweggründe und Gedanken, die Gefühle und Neigungen waren. Ich will nur die unzweifelhafte Tatsache feststellen, daß in allen drei Landesteilen Polens die Mobilmachung der betreffenden Mächte, also der Eroberstaaten, eigentlich vollkommen gelungen ist. Man kann diese Tatsache verschiedenartig erklären, sie verschiedenartig beschönigen oder tadeln, kann sich darüber freuen oder grämen, aber man kann nicht darüber zur Tagesordnung hinweggehen und behaupten, die Polen hätten anders gehandelt. Es ist auch gleichgültig, ob der oder jener

Pole in den Reihen des fremden Heeres mit Angst oder mit Begeisterung, aus Berechnung oder aus Überzeugung marschierte, jedenfalls mußte in jedem dieser einzelnen Polen ein Teil des Entschlusses liegen, der zu diesem und keinem anderen Handeln führte. Ich kann alo ruhig behaupten, daß die Polen im allgemeinen entschlossen waren, sich den Gesetzen ihrer fremden Herren nicht zu widersetzen und im Kriege unter den Fahnen und Feldzeichen der Armeen der Teilungsmächte zu dienen. So gaben sie jenen Staaten für ihre politischen Ziele, die mit Polen nichts zu tun hatten, das, was diese Staaten verlangten: den Soldaten.

Dieser Tribut fiel den Polen besonders schwer. Er wurde obendrein noch durch eine weitere Last drückender gemacht, um deretwillen die Menschen vor Verzweiflung fast von Sinnen wurden. Die Teilungsmächte sollten den Krieg gegeneinander auf dem polnischen Kriegsschauplatz führen — die Polen mußten die Vorhut bei diesen Kämpfen bilden und die Waffen vom ersten Augenblick an gegen die eigenen Brüder erheben. Ich spreche heute in Lublin, und auf den Schlachtfeldern unweit von hier wurden die ersten blutigen und mörderischen Kämpfe von Polen gegen Polen ausgefochten. Auf der einen Seite, der österreichischen, marschierten das I. und das X. Armeekorps, die Truppen aus Krakau und aus Przemysl gegen Lublin, in denen die Polen mindestens 90 Prozent bildeten. Auf der anderen, der russischen Seite war zur Verteidigung Lublins und seiner Umgebung das XIV. russische Armeekorps bestimmt, das sich gerade aus dieser Gegend rekrutierte. Von Norden her marschierte auf der deutschen Seite das XVII. deutsche Armeekorps, das aus den Landesteilen des heutigen Pommerellen mobilisiert war, um den Kampf gegen die russischen Armeekorps aus Warschau, Płock, Łomża, Grodno

und Wilno aufzunehmen. Dieser Zwang zum Bruderkrieg war eine notwendige und natürliche Folge davon, daß man dem Kaiser gegeben hatte, was des Kaisers ist, und sich dem Schicksal eines nicht um Polens willen geführten Krieges unterwarf. Das unterstreicht besonders deutlich die Tatsache, die ich schon vorher betonte, daß die Polen im allgemeinen keinerlei andere Entscheidung suchten als die, welche ihnen von den Eroberstaaten aufgedrängt wurde. Und ich wiederhole nochmals, daß es für den Tatbestand selber gleichgültig ist, welche Gefühle das Herz des einen oder anderen Polen zerrissen, wenn er auf Befehl seines fremden Herrn auf seine Brüder von jenseits der Grenzpfähle schießen mußte. Man kann doch nicht annehmen, daß unsere Brüder aus Großpolen, die im Posener V. und VI. Reservekorps mobilisiert waren, ihre Köpfe stolz und freudig mit der Pickelhaube zierten und die enge preußische Uniform gern anzogen, um bei Verdun über die Franzosen den Sieg zu erringen.

Nach der Feststellung dieser unzweifelhaften Tatsache wende ich mich der Erklärung zu, warum Polen zum Kriegsschauplatz werden mußte. Jeder Kriegsschauplatz muß in einem Feldzug große Opfer bringen, er hat aber auch seine Vorteile. Das ist das Gesetz des Krieges — ein Gesetz, das mir aus meinen Kriegsstudien ausgezeichnet bekannt war, das ich aber auch aus der Erfahrung kennen gelernt habe, wie ich sie sowohl im Weltkrieg wie auch danach im polnisch-russischen Kriege sammeln konnte. Man muß den Kriegsschauplatz genau kennen, denn seine Kenntnis gibt eine der wichtigsten Chancen für den Sieg. Auch die Einstellung der Bevölkerung zu den kriegführenden Truppen hat keine geringe Bedeutung, denn sie schafft für

den Soldaten und seine Führer entweder Erleichterungen oder Hindernisse.

Polen sollte solch ein Kriegsschauplatz werden. Wir haben nun gesehen, wie gleich bei Kriegsbeginn die Herrscher aller drei Teilungsmächte plötzlich in großer Freundschaft für unser Volk entbrannten, der sie in besonderen Kundgebungen Ausdruck gaben. Diese Kundgebungen unterschieden sich grundsätzlich nicht sehr voneinander. Der greise Monarch der Völker Österreich-Ungarns, Franz Josef, stellte seine väterliche Liebe für die Polen fast mit denselben Worten fest wie der gestrenge deutsche Kaiser Wilhelm II. oder der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der an der Spitze der Heere des weißen Zaren stand. Mit diesen Kundgebungen, die für Polen Gefühle und Sympathien ausdrückten, suchte man den oft unangenehmen Gehorsamszwang zu bemänteln, indem man ihn mit Fetzen schönerer und idealerer Beweggründe aufputzte. Außer diesen Kundgebungen wandte man Polen gegenüber die gewöhnlichen Mittel an, wie sie zu einem Kriegsschauplatz gehören; in erster Reihe also den Terror im weitesten Sinne des Wortes. Alles, was irgendwie verdächtig erscheinen konnte, was ohne Krieg auch ruhig hätte weiterleben können, wurde eingekerkert, um irgendwo tief drinnen im kriegführenden Staate interniert zu werden. Man verstärkte — wie das stets üblich ist — die Rechte der Armee gegenüber der Bevölkerung, indem man alle Strafen für diejenigen Vergehen verschärfte, welche irgendwie die Kriegführung stören konnten.

Wie immer in ähnlichen Fällen lenkte man auch einen Strom Goldes nach dem Kriegsschauplatz, um dort, wo der Fetzen des Idealismus oder die Angst vor dem Kriegsterror nicht ausreichten, das gewohnte Mittel zu versuchen: die Beeinflussung durch Geld. Das Gold floß also unter ver-

schiedenartigen Vorwänden: entweder als Schadensersatz, der den Gefügigen freigebig, den Gleichgültigen oder Widersetzlichen überhaupt nicht oder nur in geringem Maße gegeben wurde, oder als allerlei Subventionen für Zeitungen, Einrichtungen und Gesellschaften, oder aber in der schlimmsten und häßlichsten Gestalt: Menschen als Spione und Kundschafter für die verschiedensten Fragen und zu den verschiedensten Zwecken zu kaufen.

Das sind die gewöhnlichen Opfer und die üblichen Vorteile eines Kriegsschauplatzes.

Es gibt aber auch außergewöhnliche Begünstigungen, die entweder mit Menschen zusammenhängen, welche auf dem Kriegsschauplatz Einfluß haben, oder mit besonderen Rücksichten, die man in Rechnung stellen will. Das sind — wenn ich mich so ausdrücken soll — die Sondervergünstigungen. Und zu ihnen gehört auch das, was wir jetzt die Tat der Legionen nennen. Ein Mann, der denselben Namen trug wie ich, gehörte zur Zahl der einflußreichen Menschen, die damals eine — sagen wir — sonderbare Laune hatten. Er stand an der Spitze eines, übrigens kleinen, Häufleins Menschen, welche die Überzeugung verbreiteten, Polen könnte sich aus der Erniedrigung der Knechtschaft nur durch eine Waffentat befreien, wenn es den oder jenen günstigen Augenblick benutze. Man schreckte ihn also einerseits mit dem üblichen Mittel: ihn und seine Freunde in irgendwelche Festungen oder Internierungslager einzusperren; andererseits zeigte man sich mit seinen Versuchen einverstanden, polnische Abteilungen zu bilden, behandelte dieses Beginnen jedoch geringschätzig von oben herab. Dieses Einverständnis war also eines der Mittel, einflußreichen Leuten Sondervergünstigungen zuzuwenden, die vermutlich in anderer, nicht so krasser Gestalt seitens aller drei Teilungsmächte gnädig ge-

währt wurden. Ein neugieriger Geschichtsforscher wird gewiß in nicht allzu ferner Zukunft genug Belege zur Bestätigung dieser Wahrheit finden.

So entstand der Anfang dessen, was wir heute die Tat der Legionen nennen. Es war für eine der Teilungsmächte eine Methode, Sondervergünstigungen zu gewähren, für mich und meine Gefolgschaft aber war es der Versuch zur Lösung eines Problems, das damals viele Polen quälte, während es der überwältigenden Mehrheit unserer Nation völlig fremd war. Völker und Staaten, die am Kriege teilnahmen, sandten als ihre aktiven Vertreter ihre Führer und Soldaten auf den Kriegsschauplatz. Wie ich schon erwähnte, verzichteten alle Polen darauf und fanden sich mit ihrem Schicksal ab. Sie lieferten den fremden Fahnen und Feldzeichen der Eroberermächte Soldaten und verstärkten so die Heereskraft der Feldherren der fremden Staaten. Wir Legionäre aber faßten die Sache anders an. Wir wagten den Versuch, Polen auf dem Schlachtfeld zu verkörpern, also ein Volk ohne Staat und Regierung, genau wie es die anderen taten: durch eigene Führer und eigene Soldaten.

Dieser Versuch wurde von allen geringschätzig aufgenommen, von vornherein zum Mißlingen verurteilt, von allen als undurchführbar bezeichnet. Für meine Ausführungen bleibt es völlig gleichgültig, wie jemand darüber damals geurteilt hat oder jetzt urteilt, welche Meinung er damals über mich oder meine Kameraden äußerte oder was er heute darüber äußert. Es ist auch gleichgültig, ob jemand so einem Lumpen wie Zamorski nachspricht, uns hätte nur die Lust am Raub und Banditentum geleitet, ob er uns mit anderen für bezahlte Agenten Wilhelms oder Franz Josefs hielt, ob er uns damals Wahnwitz und Mangel an gesundem Menschenverstand zuschrieb oder uns heute

noch zuschreibt, ob er meinen ergrauenden Kopf verfluchte oder noch verflucht, ich brächte die edle Jugend ins Verderben, oder ob er in jener Zeit gefühlvolle Tränen vergoß über das Opfer der edlen jungen Köpfe — all das bleibt stets gleich angesichts der geschichtlichen Tatsache, daß ich und die Legionäre damals, als die Sintflut des Krieges unser Heimatland zu überschwemmen drohte, anders als alle Polen gehandelt haben. Es wäre unmöglich, diese Tatsache zu verfälschen, denn jeder künftige Geschichtsschreiber muß für diesen Zeitabschnitt eine ganze Fülle historischer Urkunden finden: Befehle, Berichte, Beschreibungen von Kriegshandlungen und Leistungen sowohl meiner selbst wie auch meiner Kameraden aus den Legionen.

Wie ich schon erwähnte, wurde dieser Versuch von allen Seiten mit Geringschätzung aufgenommen; man meinte, seine Ausführung sei unmöglich oder erfordere doch zumindest zahlreiche und grundsätzliche Korrekturen. Selbst von vielen, die mein und der Legionäre Auftreten guthießen, wurde die ganze Sache als unglaublich betrachtet und mit einem leichten Achselzucken abgetan. Man hielt insbesondere eine Korrektur für unerläßlich, angeblich aus Gründen des Verstandes und der Vernunft und um der ganzen Unternehmung den gehörigen Ernst zu geben. Man hielt es für notwendig, die ganze Organisationsarbeit, die aus den Schützenabteilungen ein regelrechtes Heer machen sollte, Offizieren der österreichischen Armee anzuvertrauen, weil sonst das ganze Unternehmen bei niemand, angeblich sogar bei den Legionären nicht, die erforderliche Autorität besitzen würde.

Ich betone und wiederhole nochmals: als der Krieg im Jahre 1914 ausbrach, beschlossen die Polen in allen drei

Teilgebieten des Landes, Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die Legionäre und ich handelten anders und entschlossen sich, ohne Rücksicht darauf, wie damals jemand die Sache beurteilte oder wie er sie heute ansieht, den Versuch zu machen, unserem Volk auch ohne Staat in der Gestalt eines Führers und seiner Soldaten eine militärische Vertretung zu geben. Diesen Bemühungen begegnete man entweder mit ausgesprochener Abneigung oder mit Mißtrauen, insbesondere was den Versuch anlangte, eine solche Vertretung auch durch einen Feldherrn zu erlangen. Man wollte ihn aus den Reihen der österreichischen Offiziere wählen, schon um dem Unternehmen Gewicht und Sinn zu geben.

Mit der Brigade, die ich befehligte, lehnte ich von vornherein alle Versuche ab, uns mit diesem Gewicht und diesem Sinn zu beglücken.

Angesichts der allgemeinen ablehnenden und mißtrauischen Einstellung uns gegenüber ist die Frage am Platze, ob uns Legionären der Versuch gelungen ist, ob wir, vielleicht auch nur teilweise, unsere Absichten durchzuführen und zu verwirklichen vermochten. Ich will nicht die Gedanken wiederholen, die ich im vergangenen Jahre in meinem Vortrag bei unserem Jahrestag in Lemberg dargelegt habe. Ich will nur feststellen, daß die österreichische Armee, die das allgemeine Mißtrauen uns gegenüber kannte, sich sofort beeilte, diese Gefühle, die in breiten Kreisen Polens gegen uns bestanden, sich zunutze zu machen, um uns auf alle mögliche Art zu hemmen, uns nach Kräften zu demütigen und uns mit allen Mitteln über unseren Kopf hinweg ihre Herrschaft aufzudrängen. Und dennoch wurden wir bereits gegen Ende 1914, also kaum drei Monate nach der sogenannten Tat der Legionen, mit den regelrech-

ten Truppen auf die gleiche Stufe gestellt, und man wies uns Aufgaben wie den anderen zu. Ich will mich nicht rühmen oder loben, aber Ende Oktober, nach dem schweren Kampf, den wir die Schlacht bei Laski genannt haben, vertraute man niemand anderem als mir und uns Legionären den schwersten soldatischen Dienst an: die Nachhut, die vor dem siegreichen Feind den Rückzug decken sollte. Wie könnte man diese Tatsachen ableugnen oder verfälschen, da doch für unser rasches Aufrücken zu gleichwertigen Soldaten eine ganze Anzahl von Urkunden zeugt: Meldungen, Befehle und Berichte der verschiedenen Divisionen, Korps und Armeen.

Angesichts der starken Gegnerschaft der Teilungsmächte, die sich — wie gesagt — auf die Abneigung und das Mißtrauen unserer eigenen Landsleute stützten, war der Weg der Legionäre zweifellos schwer und mühsam. Aber langsam und mit außerordentlicher Anstrengung kamen wir weiter, gingen unseren Weg, meistens ganz uns selber überlassen. Und wenn es uns nicht gelang, zahlenmäßig stark genug zu werden, um Polen militärisch zu vertreten, so wurde der polnische Soldat doch um seiner Tüchtigkeit willen geachtet. Um den Führer mußten wir einen erbitterten und oft ganz hoffnungslosen Kampf ausfechten. Dieses Ringen endete bekanntlich mit einer Katastrophe für die Legionäre und mit einer Katastrophe für den Mann, den man als Führer herausgestellt hatte: für mich. Ich wurde verhaftet und nach der Festung Magdeburg gebracht, den Legionen aber brach man die Flügel, nahm man alle Möglichkeit zur Entwicklung.

Ich sage das, meine sehr geehrten Damen und Herren, nicht in persönlicher Absicht; wie ich von jedem verlange, daß er die Geschichte der einzelnen Menschen aus jener

fernen, sittlich hochstehenden Vergangenheit ruhig betrachtet, so bewahre auch ich meiner eigenen Geschichte gegenüber die gleiche Ruhe. Ich möchte nur nachdrücklich unterstreichen: gerade in unserem Kampf um einen unabhängigen Führer waren die Teilungsmächte am unnachgiebigsten; in dieser Frage besaßen sie die allerstärkste Unterstützung der polnischen Allgemeinheit, die — selbst soweit sie die Legionen unterstützte — wie absichtlich einen möglichst abhängigen und möglichst gebundenen Mann suchte, um ihm die Führung der Legionäre anzuvertrauen. Das erinnert mich unwillkürlich an die Zeiten, da Polen schon frei war; da schien es auch oft, als ob die Polen am zufriedensten wären, wenn sie es hätten erreichen können, daß an ihrer Spitze und besonders an der Spitze der Wehrmacht kein Pole stände, sondern ein Mensch, der von einem anderen Volke abhängig wäre oder dem Befehl eines anderen Staates oder Heeres zu gehorchen hätte. Das hängt offenbar eng mit unserem Volkscharakter zusammen.

Wenn ich heute, da tatsächlich zehn, moralisch aber mindestens fünfzig Jahre seit jenem damaligen Versuch verflossen sind, darüber nachdenke, so bin ich als Historiker in meinen Schlußfolgerungen schwankend. Zweifellos ist der Versuch hinsichtlich des soldatischen Werts glänzend gelungen. Er glückte in so schnellem Tempo und binnen so unerhört kurzer Zeit, daß es allen kleineren und größeren Truppenführern zur Ehre gereicht, denen das fertigzubringen gelang. Aber ohne Zweifel war zahlenmäßig die Kraft unserer militärischen Vertretung im Vergleich zur Stärke der polnischen Bevölkerung verschwindend gering. Die Kraftprobe dagegen, in der Person eines Führers eine Vertretung zu erlangen, endete 1917 mit einer Katastrophe; sie blieb völlig erfolglos und hinterließ nur eine tiefe Spur von

unseren schweren Kämpfen nicht allein in den Seelen der Legionäre, sondern in bedeutend weiteren Schichten und Kreisen unseres Volkes.

Diese Bemühungen hängen eng mit einem anderen Charakterzug zusammen, der vielleicht für unsere damalige Legionärsarbeit der wesentlichste ist. Ich spreche von unserem Versuch, die nationale Ehre und die polnische Würde zu heben. Es ist unbestritten, daß das harte Kriegsrecht, welches die Menschen ständig sich zu fügen zwingt, sie allgemein schwer drücken und bedrängen muß; wenn aber dieses Recht in fremden Händen ruht, so wird die menschliche Erniedrigung besonders fühlbar. Da Polen Kriegsschauplatz war, empfand es diese Erniedrigung alsbald seitens aller drei kämpfenden Parteien. Denn wie man es auch immer verschönen mochte: ob durch verwickelte Gedankengänge und diese oder jene Staatsräson, ob durch eine plötzliche Vorliebe für die Verbrüderung der Slawen oder durch Dankbarkeit für den greisen Monarchen Franz Josef, unter dessen Obhut Galizien der freieste Teil Polens war — das bleibt sich gleich! — das Kriegsrecht lastete empfindlicher auf den Polen als auf anderen Völkern und führte zu Demütigungen fast für jeden einzelnen Polen oder aber für Polen als Ganzes. Auf polnischem Boden ging ein riesiger Kontretanz hin und her, bei dem immer wieder ganze Stücke des polnischen Landes von Hand zu Hand gingen. Bei diesem ständigen Wechsel der Herren verloren die Menschen jeglichen Halt. Jeden Augenblick mußte man sich anderen Wünschen anpassen, andere Forderungen und andere Launen zu erfüllen suchen. Die menschliche Hilf- und Ratlosigkeit, die ich während jener Kontretänze auf polnischem Boden beobachtete, war so himmelschreiend, daß auch ein für Würde und Ehre ganz

empfindungsloser Mensch diese menschliche Erniedrigung tief hätte mitfühlen müssen; sie machte aus den Leuten Wesen niederer Ordnung, die systematisch in den Dreck getreten wurden.

Ich hatte keine Gelegenheit, diese Erscheinungen unmittelbar auf seiten des russischen Heeres zu beobachten, das ganz aus slawischen Völkern bestand. Ich konnte nur den flammenden Haß gegen dieses Heer im Karpathenvorland feststellen, wo ich bei den Kämpfen von Limanowa auch meinen kleinen Kontretanz mitmachte und Dörfer und Städte nach der Befreiung von den Russen sah. Ich erinnere mich daran, mit welcher Wut der Name eines allslawischen Generals wiederholt wurde, des Grafen Keller, der sich Nacht für Nacht betrank und aus den von seiner Kavalleriedivision besetzten Ortschaften ringsum Mädchen heranschleppen ließ. Noch heftigere und grellere Flammen des Hasses beobachtete ich, als die Russen bei ihrem Rückzug aus Kongreßpolen Dörfer und Flecken niederbrannten und die Einwohner wie Schafe vor sich her trieben, in ein fernes, fremdes Land. Es ist interessant, daß gerade seit dieser Zeit das Beiwort „unser" nicht mehr von Polen im Munde geführt wurde, das bis dahin in Kongreßpolen ständig für die russischen Soldaten gebraucht worden war.

Naturgemäß konnte ich die Erscheinungen erniedrigter Menschenwürde und ihres Untergangs in den Ungeheuerlichkeiten des Krieges bei Polen nur auf seiten des österreichischen und des deutschen Heeres aus der Nähe beobachten. Ich will Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, einige Beispiele davon geben.

Während wir dem I. österreichischen Armeekorps zugeteilt waren, das doch zu 90 Prozent aus polnischen Soldaten und zu 60 Prozent aus polnischen Offizieren bestand,

in den Kämpfen in der Gegend von Sandomir und Opatów, erhielt ich einmal vom Kommando dieses Armeekorps einen Runderlaß. Er besagte in — jedenfalls für uns — zynischer Weise, der Krieg wäre durchaus nicht um polnische Interessen geführt, das Korpskommando müsse also verlangen, daß sich die Truppen zu den Einwohnern wie zu feindlicher Bevölkerung verhielten und daß die Autorität des Heeres selbst mit den allerschärfsten Mitteln gewahrt werden müsse. Ich persönlich habe diesen Befehl mit der Erklärung zurückgesandt, daß ich ihn nicht befolgen würde. Aber stellen Sie sich bitte die Gefühle der Offiziere und Soldaten polnischer Nationalität vor, denen befohlen wurde, sich ihren Landsleuten gegenüber äußerst streng und feindlich zu verhalten.

Oder ein anderes Bild: Im Juni 1915 wurde ich aus dem gleichen Kreise Sandomir zum österreichischen Oberkommando berufen. Als ich im Auto durch die Etappe der I. österreichischen Armee fuhr, stellte ich fest, daß man in allen polnischen Städten sämtlichen Einwohnern, auch den Frauen, befohlen hatte, von den Bürgersteigen herunterzutreten, sobald sie Offizieren begegneten; alle Männer aber waren verpflichtet, vor ihnen die Kopfbedeckung abzunehmen. Im österreichischen Oberkommando hatte ich deshalb einen bösen Auftritt; ich erklärte, ich sowohl wie meine Offiziere, wir würden uns umgekehrt verhalten und vor jeder Frau vom Bürgersteig herunter auf die Straße treten.

Ich muß hier schließlich auch eine bezeichnende Antwort anführen, die ich einmal im Stabe des berühmten Hindenburg in Kielce erhielt, als ich für das Verhalten der deutschen Soldaten und Offiziere drastische Beispiele anführte. Ich sagte dort meine Meinung, man könne solche Schikanen ganz gut unterlassen und brauche z. B. nicht

Frauen auf der Straße mit der Frage anzurempeln, wo sich am Orte ein öffentliches Haus befände; es sei auch nicht nötig, die Öfen mit dem Mobiliar der Einwohner zu heizen oder etwa beim Verlassen eines Dorfes oder Städtchens sämtliche Lampengläser zu zerschlagen. Der höhere Stabsoffizier, mit dem ich diese Frage besprach, sagte mir zwar zu, einen Befehl zu erlassen, der ein anderes Verhalten anempfahl, fügte aber philosophisch hinzu: „Mein Herr, als wir in Polen einrückten, waren wir ganz im Ungewissen, wie sich die Bevölkerung uns gegenüber verhalten würde. Daher kommt unser Schwanken zwischen gewaltsamen und milden Mitteln. Damit müssen Sie sich auch die Ereignisse in Kalisz erklären, die nach alledem, was wir in Polen antrafen, völlig unnötig waren. Denn wir fanden hier gleichsam einen weichen Körper, der beim Hindurchgehen nur Fettflecke auf den Hosen hinterläßt."

Diese zynische Bezeichnung des preußischen Stabsoffiziers blieb mir während des ganzen Krieges in Erinnerung, als ich mit unruhiger Seele zusehen mußte, wie die Polen auf die Erscheinungen des Krieges reagieren, wie komisch sie in den Augen derjenigen erscheinen müssen, die das Kriegsgesetz kennen, wie ratlos ihre Urteile sind und wie demütig sie sich jedem Wunsch und jeder Forderung fügen. Aber wenn ich das mit ansah, zweifelte ich nie daran, daß irgendwo auf dem Grunde der Herzen, in verborgenen Falten der Seele das Gefühl der tiefen Demütigung lebendig war und die gewaltsam zurückgehaltene Empörung, wie mitleidlos wir durch immer neue Soldatenstiefel in den Schmutz getreten wurden.

In diesen Zeiten waren die Legionäre die Wortführer, und zwar die offenkundigen Wortführer der Empörung, die in der Öffentlichkeit um Achtung für alles das kämpf-

ten, was den polnischen Namen trug. Ich will hier nicht von meinem Kampf mit den Generalstäben und Generalkommandos sprechen, der weder offenkundig noch öffentlich geführt werden konnte und daher auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Menschen ausübte. In den Augen der ganzen Welt jedoch gingen die Legionäre vorwärts, machten sich beinahe mit den Ellenbogen Platz, waren jeden Tag — der allgemeinen Selbsterniedrigung zum Trotz — bereit, Auftritte zu machen, kleine, aber häufige Reibereien mit den fremden Herren, um ihre und des polnischen Soldaten Würde zu verteidigen.

Wie viele solcher geringfügigen Szenen werden in meiner Erinnerung wach, wenn ich darüber spreche! Wie viele lächerliche, komische Zwischenfälle dieses Kampfes mußte in jenen Zeiten fast jeder Legionär erleben, als er die Uniform trug, die doch davon zeugte, daß er ein Pole war und unter polnischen Abzeichen zu dienen wünschte!

Wer von denen, die Ende September 1914 mit mir an der Weichsel bei Nowy-Korczyn und Opatów waren, entsänne sich nicht jener komischen Szene dort: wie die aus Krakau angekommene Ergänzungskompanie in der Weichsel die schwarz-gelben Armbinden ertränkte, mit denen man sie beim Abmarsch aus Krakau versehen hatte. Denn es galt bei uns als Schande, irgendein Abzeichen zu tragen, das an die Uniform oder an die Landesfarben der Österreicher erinnerte. Wieviel Streit hat es um diese Abzeichen gegeben! Wieviel Zusammenstöße hatten wir auf den Bahnhöfen oder auf der Straße wegen sozusagen unberechtigter Fragen zu erleben: entweder handelte es sich um unsere eigenen Abzeichen an der Uniform oder um unseren eigenen Säbelgriff oder — was am häufigsten vorkam — weil wir die Ehrenbezeugung nicht mit der ganzen

Handfläche, sondern mit zwei Fingern erwiesen! Alltäglich hatten die Legionäre, vor aller Augen, einen Kampf um jede Kleinigkeit auszufechten: um die polnische Kommandosprache, um die polnischen Gespräche untereinander an öffentlichen Plätzen, um die offene Bekundung ihrer Zugehörigkeit zu ihrer polnischen Umgebung, um die offenkundige Ehrung polnischer Sitten und sogar um die Zurückweisung aller Versuche, zu verletzen, was polnisch ist. Die Legionäre machten aus diesem Kampf einen Sport, der bisweilen die Grenzen des gewohnten Anstands überschritt, und suchten oft selber Anrempelungen. Dadurch waren sie in allen Amtsstuben bekannt, besonders in der Etappe, und mußten deswegen eine ganze Menge Schikanen über sich ergehen lassen. Sie antworteten darauf mit Trotz und wählten absichtlich beleidigende Ausdrücke, um ihre Verachtung für diese Nadelstiche zu bezeigen.

Ein solcher Kampf konnte den Leuten nicht unsichtbar bleiben. Er mußte dem gekränkten polnischen Ehrgefühl und Nationalstolz eine gewisse Genugtuung gewähren. Und oft, wenn ich daran zurückdenke, komme ich zu der Überzeugung: dieser Trotz bei allem Tun, der die äußeren Züge der polnischen Tätigkeit kennzeichnete, bildete die Grundlage für die unzweifelhafte Tatsache, daß die Legionen von Ende 1916 bis Mitte 1917 in ihren Quartieren im Heimatland eine unbestrittene Beliebtheit in weiten Kreisen, so etwas wie gefühlsmäßige Verbundenheit genossen, und zwar sowohl im deutschen wie im österreichischen Okkupationsgebiet. Ich persönlich empfand diese Einstellung ganz klar und deutlich während meines Warschauer Aufenthalts, der mit meiner Verhaftung und Verschickung nach Magdeburg endete.

Solche Gefühle traten überall zutage, wo die Legionäre

ins Quartier kamen. Sie handelten den Verfügungen der Besatzungsbehörden derart kraß zuwider, überschritten mit voller Absicht die Vorschriften so frech und trotzig, machten sich über die österreichische und die deutsche Tätigkeit mit so unvergleichlichem Humor lustig, daß ich wahrhaftig manchmal einen blutigen Zusammenstoß erwartete, bei dem ein Teil der Bevölkerung die Legionäre gegen die Okkupationsbehörden unterstützen würde. Diese glimmenden Funken fühlten auch manche Legionäre ganz deutlich, als sie mir während der sogenannten Vereidigungskrise im Jahre 1917 die bewaffnete Auflehnung gegen jeden Versuch, uns den Eid aufzuzwingen, als angeblich durchführbar vorschlugen. Sie behaupteten dabei, sie würden in diesem Falle unzweifelhaft von der ganzen Landbevölkerung der Umgegend unterstützt werden.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich habe mich bemüht, in meiner heutigen Rede die wesentlichsten Eigenschaften der sogenannten Tat der Legionen zu erklären. Ich wollte mich all der Beimischungen und Zutaten entledigen, die während der verflossenen zehn Jahre sowohl von denjenigen geschaffen wurden, die uns mit Abneigung gegenüberstanden, wie von denjenigen, die diese Tat übertrieben und ihre Bedeutung überschätzten.

Vielleicht habe ich manchen meiner Zuhörer verletzt, indem ich aus meiner Analyse alle Gefühlsmomente ausschaltete. Ich habe das aber absichtlich getan, denn ich will durchaus nicht behaupten, wir Legionäre und diejenigen, die uns liebhatten, hätten das ausschließliche Recht auf die Liebe zum Vaterland oder — wie das oft gesagt wird — den alleinigen Anspruch, opferwillig gewesen zu sein. Denn unser Land und unser Volk haben so viele Opfer bringen müssen, und oftmals mit großer Bitterkeit

des Herzens, daß neben ihrer Größe die Opfer von uns Legionären winzig waren, zumal sie uns reichlich, nämlich durch die innere Befriedigung belohnt wurden.

Die Gedanken, die ich Ihnen in dieser Rede darlegte, sind die Frucht meiner häufigen Erwägungen und Überlegungen über meine und meiner Kameraden Arbeit in jener Zeit, da Polen erst im Werden war und das Rad der Geschichte sich zu wenden begann, das uns einst in den Sumpf der Unfreiheit trieb.

Ich fasse meine Gedanken zusammen. Polen und die überwältigende Mehrheit des polnischen Volkes wollte keinen Krieg und war sich darüber klar, daß nicht um Polen gekämpft wurde. Da sie nicht darauf vorbereitet waren, im Kriegsfalle eine selbständige Rolle zu spielen, taten die Polen bei Ausbruch der Weltkatastrophe das, was sie bereits ein gutes halbes Jahrhundert im täglichen Leben getan hatten: sie fügten sich den Befehlen der Teilungsmächte und stärkten dadurch eine jede von ihnen. Ein kleines Häuflein Menschen, Legionäre genannt, entschloß sich, anders zu handeln. Es wollte während des Krieges Polen eine Vertretung in Gestalt des polnischen Soldaten und polnischer Truppenführer geben. Angesichts der begreiflichen Abneigung und des Widerstandes auf seiten der Teilungsmächte und infolge des allgemeinen Mißtrauens hinsichtlich der Durchführbarkeit einer solchen Absicht gelang der Versuch nur teilweise. Dieser Zustand mußte zu starken Reibereien führen, in denen wir, die Legionäre, unablässig für unsere Ziele weiterkämpften und dadurch am schärfsten die Verteidigung der nationalen Ehre und des nationalen Stolzes zum Ausdruck brachten, während die Kriegsmaschinerie aller drei Eroberstaaten uns systematisch in den Schmutz zu treiben suchte. Gerade darum

trugen wir, wenn wir auch im Kampf unterlagen, die große Genugtuung davon, daß wir als die ersten in Polen als polnisches Militär leben konnten, daß wir, während die Polen allgemein erniedrigt wurden, unsere Ehre hochhielten und häufig sogar die nationale Ehre und Würde zur Geltung brachten.

Gestatten Sie mir zum Schluß noch ein paar Worte über eine wunderliche Meinung über die Tat der Legionen hinzuzufügen, die zwar häufig geäußert wird, für mich aber sehr komisch ist. Sie hängt mit der recht sonderbaren Auslegung des Wortes „romantisch" zusammen. Ich weiß nicht, ob nicht gerade dieses Eigenschaftswort die tatsächlich am häufigsten gebrauchte Bezeichnung für unsere Arbeit bei den polnischen Landsleuten war. Das will mir besonders lächerlich erscheinen. Das Wort bezeichnet doch eigentlich einen gewissen Abschnitt in der Literaturgeschichte der ganzen Welt; diese Zeit hat anderswo und so auch bei uns Menschen hervorgebracht, auf die jedes Volk stolz ist. Jedes polnische Kind kennt den Namen Mickiewicz. Viele polnische Städte besitzen ein Denkmal von ihm und fast jedes Städtchen eine Straße mit seinem Namen. Bei uns aber hat nach der Niederlage des Aufstandes von 1863 das Wort „romantisch" einen eigentümlichen Sinn erhalten, man gebrauchte es in der Bedeutung von „töricht".

Mit Lachen denke ich oft an jene unromantischen Väter, die ihre Kinder dazu anhalten, die Verse des großen „romantischen" Dichters auswendig zu lernen. Und wie viele jener lächerlichen Federfuchser, die „romantisch" für „töricht" gebrauchen, würden vor Freude und Stolz bersten, wenn jemand ihr Geschreibsel auswendig lernen würde, wie es unsere polnischen Kinder mit den Werken des „romantischen" Mickiewicz tun.

Aber ich will einmal der polnischen Auffassung nachgeben und das Wort „romantisch" für „töricht" setzen. Es ist Sitte geworden, jemand, dem etwas nicht geglückt ist, höflich als „romantisch" zu bezeichnen. Einen unpraktischen Menschen, der zwischen drei Kiefern den Weg verfehlt, ja sogar überhaupt keinen Weg zu finden weiß, nennt man nicht mehr dumm, sondern „romantisch". „Romantisch" — das ist so etwas wie ein kleines, unbeholfenes Kind, das auf dem Schoß der Mutter sitzt und die unsicheren, ungeübten Händchen nach etwas Leuchtendem ausstreckt und zu seiner großen Verwunderung nicht diesen Gegenstand, sondern — beispielsweise — eine Haarsträhne der Mutter faßt!

Und gerade ein solches romantisches Kind sollen wir Legionäre gewesen sein. Was für eine komische Art von Kritik ist das, die doch wohl nur von einer tiefen Unfähigkeit des Denkens zeugt! Was wollten die Legionäre? Wonach streckten sie die unbeholfenen Kinderhändchen aus? Sie wollten für Polen den polnischen Soldaten. Sagen wir einmal, sie wollten ein glänzendes Spielzeug. Aber sie streckten ihre Händchen so geschickt und so kunstgerecht aus, waren so praktisch tätig, wählten so treffsicher die geeigneten Mittel, daß sie trotz aller Hemmungen nicht nur seitens der Teilungsmächte, sondern auch seitens der „unromantischen" Polen das Spielzeug doch in die Hände bekamen! Ja, man kann noch mehr davon sagen: Allen Schwierigkeiten zum Trotz ist es ihnen gelungen, auf militärischem Gebiet Leistungen zu vollbringen, deren Namen Polen mit Stolz nennen kann.

Vergleichen wir einmal diese praktische, gewandte Arbeit der Legionen mit der Tätigkeit ihrer Kritiker, mit der Arbeit dieser „unromantischen" Leute! Die wollten, wie sie

auf dem Schoß der Mutter — der Okkupationsmächte — saßen, kein dummes Spielzeug in den unromantischen Händchen halten, sondern eine praktische Haarsträhne der Mutter. Haben sie sie bekommen, und haben sie sie noch? Wäre es also nicht an der Zeit, anstatt über die „romantischen", daß heißt törichten Köpfchen der Legionäre die Achseln zu zucken, sich lieber einmal die eigene „Romantik" und Torheit zu überlegen? Wäre es nicht an der Zeit, an die eigene Unfähigkeit, sich zu orientieren, zurückzudenken, die 1914 die verehrten Kritiker zwang, zwischen den drei Kiefern der Teilungsmächte umherzuirren, sich der Reihe nach an jede festzuklammern und dabei oft viel moralische Gesundheit einzubüßen.

Sehr geehrte Damen und Herren! Ich komme zum Schluß und bitte Sie stets nur um das eine. Wir wollen versuchen, uns zu diesen Tatsachen, die einstmals geschehen sind, in aller Ruhe einzustellen. Wir wollen versuchen, uns in aller Ruhe klarzumachen: die Sünden, die bei Kriegsausbruch von vielen Polen begangen wurden, die Dummheit, die sie einst an den Tag legten, verschönern vielleicht nicht die Geschichte unseres Vaterlandes — aber das geschah vor so langer Zeit, und wir selber haben so viele Wandlungen durchgemacht, daß es wahrhaftig nicht lohnt, sich über diese Dinge viel vorzumachen. Es lohnt nicht, darum Lug und Trug auf unseren polnischen Namen zu häufen, damit nicht — wie es mir einmal ein Großer dieser Welt sagte — Pole und Lügner als gleichbedeutend gilt. Es lohnt nicht, so angestrengt die Wahrheit umzufälschen, daß schließlich niemand mehr polnischen Worten und Beteuerungen Glauben schenken wird. Auf unsere Tat der Legionen hat man — wer weiß, warum — soviel Kehricht, soviel Schmutz und soviel Lüge gehäuft, so viele Menschen

fühlten das Bedürfnis, „auch ein wenig" Legionär zu sein, als wollte man beständig und immer weiter behaupten, es wäre für Polen am besten gewesen, wenn alle Polen ohne jede Ausnahme, in dem Augenblick, da unsere Schicksalsstunde schlug, sich ohne Einschränkungen dem Willen, dem Befehl, den Anordnungen und sogar den Launen der fremden Herren unterworfen hätten. Sollte man nicht mit dieser sonderbaren Leidenschaft Schluß machen, die Zeiten der Knechtschaft hochzuhalten, der Knechtschaft, die doch für unser Volk und Land so demütigend war?

## Ansprache zum Jahrestag der Rückkehr aus Magdeburg

Sulejówek bei Warschau, 15. November 1925

*Um Marschall Piłsudski am siebenten Jahrestag seiner Rückkehr aus Magdeburg eine besondere Ehrung zu bereiten, begaben sich zahlreiche Offiziere der Warschauer Garnison nach Sulejówek bei Warschau, dem damaligen Wohnort des Marschalls. Mehrere Generäle und über tausend Offiziere nahmen an dieser Kundgebung teil.*

*Namens der Versammelten sprach General Orlicz-Dreszer. Der Marschall antwortete mit der nachstehenden Ansprache.*

*Dieser demonstrative Besuch fand während einer scharfen Regierungskrise nach dem Rücktritt des Ministeriums Grabski statt. Einen Tag zuvor hatte der Marschall dem Staatspräsidenten Stanisław Wojcie-*

*chowski eine Erklärung persönlich überreicht, in der er sich warnend dagegen wandte, daß die Wehrmacht zu parteipolitischen Zwecken mißbraucht würde.*

Liebe Kameraden!

Sie sind zu mir gekommen, um mit mir gemeinsam des Tages zu gedenken, der — wie es der Wortführer Ihrer Gefühle so dichterisch ausdrückte — der Tag meiner „Vermählung mit dem polnischen Staate" ist. Ich kann nicht umhin, darüber gerührt und zugleich auch dafür außerordentlich dankbar zu sein. Jene Zeiten sind uns lieb und teuer, aber sie belasten auch unsere Seele schwer.

Als ich aus dem deutschen Gefängnis im Schnellzug von Berlin nach Warschau zurückkehrte, da wiederholte ich mir im Gleichmaß des ratternden Zuges die Worte: Nach Polen! Nach Polen! Ich weiß, beinahe Sie alle, die Sie hier versammelt sind, haben einen solchen Augenblick durchlebt, in dem Sie so wie ich von einem schwärmerischen Traum erfüllt waren, als ob die Fahrt ins Paradies ging. Dadurch war die Erscheinung gekennzeichnet, über die ich in jener, mir immer denkwürdigen Nacht in meinem Eisenbahnabteil nachdachte.

Wir alle hatten so viel durchlitten und unsere Seelen, vom Schatten der dunklen Hilflosigkeit seit dem letzten Volksaufstand erdrückt, derart übermüdet, daß es mir jetzt, da der Augenblick der Wiedergeburt gekommen war — und er kam dennoch plötzlich und überraschend —, scheinen wollte: die großen Geister aus der Zeit der einstigen Macht der Republik und aus den weniger fernliegenden Epochen eines Aufschwungs zur Wiedergeburt, die seinerzeit nicht nur mit Taten des Schwerts, sondern auch durch eine große, dazumal in der ganzen Welt geachtete

Kultur die Spuren unseres Daseins hinterließen, stünden als Wächter an der Schwelle dieser neuen Wiedergeburt.

Es wollte mir auch scheinen: wenn die Wiedergeburt des staatlichen Bestandes, von dem wir kaum im Stillen zu träumen gewagt hatten, jetzt zur Wirklichkeit wurde, so müßte zugleich mit dieser äußeren Wiedergeburt sich auch eine Wiedergeburt der polnischen Seele vollziehen, um uns Kraft und Stärke zu geben, die Anfänge unseres neuen Lebens zu überstehen und durchzukämpfen.

Ich wollte an die eigene Kraft der polnischen Seele glauben. Ich wollte darauf vertrauen, daß ich das Mißgeschick der Vergangenheit vergessen könnte, und meine Kräfte zusammenraffen beim Anblick, wie die Sonne die Seele auftaut, die scheinbar schon nicht mehr lebensfähig war, und daß die polnische Seele nun in ihrer ganzen einstigen Schönheit erstrahlen würde. Aber auch Sie, Herr General, haben in Ihrer Ansprache die Wahrheit berührt, daß sowohl Sie wie auch ich im Paradies der Wiedergeburt neuen Enttäuschungen begegneten, als ich, wie Sie sich ausdrückten, der ungekrönte Herrscher Polens wurde. Das war gleichsam die Antwort auf die Einflüsterungen und Zweifel, die ich in meiner Brust zu unterdrücken suchte, als ich auf der Fahrt von Magdeburg nach Polen mein Leben und mein Tun überdachte.

Denn mein Verstand und meine Erkenntnis ließen mich nicht nur gefühlsmäßig denken; sie sagten mir, daß das Leben nicht so leicht ist wie der Flug des menschlichen Gedankens und der Schlag des fiebernden Herzens. Ich weiß nicht, ob Sie dasselbe wie ich dachten, als die Säbel aufblitzten, als Sie Ihren Kopf treu dem Schnitter Tod darboten und damit für die wiedergeborene polnische Seele Zeugnis ablegten. Als Feldherr mußte ich nämlich nicht

nur die Säbel und Bajonette, nicht nur Ihre treuen Köpfe und Hände zählen und in Rechnung stellen, sondern auch die Kraft derjenigen, die keinen Säbel in der Hand hielten, die nicht mit Ihren kriegsgewohnten Köpfen, mit Ihren stahlgewappneten Armen im Leben standen. Ich weiß nicht, ob Sie, die Sie Ihre Arbeit zu tun hatten, jemals längere Zeit hindurch die Kraft und Stärke des ganzen Staates überdacht und berechnet haben.

Ich blieb meinem gefühlsmäßigen Vertrauen auf die Kraft der Wiedergeburt der polnischen Seele treu all die Zeit hindurch, in der ich die gleiche Richtschnur als Vertreter des ganzen Staates innehalten mußte, der nicht nur das Schöne, sondern auch das Schmutzige, nicht nur die Kraft, sondern auch die feige Schwäche, nicht nur die Tugend, sondern auch das Verbrechen repräsentieren muß. Und Sie, meine treuen Waffengefährten im Kampf, haben damals nicht daran gedacht, daß die Freiheit eines ohnmächtigen, durch die Knechtschaft oft verwahrlosten Volkes zum Mißbrauch dieser Freiheit wird, und zwar nicht nur durch Übertreibung und Überschwang höherer Gefühle, sondern auch durch Übertreibung und Übermaß dessen, was eine Sünde gegen die Wiedergeburt und eine gewöhnliche, niedrige Untat darstellt.

Wenn ich bisweilen voll schmerzlicher Enttäuschung und quälender Demütigung, meinem Gefühle folgend, das Schwert der Gerechtigkeit aus der Hand legte, weil ich wünschte, die moralische Kraft des Guten und der geistigen Kultur möge ohne Zwang die Wunden der Knechtschaft heilen, so blieb ich dennoch dem Glanz der Wiedergeburt treu, der mir in Polens ersten Tagen die Seele licht machte. Wenn ich heute den siebenten Jahrestag unserer Vermählung mit dem schon polnisch gewordenen

Schwert zusammen mit Ihnen begehe, die Sie in Kämpfen jenem Glanz treu zu bleiben wußten — bisweilen auch, wenn Sie über den Gang der Geschichte Zweifel hegten — so will ich meiner Meinung Ausdruck geben: wer die strafende Hand der Gerechtigkeit zurückhält und dadurch die ehrliche und ehrenvolle Arbeit am Staat zumindest schwächt, wenn nicht sogar demoralisiert, der macht den Staat ohnmächtig. Gestatten Sie mir, meine Herren, diesmal mit den Worten eines von Ihnen zu schließen, den ich hier vor mir sehe: Die Ehre — ist der Gott der Soldaten; wo sie nicht ist, bröckelt die Wehrmacht ab . . .

In der Krise, die der Staat gegenwärtig durchlebt, habe ich mich auf andere Art als Verteidiger dieses Grundsatzes vor den Präsidenten der Republik gestellt, indem ich der Notwendigkeit Ausdruck gab, die Ehre unserer Geschichte, die Ehre unseres Ruhmes und die Ehre unserer Tätigkeit zu schützen. Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie meiner gedacht haben, und ich bitte Sie, miteinander zusammenzuarbeiten, um einen solchen Schutz zu schaffen für den uns allen teuren Dienst am Vaterland.

# V

# Aus der Zeit nach dem Maiumsturz

(1926—1930)

## Armeebefehl nach dem Umsturz

Warschau, 22. Mai 1926

*Nach der Bildung eines Kabinetts Witos, das aus Vertretern der rechten Bauernparteien und der konservativen Nationaldemokratie bestand, faßte Josef Piłsudski am 12. Mai 1926 den Entschluß, vom damaligen Staatspräsidenten Stanisław Wojciechowski den Rücktritt dieser Regierung zu fordern. Dieses Verlangen wurde durch den Vormarsch gewisser, dem Marschall treu ergebener Regimenter gegen Warschau unterstützt, an deren Spitze er vor den Toren der Hauptstadt erschien. Da der Präsident die Forderung des Marschalls ablehnte und seiner Weigerung durch Waffengewalt Nachdruck zu verleihen beschloß, entstand zwischen den beiden Heeren ein zweitägiger Kampf, welcher mit der Besetzung Warschaus durch die Truppen des Marschalls endete.*

*Das Kabinett Witos mußte zurücktreten, und auch der Staatspräsident dankte ab. Infolgedessen gelangte die ganze Gewalt in die Hände Piłsudskis, der sie aber verfassungsmäßig an den Sejmmarschall Mathias Rataj weitergab. Nach der Beendigung dieses Staatsstreiches erließ der Marschall folgenden Armeebefehl:*

Soldaten!

Nicht zum ersten Male hört Ihr meine Stimme. Vor Jahren, auf den Schlachtfeldern, als der junge Staat noch in

den Kinderschuhen und schwach war, führte ich Euch in den Kampf, der in Siegen, unter meinem Befehl erfochten, für lange Jahrhunderte Eure Heldenfahnen mit Ruhm und Glanz bedeckte.

Nach anderen Kämpfen spreche ich heute zu Euch. Wenn Brüder füreinander Liebe empfinden, so wird zwischen ihnen ein Band geknüpft, das stärker hält als alle menschlichen Bande. Wenn Brüder einander befehden und das Band zerreißt, so ist ihr Streit stärker als anderer Streit. Das ist das Gesetz des menschlichen Lebens. Wir haben ihm vor einigen Tagen Ausdruck gegeben, als wir in der Hauptstadt mehrtägige Kämpfe geführt haben. Unser Blut ist in den gleichen Boden geflossen, in den Boden, der den einen wie den anderen gleich teuer ist, beiden Teilen gleicherweise lieb. Möge das heiße Blut, das wertvollste Soldatenblut in Polen, unter unseren Tritten zu einer neuen Saat der Brüderlichkeit werden, möge es eine für die Brüder gemeinsame Wahrheit verkünden.

Es gibt eine harte und trotzige Wahrheit vom Soldaten. Wir alle haben einen gemeinsamen Bruder, der unsere Soldatenarbeit befehligt. Es ist der Tod, der mit seiner Sense denjenigen niedermäht, auf den der Finger Gottes weist. Solche Dienste verrichtet niemand anders als wir Soldaten. So waren wir, als wir einst das schwache und zitternde Polen auf unsere breiten Schultern nahmen, um es nach Mühen und Siegen stark und lebenskräftig unseren Mitbürgern zurückzugeben. Doch wir sehen das Land leider unter ewigen Zänken und Ränken, voll einer seltsamen Lust der Überheblichkeit der einen über die anderen. Da ist es schwer für den Soldaten, ruhig zu bleiben, wenn rings um ihn Zank und Parteineid entbrannt ist, der Haß tobt und der Unwille der einzelnen Teile gegeneinander entbrennt.

Doch ich will die Gewißheit haben, daß niemand anders als der polnische Soldat zuerst zum Bewußtsein erwacht und der erste sein wird, der die Friedens- und Bruderhand ausstreckt. Es möge darum kein Feind oder Widersacher denken, daß er unser Land schutzlos finden wird. Wir stehen, wie immer, Schulter an Schulter, um unser Leben für das Vaterland zu opfern, und die Erinnerung an die Warschauer Maikämpfe, an jene Kämpfe, die wir miteinander ausgefochten haben, wird uns nicht trennen, sondern einander verbinden wie die Erinnerung an einen heftigen Streit von Brüdern, die ihre Familien lieben.

Soldaten! Ich bin wieder an Eure Spitze getreten als Euer Führer. Ihr kennt mich. Rücksichtslos gegen mich selbst, stand ich stets bei Euch — in Euren schwersten Schmerzen und Mühen, in Euren Qualen und Befürchtungen. Ihr kennt mich, und wenn Ihr nicht alle mich lieben könnt, so müßt Ihr mich doch achten als den, der Euch zu großen Siegen zu führen vermochte und bei der allgemeinen Verderbtheit und Entsittlichung seinen eigenen Vorteil auszunutzen und zu verteidigen weder gewillt noch imstande war.

Möge Gott, der mit unseren Sünden Mitleid hat, uns vergeben und die strafende Hand von uns abwenden; wir aber wollen wieder an unsere Arbeit gehen, die unser Land stärkt und seine Auferstehung vorbereitet.

Der Befehl ist in allen mir unterstehenden Abteilungen usw. vorzulesen.

Der Kriegsminister:
Josef Piłsudski
Erster Marschall von Polen.

# Aus den Tagen des Umsturzes

## Warschau, 24. Mai 1926

*Nach Erlaß des Armeebefehls vom 22. Mai gewährte Marschall Piłsudski einem Vertreter des „Kurjer Poranny", einer führenden Tageszeitung, ein Interview. Er legte darin die Gründe dar, die ihn zum Staatsstreich zwangen, und schilderte dessen Verlauf. In den beiden folgenden Interviews am 26. und 28. Mai entwirft er, dem gleichen Pressevertreter gegenüber, eine Charakteristik der Zustände, die im polnischen politischen Leben und insbesondere im Parlament nach dem Umsturz entstanden waren. Diese drei Interviews ergänzen einander.*

*Über die Vorfälle vom 12, 13. und 14. Mai sind zahlreiche, einander widersprechende Auffassungen im Umlauf, über ihre Deutung herrschen in der Öffentlichkeit starke Meinungsverschiedenheiten. Würden Sie, Herr Marschall, mir Ihre maßgebende Beleuchtung dieser Vorfälle mitteilen wollen?*

Ich verstehe Ihre Frage und weiß, daß ich meinem Vaterland eine eingehende Erklärung der Vorfälle schuldig bin. Ich will mich nicht lange bei den verschiedenen Einzelheiten aufhalten, die ich vorläufig noch als Geschichtsstoff sammle; aber ich will Ihnen den allgemeinen Verlauf der Ereignisse wiedergeben, wie er sich meinem Gedächtnis eingeprägt hat. Ich nehme an, Sie erinnern sich daran, daß ich seit Anfang dieses Jahres — wenn wir einmal vom Ende des vorigen Jahres absehen — einen eifrigen Kampf um die Verbesserung der Zustände in der Repu-

blik, vor allem aber im Heer führe. Dieser Kampf brachte mit seinem wechselnden Hin und Her kein entscheidendes Ergebnis. So mußte ich annehmen, daß sich gegen meine Forderungen alle Kräfte verbunden hatten, die meiner Meinung nach den Fortschritt Polens hemmten; dadurch, daß sie die Demoralisation und Zersetzung des Staatsapparates immer weiter vergrößerten, machten sie es mir unmöglich, länger untätig zu verharren. Insbesondere empörte mich, daß alle Mißbräuche im Staate völlig straflos blieben und das Gemeinwesen in immer wachsendem Maße von allerlei Neureichen abhängig wurde; die waren mit mir und mit vielen anderen zugleich als arme Teufel zum polnischen Staat gekommen, hatten sich aber schon in einigen wenigen Jahren auf Kosten des Staates und der Gesamtheit der Bürger zu finanziellen Machthabern ausgewachsen und bemühten sich nun, den Staat in allen Einzelheiten — zur Schande des Vaterlandes — zu ihrem Eigentum zu machen.

Der letzte Umstand, der mich zu meinem Entschluß zwang, war die Bildung einer Regierung, die mich an jenes Ministerium unseligen Angedenkens erinnerte, um dessentwillen ich den Staatsdienst verlassen hatte; ich wollte damals nicht mit meinem Namen und mit meinem Dienst Menschen stützen, die meiner Meinung nach an dem schwersten Verbrechen mitschuld waren, das in Polen begangen worden war: an der Ermordung des Staatspräsidenten Gabriel Narutowicz, meines persönlichen Freundes. Straflosigkeit auf diesem Gebiet führt von vornherein zur Straflosigkeit, die dann auch auf allen anderen Gebieten obwaltet.

Diese Regierung verkündete sofort ein Regiment der „starken Hand“ und wandte sich vor allem gegen mich persönlich. Ich faßte meinen Entschluß, jetzt zum Angriff

überzugehen, mit der inneren Entscheidung, mich um den Sturz der Regierung nur zu bemühen, ohne gegen die Person des Präsidenten Wojciechowski vorzugehen. Ich bedauere noch jetzt, daß der frühere Staatspräsident mich und sich in die lächerliche Lage auf der Poniatowskibrücke brachte, anstatt sich durch diejenigen vertreten zu lassen, die nicht den Mut hatten, mir unter die Augen zu treten.

*Gerade der Verlauf dieser Unterredung ist bisher der öffentlichen Meinung nicht recht bekannt geworden . . .*

Ich habe persönlich dem Herrn Präsidenten erklärt, daß ich es vorziehe, mit ihm zu unterhandeln, als einen Kampf zu führen. Der Präsident hat einen anderen Weg gewählt. Da ich die Person des Präsidenten nicht der Gefahr aussetzen wollte, unmittelbar am Kampfe teilzunehmen, was mir ein Leichtes gewesen wäre, verlegte ich den Weichselübergang zur Kierbedź-Brücke. Ich begab mich sofort dorthin, und die Aktion wurde, wie Sie wohl wissen, fast ohne Verluste durchgeführt. Erst beim Vorrücken vom Sigismundplatz nach dem Stadtinnern kam es zu kurzen Kämpfen. Diese Kämpfe, bei denen die Verluste ebenfalls gering waren, brachten den ganzen Sächsischen Platz mit den militärischen Zentralbehörden in meine Hände.

Nach meiner Ankunft im Stadtkommando abends lud ich den Sejmmarschall Rataj zu mir ein und stellte sogleich fest: ich besäße bereits das Übergewicht der Kräfte, die fast mit jeder Stunde weiter anwachsen würden, ich wünschte aber auch jetzt, größere Erschütterungen zu vermeiden, wozu noch immer Zeit wäre. Daher schlug ich ihm vor, wenn er es für notwendig erachte, zwischen dem Belvedere und mir eine Vermittlung in die Wege zu leiten.

Ich fügte hinzu, man müsse sich damit beeilen, denn naturgemäß würde ich bereits am nächsten Tage, falls die Vermittlung im Laufe der Nacht zu keinem Ergebnis führe, unter Gewaltanwendung mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen weitergehen müssen. Marschall Rataj erklärte sich mit mir einverstanden und unternahm diesen Versuch, der dann am Morgen, nicht durch meine Schuld, ein völlig negatives Ergebnis brachte.

Ich hätte also am zweiten Kampftage eigentlich den Waffenstreit verhältnismäßig leicht beenden können. Ich gab jedoch auch diesmal einem Versuch nach, der mir von anderer Seite vorgeschlagen worden war — Namen möchte ich in diesem Augenblick nicht nennen —, die Möglichkeit zur Vermittlung auf andere Weise zu verlängern. Ich wußte, daß ich dadurch vielleicht meine Verluste an Menschen vergrößerte; ich konnte mich aber innerlich nicht dazu entschließen, diese Möglichkeit endgültig auszuschließen, das Blutvergießen aufzuhalten und damit auch tiefergehende Verbitterungen, welche im Endergebnis weit schwerer beherrschbare Erscheinungen zeitigen konnten. Dabei dachte ich nicht an soziale Unruhen; denn bei meinem Einzug in Warschau hatte ich in der Stadt eine Stimmung festgestellt, die mit mir gemeinsam so entschieden eine moralische Umwälzung im Vaterlande wünschte, daß es schien, alle und folglich auch die Gegner müßten das sehen. Ich setzte also nur einen Zeitpunkt fest, bis zu dem ich keinen entscheidenden Angriff unternehmen wollte. Die Frist sollte um 11 Uhr abends ablaufen; denn um Blutvergießen zu vermeiden, bereitete ich mich auf einen Nachtangriff vor. Jener Versuch, der anscheinend nur ungern unternommen wurde, brachte nichts zustande, so daß man mich um 11 Uhr benachrichtigte, ich sollte auf keine Einigung mehr

rechnen. Gleichzeitig wurde aber auch der von mir geplante Nachtangriff hinfällig; eine Nachprüfung erwies nämlich, daß die Soldaten durch lange Märsche übermüdet waren, die — nebenbei gesagt — nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt als Rekordleistungen gelten konnten, um nur das 13. Infanterie- und das 5. Kavallerieregiment zu erwähnen. Darum schritt ich erst am nächsten Morgen zum entscheidenden Angriff und beendete ihn etwa um 5 Uhr nachmittags; den gegnerischen Stab zwang ich zu ungeregelter und unsinniger Flucht.

Spät abends kam der Kaplan des Präsidenten, Prälat Tokarzewski, zu mir ins Generalstabsgebäude mit der Bitte, jedweden Kampf einzustellen, außerdem mit anderen, ganz privaten Angelegenheiten des Staatspräsidenten. Ich stellte mich Herrn Wojciechowski sofort zur Verfügung, um ihm in allen persönlichen Fragen behilflich zu sein. Sejmmarschall Rataj dagegen bat ich, den vom Staatspräsidenten Wojciechowski geäußerten Wunsch auf Rücktritt von seinem Amte in amtliche Form zu kleiden. Damit war die Sache zu Ende. Denn die Versuche, größere Truppenmassen aus Posen und Pommerellen nach Warschau zusammenzuziehen, waren zwar — wie Ihnen wohl bekannt ist — unternommen werden, jedoch meiner Meinung nach von vornherein auf irgendwelche Kleinkriegshandlungen beschränkt. Es schien mir nämlich nicht möglich, daß die Truppen den Kampf noch einmal aufnehmen würden.

Ich wende mich nun einer Sache zu, die anscheinend die Geister hauptsächlich in Anspruch nimmt; sie bezieht sich auf den — völlig gelungenen — Versuch, den Weg zur Legalisierung der Geschehnisse zu beschreiten. Ich stand vor der Wahl: entweder die Sache noch weiter zuzuspitzen und so abzuschließen, wie das offenbar von mir erwartet wurde

— mit der Aufrichtung einer Art von Diktatur und der ausschließlichen Übernahme der Gewalt durch mich — oder aber, was mir als gangbarer Weg erschien, eine Legalisierung der vollendeten Tatsachen zu versuchen, wozu mir Staatspräsident Wojciechowski die Handhabe geboten hatte. Auf diese Weise konnte ich mich auf die sittlichen Kräfte im Vaterlande berufen, die durch mein Vorgehen — wie mir schien — recht aufgebracht waren.

Ich wählte den zweiten Weg und trieb dann die Sache nach Kräften weiter, indem ich auf Marschall Rataj zwar nicht hinsichtlich des Inhalts, wohl aber hinsichtlich der Zeit einen Druck ausübte. Er ist nach der Verfassung bis zur Wahl des neuen Staatspräsidenten sein Stellvertreter und hatte somit die Pflicht, eine neue Regierung zu bilden, da die vorherige zurückgetreten war. Sejmmarschall Rataj beauftragte Professor Bartel mit der Regierungsbildung. Professor Bartel lehnte jedoch ab, da er — das behauptete er jedenfalls — ein grundsätzlicher Gegner parlamentarischer Regierungen sei. Ich gebe offen zu, daß ich Herrn Rataj dabei unterstützt habe, Professor Bartels Widerstand zu überwinden; dieser verlangte dafür eine Gegenleistung von mir, und ich erklärte mich damit unter der Bedingung einverstanden, daß sich die Regierung bis zur Wahl des neuen Staatspräsidenten als vorläufig betrachten sollte. Daher legte ich auf eine möglichst schnelle Einberufung der Nationalversammlung das größte Gewicht, damit der neue Präsident — so Gott will — fester und wirkungsvoller zu regieren vermöchte, als es bei den bisherigen Präsidenten der Fall war, wobei ich mich als früheren Staatschef nicht ausnehme.

Ich kann verstehen, daß ich dadurch viele Hoffnungen enttäuscht habe, die man mir entgegengebracht hatte, indem

ich auf eine Staatsform verzichtete, die man — wie die Diktatur eines einzigen Mannes — so einfach durch Ausrufung erreichen kann. Ich tat es aber ganz bewußt und mit wohlüberlegtem Entschluß, wiewohl ich zu meiner Kraft und meinem inneren Wert Vertrauen habe. Ich wollte damit aber, man solle sich bei uns in Polen abgewöhnen, alles ruhig auf einen Menschen abzuwälzen, ihm aber nachher nur widerwillig zu helfen, ohne daß eine große Anzahl Menschen ihre alltägliche, zuverlässige Arbeit leisten, wie sie unerläßlich ist, um alte Gewohnheiten zu reformieren, die übrigens im ganzen Staatsapparat so stark kritisiert werden.

Ich will mit Ihnen darüber noch mehrmals vor der Präsidentenwahl sprechen und hoffe, dann Gelegenheit zu haben, die Frage bis in alle Einzelheiten zu behandeln. Ich will mich jetzt nur auf diese allgemeine Feststellung beschränken. Die Leute mögen mich kritisieren, so viel es ihnen gefällt; ich werde dennoch bei meiner Behauptung bleiben, daß ich eine in ihrer Art einzig dastehende geschichtliche Tatsache geschaffen habe: ich führte so etwas wie einen Staatsstreich durch und vermochte ihn sofort zu legalisieren, ich machte eine Art von Revolution ohne irgendwelche revolutionäre Folgen. Ich muß hinzufügen, daß ich das Verhalten der Truppen während der Kämpfe bewundere. Der Kampf ging mitten in der Stadt vor sich, die für den oft hungrigen Soldaten voller Verlockungen ist. Man muß nämlich wissen, daß ich den Kampf mit einem improvisierten Armeestab führte, der mit der rechtzeitigen Versorgung der Truppen naturgemäß große Schwierigkeiten hatte. Dabei gab es noch niemals in der Welt eine so eigenartige Schlacht: mitten in der Stadt, inmitten des Publikums, das sich haufenweise um die Soldaten scharte, mitten

im Straßenbahnverkehr. Die Soldaten ertrugen mutig alle Entbehrungen und verhielten sich dem Publikum gegenüber wie auch zu den zahlreichen Gefangenen mit ausgesuchter Höflichkeit.

Leider kann ich das von der Gegenpartei nicht sagen. Ich will nur die für mich unangenehmsten Tatsachen erwähnen. Das allerempörendste Geschehnis war die gewaltsame Besetzung des Ujazdowski-Hospitals. Die Regimenter 22, 1 und 13, die auf diesem Weg in der Richtung auf das Belvedere-Palais dem Stadtrand zustrebten, um so rasch wie möglich das Chevauleger-Regiment zu entsetzen, das sich in seiner Kaserne verteidigte, schwankten lange unschlüssig — wobei sie Verluste erlitten —, ob sie das vom Gegner besetzte Hospital angreifen sollten. Dieses Verhalten meiner Gegner, das allen internationalen Bestimmungen zuwiderläuft, ist eine feststehende Tatsache, für welche die dortigen Befehlshaber die Verantwortung tragen. Ich kann auch nicht behaupten, das Betragen von Führern wie des damaligen Kriegsministers Malczewski einzelnen Offizieren und Soldaten gegenüber, welche zufällig häufig ihm in die Hände gerieten, sei anständig gewesen. Den Chevaulegers, welche bekanntlich meine Buchstaben auf den Achselklappen tragen, da ich der Chef dieses Regiments bin, riß Herr Malczewski die Achselstücke herunter, trat sie mit den Füßen und beleidigte die wehrlosen Menschen tätlich. Auch wurde auf die Fenster der Wohnungen geschossen, in welchen die Familien der Chevaulegers wohnen und wo hilflose Frauen und Kinder geblieben waren. Ich will gar nicht erst von den Versuchen sprechen, meine Frau und meine Kinder einzuängstigen, indem man nach Sulejówek immer wieder Flugzeuge entsandte, die über dem Ort kreisten, obwohl

dort keinerlei Militär lag, und so taten, als wollten sie Bomben abwerfen.

*Soweit ich es verstanden habe, gaben Sie, Herr Marschall, mit dieser Schilderung der Vorgänge bereits ihre Entstehungsgeschichte?*

Jawohl!

*Ich möchte mich nun noch einer Frage zuwenden. Da Sie, Herr Marschall, den Weg der Legalisierung der Ereignisse gewählt haben, zieht die öffentliche Meinung die Folgerung, daß Sie die Präsidentenwürde annehmen werden. Darf ich erfahren, wie Sie, Herr Marschall, zu diesem Wunsch der Volksgemeinschaft stehen?*

Ich weiß, diese Frage wird an mich von so vielen Seiten gerichtet, daß ich darauf wohl antworten muß. Erlauben Sie mir aber, daß ich darauf — sofern meine Antwort öffentlich sein soll — ausweichend antworte, denn es muß die Möglichkeit gegeben sein, zwischen mehreren Kandidaten auszuwählen. Ich warte also darauf, daß öffentlich mehrere Kandidaten genannt werden; dann könnte ich sie alle — außer denjenigen, die meine Achtung nicht verdienen, und denjenigen, die sie zwar verdienen, aber einer der Sejmparteien angehören — bei mir versammeln, um sie zu einer gemeinsamen öffentlichen Erklärung zu überreden. Diese Erklärung stelle ich mir so vor, daß keiner der bei mir versammelten Kandidaten irgendwelche „pacta conventa" eingehen will, und zwar weder mit den Sejmparteien noch mit Banken noch mit Konzern- oder Interessengruppen. Ich nehme an, so würde es mir gelingen, gegen gewisse polnische Sitten zu protestieren, die so alt sind wie einst die Königswahlen und die anscheinend die Parteien dem

Staatspräsidenten gegenüber wiederholen möchten, nur daß jetzt die Neureichen die Magnaten von einst spielen wollen. Wie einst der König, soll doch der Präsident den ganzen Staat verkörpern, und zwar mit allen Parteien und allen Volksschichten. Naturgemäß ist er nur ein Einzelmensch, und da er als solcher ganz oben zu stehen hat, ist er zur Einsamkeit verurteilt.

Es ist eine Schande für Polen, und zwar sowohl in jener Zeit, da es seinem Untergang entgegenging, wie im neuen, sogenannten demokratischen Staat, daß man seinen Vertreter nach außen und nach innen mit allerlei hohen Eiden belastet, welche die Wähler selbst nicht ablegen, oder wenn sie sie doch ablegen, nicht halten; es geht nicht an, daß man dem Staatsoberhaupt selbst den Anschein der unmittelbaren Macht wegnimmt, welche es ihm erleichtern könnte, seinen Eid zu halten, in dem unter anderem davon die Rede ist, daß er die Würde des polnischen Namens in der Welt verteidigen solle.

Aber schon der Brauch, der früher und in unserer Zeit üblich war, den öffentlichen Vertreter von Volk und Vaterland zu verunglimpfen, sich niederträchtig in seine privatesten Angelegenheiten und Gefühle hineinzudrängen, und immer wieder den Versuch zu unternehmen, aus dem, was soviel bedeutet wie für das Militär die Fahne von Staat und Volk, irgendeinen durch den Schmutz geschleiften Fetzen zu machen — dieser Brauch ist wohl für niemand eine Ermutigung, eine solche Abscheulichkeit des polnischen Lebens auf dem Posten des Präsidenten zu ertragen.

Darum will ich auch — das möchte ich wiederholen — bei der Aufstellung der Kandidaten nicht der einzige Kandidat Polens sein; als ein Mensch, der die innere Kraft besitzt, diese Scheußlichkeit erleben und überwinden zu kön-

nen, möchte ich mich im ersten Augenblick, noch ehe die Entscheidung der Wahl auf den einen oder anderen fällt, jenem glücklichen oder unglücklichen Erwählten des polnischen Volkes voller Mitgefühl und herzlicher Hilfsbereitschaft nähern.

## Von der Rechten und der Linken in Polen

Warschau, 26. Mai 1926

*Als Fortsetzung des obigen Interviews beantwortete Marschall Piłsudski in der folgenden Weise die Bemerkung des Pressevertreters, daß „die Vorfälle vom 12., 13. und 14. Mai einen Zerfall des Sejm in zwei offensichtlich feindliche Lager ergeben hätten, und zwar die Rechte und die Linke, die durch ihre Einstellung zu dem erfolgten sittlichen Umschwung gekennzeichnet seien".*

Ich bin nicht der Meinung, daß Sie — streng genommen — recht hätten. Ich kann nicht annehmen, daß es überhaupt zweckmäßig sei, dem Brauch — ich möchte nicht sagen: — gedanklicher, sondern eher klanglicher Art zu folgen, der in den Begriffen „die Rechte" und „die Linke" liegt. Polen ist nach einem schweren, langjährigen Krieg entstanden, der die ganze Welt erschüttert hat, und sowohl wir wie auch die ganze Welt befinden uns noch bisher in der Periode der Kristallisierung neuer politischer Begriffe. Wir mißbrauchen aber in unglaublichem Maße die alten Begriffe der Vorkriegszeit, die viel, ja sogar sehr viel an Wert verloren haben. Wenn wir die Begriffe „die Linke" und „die Rechte" mit den tiefen sozialen Strömun-

gen gleichsetzen, die in der ganzen Welt vorhanden sind, so finden wir, daß sich in allen Staaten, mit Ausnahme unseres östlichen Nachbarn, die sozialen Kräfte im Zustand des Gleichgewichts befinden, obwohl wir es zweifellos mit einem leidenschaftlichen Suchen nach neuen Methoden zu tun haben, wie man das Leben der Nachkriegszeit meistern soll.

Sofort nach meiner Rückkehr aus Magdeburg habe ich persönlich festgestellt, daß Polen in diesem Zustand des Gleichgewichts noch lange wird verharren müssen; denn einerseits ist es sehr arm und besitzt nicht die materiellen Mittel für Experimente; andererseits fehlt es ihm auch an sittlichen Kräften wie beispielsweise Mut, da es in sein neues Dasein mit einer Volksgesamtheit eintritt, welche durch die langen Jahre nationaler und politischer Unfreiheit unter fremder Herrschaft an tiefe Erniedrigung und Feigheit des Denkens gewöhnt war. Verbindet man also die Begriffe „die Linke" und „die Rechte" mit sozialen Bewegungen, so war ich persönlich niemals dafür, im neuen Polen der einen oder der anderen Richtung das Übergewicht zu geben, sondern drückte stets den Gedanken aus, zu dem ich mich übrigens auch jetzt bekenne, daß für uns das Experiment unseres östlichen Nachbarn nicht verlockend ist. Dagegen glaube ich nicht, daß wir die Kraft haben werden, unseren Nachbarn im Westen oder anderen Staaten in der Welt Beispiele für die Lösung der sozialen Probleme zu liefern, wo sich doch — wie ich behaupte — bisher das soziale Gleichgewicht überall auf der Welt, mit Recht oder Unrecht, erhält.

Wenn dagegen „die Linke" und „die Rechte" politische Begriffe bezeichnen sollen, die mit der fernen und längstverflossenen Vergangenheit zusammenhängen, welche bis

irgendwann in die große französische Revolution zurückreicht, so habe ich bei meinen Versuchen, die politischen Verhältnisse meines Vaterlandes zu analysieren, niemals feststellen können, was eigentlich links und was rechts war. Wenn wir beispielsweise eine der schmachvollsten Taten unserer Geschichte nehmen, die Ermordung des Präsidenten Narutowicz, so wurde sie zweifellos von Menschen ausgeführt, die zur sogenannten Rechten gehörten. Indessen werden überall in der Welt Mordanschläge gegen Staatsmänner von jener Linken ausgeführt, welche über alle Grenzen der politischen Systeme der heutigen Welt hinwegreicht, so daß es unmöglich ist, eine solche Linkspartei zur politischen Linken zu zählen.

Anderswo ist die Rechte bezeichnenderweise bestrebt, die Kraft und Macht des Parlamentarismus zugunsten der ausführenden Gewalt zu vermindern; bei uns aber ist gerade die sogenannte Rechte die hervorragendste Vertreterin der Zügellosigkeit der Parteien, und sie will alles in Polen auf die Rechte und Vorrechte der Abgeordneten und Senatoren stützen. Und niemand anders als die Rechte hat die Staatsverfassung geschaffen, welche der vollziehenden Gewalt alle Merkmale der Kraft nimmt, zugunsten der „goldenen Freiheit" der Abgeordneten und Senatoren.

Wenn man also die Begriffe „die Rechte" und „die Linke" als Grundlage des Denkens wählt, so gelangt man in einen völligen Gegensatz zu den diesbezüglichen, allgemein bestehenden Begriffen und kann keinen Ausgang aus dieser Lage finden.

Ich für meine Person wollte niemals der polnischen Rechten noch der polnischen Linken als Mitglied beitreten. Ich wollte niemals zu irgendeiner Partei gehören noch auch eine Parteiherrschaft über Polen gutheißen.

*Daraus müßte geschlossen werden, daß Sie, Herr Marschall, als Anwärter auf die Präsidentschaft sich nicht als Vertreter einer der beiden Hälften des jetzigen Sejm betrachten und im allgemeinen dagegen sind, daß die Präsidentenwahl auf der Grundlage eines Kampfes zwischen der jetzigen Linken und Rechten behandelt wird?*

Selbstverständlich. Und meiner Meinung nach beruht die von mir und auch vom Leben aufgeworfene Frage nicht darauf. Sie beruht vielmehr vor allem auf der Fähigkeit des Staates, Ausschreitungen und Mißbräuche — besonders geldlicher Art — zu bestrafen, damit Polen aufhört, sich vor der Welt lächerlich zu machen; sie beruht weiterhin darauf, daß Bedingungen geschaffen werden, welche es ermöglichen, aus dem Kräfteverfall herauszukommen, in den uns die bisherige Methode der staatlichen Arbeit in Polen gebracht hat. Stellen Sie sich doch einmal vor, daß wir aus Bruchstücken dreier Reiche zusammengefügt wurden, von denen ein jedes seine eigenen Gesetze, Vorschriften und Regierungsmethoden besaß. Wir sind die Erben dieser drei Methoden, ob wir es wollen oder nicht. Da diese drei Staaten jedoch ausdrücklich und klar gegen Polen gearbeitet haben, so besitzen wir eine Menge von Vorschriften, die bis jetzt ständig und ununterbrochen auf uns lasten; denn nach den bei uns bestehenden Auffassungen müßte die Beseitigung dieses ganzen Zeugs — was Ihnen vermutlich nicht bekannt ist — durch einander gleichgeordnete polnische Stellen erfolgen, ein Teil also durch Sejm und Senat, ein anderer Teil durch den Ministerrat. Sie können sich vorstellen, wie langsam das vor sich geht, wie langwierig der Vorgang ist, uns von unserer Vergangenheit

zu befreien, und was wir noch alles sorgfältig aufrechterhalten, weil die Staatsarbeit so langsam ist. Ich wundere mich auch gar nicht, wenn ich Leuten begegne, die achselzuckend sagen, Polen sei scheinbar stolz darauf, daß es alles das ganz unberührt zu erhalten vermocht hätte, was im Lande durch die staatlichen und politischen Organisationen geschaffen wurde, welche entweder — wie das kaiserliche Österreich — zu bestehen aufgehört haben, oder aber — wie Rußland und Deutschland — durch die lebendige Entwicklung gezwungen wurden, zu ganz anderen Formen überzugehen. Wir sehen sicherlich ungewöhnlich altertümlich aus. Mit gewissem Erstaunen erfuhr ich beispielsweise kürzlich, daß bestimmte unangenehme und lästige Vorschriften nicht abgeschafft werden können, weil sie durch Arkadius Stolypin seligen Angedenkens und durch den Staatsrat . . . in Petersburg erlassen worden waren. Die entsprechend hohen Körperschaften bei uns wären aber, was übrigens bislang noch nicht festgestellt sei, entweder der Sejm allein oder sogar Sejm und Senat zusammen.

*Gerade diese brennende Notwendigkeit, den Staat zu sanieren, kommt in der Frage zum Ausdruck, die in Polen auf Millionen Lippen schwebt und die ich wiederholen muß: sind Sie, Herr Marschall, einverstanden, für die Präsidentschaft zu kandidieren?*

Sie fragen mich immerfort — wie übrigens auch andere Leute — nach meiner Kandidatur für das Präsidentenamt. Ich möchte alle darauf aufmerksam machen, daß ich vor meinem endgültigen Verzicht auf den Posten des Staatschefs eine Ansprache hielt, in der ich zu erklären suchte, warum ich nicht für das Amt des Staatspräsidenten kandidieren wollte. Das Verfassungssystem, das vom Verfas-

sunggebenden Sejm beschlossen worden ist, hat den Abgeordneten und Senatoren so viele Vorrechte und so viele Mittel in die Hand gegeben, jegliche Tätigkeit im Staat zu hemmen, daß — meiner Meinung nach — jeder Präsident zum Märtyrertum verurteilt ist. Was soll ich da erst von mir sagen, einem Manne, der leidenschaftlich seine Arbeit liebt, wenn sie rasche Ergebnisse bringt, der langes Gerede und Gefeilsche ohne Entscheidung und Wirkung nur mit Mühe vertragen kann? Ich habe schon damals festgestellt, daß ich zu einer solchen Arbeit nicht tauge und daß man andere Menschen suchen muß, die bei einem fruchtlosen Hin- und Herzerren nicht so leicht die Geduld verlieren; meiner Ansicht nach wäre der Versuch völlig hoffnungslos, die Abgeordneten und Senatoren davon zu überzeugen, sie müßten auf ihr Vorrecht verzichten, die Regierung in ihrer Arbeit zu stören, sie dürften den Präsidenten nicht mehr dazu mißbrauchen, zugunsten und zum Vorteil einzelner Parteien und sogar Klüngel mitzuwirken.

*Im Laufe der dreieinhalb Jahre, die uns von jener Ihrer Äußerung trennen, d. h. seit November 1922, ist vielleicht nicht so sehr im Sejm selbst wie im Volk das Bewußtsein der tiefen Richtigkeit dieser Meinung gereift. Heute begreift man tatsächlich allgemein, daß das jetzige Parlament sein Leben damit beenden muß, diesen Fehler der Verfassung gutzumachen, d. h. die Rechte der vollziehenden Gewalt in der Person des Staatspräsidenten zu erweitern. Die öffentliche Meinung begreift, daß nur unter dieser Bedingung eine Präsidentenwahl überhaupt möglich und zweckmäßig ist, zumal wenn Sie, Herr Marschall, dieses Amt annehmen sollen.*

Ich will dem nicht widersprechen; aber was Sie die öffentliche Meinung nennen, ist weder der Abgeordnete noch der Senator. Ich gestehe, man muß viel optimistische Zuversicht haben, um an einen solchen moralischen Umschwung zu glauben. Die Fälle sind doch selten in der Welt, daß bevorrechtete Kreise gerne auf ihre Privilegien verzichten. Noch seltener aber kommt es in der Geschichte vor, daß sich Cliquen und Grüppchen zu solchen Entschlüssen aufraffen könnten. Ich für meine Person bin eher dazu geneigt, anzunehmen, daß Sejm und Senat nach der Wahl eines neuen Präsidenten insofern der öffentlichen Meinung nachgeben werden, als sie sich für eine Zeitlang vertagen und das Damoklesschwert ihrer Vorrechte, ihres Rechts, jegliche Regierungstätigkeit zu hemmen, über dem Haupte des Neuerwählten hängen lassen werden, dessen Aufgabe es wird sein müssen, eine neue Regierung zu bilden. Gebe Gott, daß der Neuerwählte bei dieser Regierungsbildung nicht dadurch bloßgestellt wird, daß es ihm unmöglich gemacht wird, diese Arbeit in kurzer Zeit durchzuführen, dadurch daß ihm — wie das bis jetzt in Polen gang und gäbe war — alle Parteien, Gruppen und Cliquen im Sejm und Senat „hilfreich zur Seite stehen".

## Über parlamentarische Regierungen

Warschau, 28. Mai 1926

*Unser voriges Gespräch schlossen Sie, Herr Marschall, mit dem Ausdruck Ihrer Befürchtung über die Lage des künftigen Staatspräsidenten, wenn er bei seinem ersten Schritt, der Berufung einer neuen Regierung, vor die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit*

*den Parteien und Cliquen des Sejm gestellt wird. Da die Frage der Zusammenarbeit zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt bei uns augenblicklich ungewöhnlich aktuell ist, so wollen Sie, Herr Marschall, vielleicht jetzt noch einmal auf diese Frage eingehen?*

Ich bin sehr zufrieden, daß Sie mir gerade diese Frage stellen. Sie hängt nämlich mit einer ganzen Menge von Erscheinungen zusammen, die für die Krise des Parlamentarismus nicht nur bei uns, sondern wohl auch in der ganzen Welt brennend sind. Wie ich stets behaupte und schon seit langem behauptet habe, mußte diese Krise bei uns schneller und schärfer auftreten als anderswo, ausgenommen — selbstverständlich — Italien, wo sie zu den Dingen führte, die wir gegenwärtig in jenem Lande sehen können. Alle sprechen bei uns beständig davon — wie übrigens auch anderwärts —, eine starke Regierung tue not.

Doch worin liegt das Wesen einer starken Regierung? Das Wesen der Stärke liegt im Entschluß, der in einem Tempo gefaßt wird, wie es dem Zweck des Handelns entspricht. Ich kann mir Stärke jedenfalls nicht anders vorstellen. Ich bin dafür, daß die Regierung nach den Grundsätzen der Demokratie für diesen starken Entschluß verantwortlich sein soll. Aber sie muß auch die Möglichkeit haben, einen Entschluß zu fassen, sie muß einen Gegenstand für ihre Verantwortlichkeit haben.

Indessen ist bei unseren Gepflogenheiten die Regierungsbildung selber nicht vom Präsidenten abhängig, sondern — wie wir das in der letzten Zeit gesehen haben — stets und ständig von langwierigen, endlosen Beratungen der Fraktionen, Parteien, Klüngel, Cliquen und Konventikel. So muß

es jedem scheinen, daß beispielsweise ein Minister außer der Fähigkeit, sein Ressort zu führen, noch unumgänglich folgende Eigenschaften besitzen muß: a) Begabung als parlamentarischer Redner, b) besondere Befähigung für parlamentarische Intrigen, c) die Fähigkeit, den besonderen größeren und kleineren Ansprüchen der einzelnen Gruppen und Grüppchen und sogar der einzelnen Abgeordneten Rechnung zu tragen.

Dieser besonderen Aufgabe, die mit dem Wesen seines Ressorts nichts zu tun hat, muß der Minister so viel Zeit und Mühe widmen, daß ihm, nach allen Beobachtungen über den Inhalt seiner Arbeit, für die er sozusagen verantwortlich ist, vielleicht eine halbe Stunde am ganzen Tage für seine eigentliche Amtstätigkeit übrig bleibt. Diese Zeit kann er lediglich dann ausdehnen, wenn sich Sejm und Senat, zum Glück für die Regierung, auszuruhen entschließen. Dann erst kommt für jede Regierung der verdiente Zeitpunkt der Erholung und ein großes erleichtertes Aufatmen. Dann erst hat der Minister die Möglichkeit, seinen Amtsbereich tatsächlich kennenzulernen und sich klarzumachen, daß er der Mann ist, der für alles in seinem Ressort verantwortlich ist. Anzunehmen, ein solcher für die Bedienung der Herren Abgeordneten und Senatoren bestimmter Minister hätte die Möglichkeit, zu zeigen, daß er zu regieren vermag, ist reine Einbildung.

Spaßeshalber will ich ein Beispiel anführen. In dem Ministerium, mit dem ich mich befasse, arbeiten einige Offiziere mit den dazugehörigen Hilfskräften lediglich zu dem Zweck, die endlos herabregnenden Forderungen der Herren Abgeordneten zusammenzustellen, die sich auf folgende Dinge beziehen: a) Versetzung von Bekannten, Verwandten, Bekannten der Verwandten und der den Abge-

ordneten nahestehenden Wähler aus einer militärischen Stellung in eine andere, b) Gewährung der einen oder anderen Erleichterung im Militärdienst ebenfalls für die Verwandten und Bekannten des Abgeordneten, für die Bekannten der Verwandten und für die Bekannten der ihm in seinem Wahlbezirk nützlichen Leute und so weiter.

Ich mache darauf aufmerksam, daß Versuche, sich Erleichterungen im Militärdienst dadurch zu verschaffen, daß man sich die Finger verstümmelt oder die Sehkraft künstlich verschlechtert oder dergleichen mehr, streng bestraft werden. Da ist wohl die Frage am Platze, ob nicht unter denselben Strafparagraphen auch dieses System der Vergünstigungen aus Gefälligkeit fällt; die Zahl dieser Vergehen übertrifft freilich beträchtlich die Zahl der Übertretungen, die erwiesen und bestraft werden, jedoch nicht durch die völlige Unverantwortlichkeit der Abgeordneten gedeckt sind.

Alle sprechen also gern von der starken Regierung, alle stellen diese Forderung, auch die Herren Abgeordneten und Senatoren selber; aber schon bei der Regierungsbildung tun sie alles, damit die Regierung neun Zehntel ihrer Kraft durch allerlei „pacta conventa" einbüßt, die mit Parteien, Fraktionen, Gruppierungen und Konventikeln von Abgeordneten abgeschlossen werden; denn die haben sich mit der Ernennung dieses Ministers nur unter der Drohung einverstanden erklärt, ihr Einverständnis wieder zurückzuziehen, wenn ein solcher „Kraftmensch" etwa den Protektionen, Protektiönchen, Forderungen und Launen des Herrn Abgeordneten oder Senators, seiner Verwandten, Vettern und Basen nicht entsprechen würde — von seinen besonders einflußreichen Wählern ganz zu schweigen.

Ich weiß nicht, ob man behaupten kann, ein so gebildetes

oder regierendes Kabinett würde in Polen überhaupt jemals die erforderliche Kraft besitzen; ich meinerseits sehe wenigstens keine Methode, die Quadratur eines solchen Kreises zu lösen. Ich möchte noch eins hinzufügen, wovon ich schon vor den Maiereignissen gesprochen habe. Man muß bei einem solchen Verfahren jegliches wirkliche Verantwortungsgefühl so weit verlieren, daß bei diesem Zustand jedem aufrichtigen Demokraten die Schamröte ins Gesicht steigen muß. Demokratie beruht nämlich auf der entschiedenen Verantwortung der vollziehenden Gewalt. Indessen bedingt schon die Tatsache der Stellung des Abgeordneten zur Regierungstätigkeit, daß er bis zum Erlöschen seines Mandats für seine Handlungsweise niemand gegenüber verantwortlich ist. Denn niemand ist bei uns so einfältig anzunehmen, der Abgeordnete müßte mit einer rücksichtslosen Stellungnahme seiner Kollegen rechnen oder hätte etwas anderes zu erwarten als ihre Unzufriedenheit. Insbesondere ist in allen solchen Fällen das Prestige im Spiel, und zwar nicht etwa des Sejms, wohl aber der Fraktion; dadurch sind hinsichtlich der Verantwortlichkeit die sogenannten „wilden" Abgeordneten oder die Mitglieder „wilder", d. h. zahlenmäßig kleiner Fraktionen noch die besten. Auch ließ sich in Polen eine wachsende Straflosigkeit für solche Taten feststellen, die gemeinhin als Vergehen angesehen werden. Wenn jemand ein Vergehen auf dem Kerbholz hatte, so suchte er nicht beim Staat, sondern bei einer entsprechenden Parlamentsfraktion Obdach und versicherte sich ihres viel wirkungsvolleren Schutzes und Beistandes. Bisweilen schien es, als ob man sich über die Gesetze und die Möglichkeit, vom Staat bestraft zu werden, öffentlich lustig machte. Als ich das Amt des Kriegsministers übernahm, habe ich infolgedessen mit wahrer Genugtuung die auffal-

lendsten und bekanntesten Fälle Gericht und Staatsanwaltschaft übergeben; sie waren monatelang verschleppt worden, nur weil die Protektion von Abgeordneten und Senatoren im Spiele war.

*Sie, Herr Marschall, sehen also das Problem der starken Regierung in der Vermeidung parlamentarischer Einflüsse auf die Regierungsbildung?*

Selbstverständlich. Der Präsident kann sich in der Auswahl der Menschen irren; aber einen solchen Fehler kann man leichter verbessern als die Regierung zu zwingen, sich sofort in bindende Verpflichtungen gegenüber Fraktionen, Parteien, Gruppen, Klüngeln und Cliquen in Sejm und Senat zu verstricken. Ich möchte die Hoffnung aussprechen, Sejm und Senat sollten, um eine neue und noch bedeutend schärfere Krise zu vermeiden, bedenken, daß es in diesem Fall vielleicht besser wäre, sich und das Land nicht dem Versuch auszusetzen, die schlechten Sitten und Gepflogenheiten der Abgeordneten und Senatoren noch länger andauern zu lassen.

## Ansprache an die Vertreter der Sejmparteien

Warschau, 29. Mai 1926

*Die Wahl des neuen Staatspräsidenten durch die Nationalversammlung wurde auf den 31. Mai 1926 festgesetzt. Zwei Tage davor fand auf Einladung des Ministerpräsidenten Professor Kasimir Bartel in den Repräsentationsräumen des Ministerratspräsidiums eine Versammlung von Vertretern aller Sejmparteien statt. Professor Bartel erklärte den Anwesenden, er*

*wolle, daß die Vertreter der parlamentarischen Parteien vor der Nationalversammlung unmittelbar aus dem Munde des Marschalls Piłsudski dessen Meinung über die Wahl zum Amt des Staatspräsidenten erfahren.*

*Gegen acht Uhr abends kam der Marschall ins Ministerratspräsidium und hielt beinahe sofort nach seinem Erscheinen die folgende Ansprache.*

Ich werde mich auf keine Diskussion der Maiereignisse einlassen. Ich habe mich dazu entschlossen, in Übereinstimmung mit meinem Gewissen, und ich sehe keine Notwendigkeit, darüber Erklärungen abzugeben.

Die Hauptursachen der jetzigen Sachlage in Polen — das heißt des Elends, der inneren und äußeren Schwäche — waren Diebereien, die unbestraft geblieben sind. Über allem herrschte in Polen das Geschäft des Einzelnen und der Partei, Straflosigkeit für alle Mißbräuche und Verbrechen.

Im wiedergeborenen Staat ist keine Wiedergeburt der Volksseele erfolgt. Als ich aus Magdeburg zurückkehrte und eine Machtstellung besaß, wie sie niemand in Polen bekleidet hat, glaubte ich an die Wiedergeburt des Volkes. Und weil ich nicht mit der Peitsche regieren wollte, übergab ich die Herrschaft in die Hände des von mir einberufenen Verfassunggebenden Sejm, den ich nicht hätte einzuberufen brauchen. Das Volk erlebte jedoch keine Wiedergeburt. Schufte und Halunken machten sich überall breit. Nur auf einem Gebiet erlebte das Volk seine Wiedergeburt: auf dem Gebiet des Waffenkampfes, das heißt in bezug auf persönlichen Mut und Opferbereitschaft gegenüber dem Staat in der Zeit der Kämpfe. Dank dieser Geistesverfassung des Volkes konnte ich den Krieg zu einem

siegreichen Ende führen. Auf allen anderen Gebieten habe ich keine Wiedergeburt gefunden. Unablässiger persönlicher Zank und Parteihader, ein seltsames Aufwuchern von Unsauberkeit und ein freches, schurkisches Übergewicht häufig sogar bestechlicher Elemente machte sich allenthalben breit.

Mächtig breitete sich in Polen die Niedertracht der Leute aus. Die demokratischen Freiheiten wurden dermaßen mißbraucht, daß man letzten Endes die ganze Demokratie hätte hassen müssen. Das Parteiinteresse überwog alles. Die Parteien in Polen vermehrten sich so, daß die Allgemeinheit es nicht mehr begriff. Das alles richtete sich gegen jeden, der den Staat verkörperte. Dieser Repräsentanten des Staates gab es drei: Mir als Staatschef hatte man das Leben mit ständigem Nachstellen, Verleumdungen und widerwärtigen Anwürfen verekelt. Ich bin nur deshalb nicht gestürzt, weil ich stärker bin als Ihr alle. Den zweiten Repräsentanten des Staates hat man ermordet, und die moralischen Anstifter dieses Mordes kamen straflos davon. Der dritte brach unter der Last der Qual zusammen, deren Ursache Sejm und Senat waren.

Als ich das letzte Mal im Belvedere bei Herrn Wojciechowski war, tat er mir leid. Der Mensch welkte dahin, er war dank der Arbeit des Landtags und des Senats merklich gealtert. Als ich ihn zu überreden suchte, daß er sich der Parteiherrschaft widersetzen müßte, antwortete er mir, daß er es gern täte, doch er fühlte, daß es ihm nicht gelingen würde. In solche Lage werden diejenigen gebracht, die man zu Repräsentanten des Staates wählt.

Die Verhältnisse haben eine solche Wendung genommen, daß ich Euch nicht in den Saal der Nationalversammlung hineinzulassen brauchte und mit Euch allen meinen Spott

treiben könnte; aber ich will noch einen Versuch machen, ob es in Polen noch möglich ist, ohne Peitsche zu regieren. Ich will keinen Druck ausüben, aber ich warne Sejm und Senat: sie sind die in der Volksgemeinschaft am meisten verhaßten Einrichtungen. Macht noch einen Versuch. Druck wird nicht ausgeübt. Keine physische Gewalt wird Euch bedrängen. Ich habe die Garantie für eine ungezwungene Präsidentenwahl gegeben, und ich werde mein Wort halten. Aber ich warne: schließt mit dem Kandidaten für die Präsidentschaft keine Parteiverträge! Der Kandidat für den Präsidentenposten muß über den Parteien stehen, muß das ganze Volk zu verkörpern verstehen. Wisset, daß ich im entgegengesetzten Fall nicht Sejm und Senat verteidigen werde, wenn die Straße die Macht an sich reißt. In Polen darf kein Mensch unter der Willkür von Schurken regieren, dem werde ich mich entgegenstellen.

Ich habe den Schurken, Schuften, Meuchelmördern und Dieben den Krieg erklärt, und in diesem Kampfe werde ich nicht unterliegen. Der Sejm und der Senat besitzen ein Übermaß von Vorrechten, und es ist notwendig, daß diejenigen, die zur Regierung berufen werden, mehr Rechte erhalten. Das Parlament muß ausruhen. Gebt den Regierenden die Möglichkeit, für das verantwortlich zu sein, was sie durchführen. Der Präsident möge eine Regierung bilden, aber nicht unter dem Druck der Parteien. Das ist sein Recht.

Mit meiner Kandidatur könnt Ihr tun, wie es Euch beliebt. Ich schäme mich nicht, wenn ich vor meinem Gewissen keinen Grund habe, mich zu schämen. Mir ist es gleichgültig, wie viel Stimmen ich erhalte, zwei, hundert oder zweihundert. Ich übe keinen Druck aus, was die Wahl meiner Person betrifft. Wählt den, den Ihr haben wollt, aber

sucht solche Kandidaten, die zu keiner Partei gehören und die würdig sind, eine so hohe Stellung zu bekleiden. Wenn Ihr nicht so handeln solltet, sehe ich die Zukunft für Euch in schwarzen Farben und auch für mich in unangenehmer Färbung, denn ich möchte nicht mit der Peitsche regieren. Das Regieren mit der Peitsche ist mir in den Eroberstaaten verekelt worden.

In meinem Befehl an das Heer habe ich gesagt, daß wir den schwachen und kaum atmenden Staat auf unsere Schultern gehoben und ihn den Bürgern wiedergeboren und lebensfähig zurückgegeben haben. Was habt Ihr aus diesem Staat gemacht? Ein Gespött habt Ihr daraus gemacht!

Die Regierung wird jetzt versuchen, verschiedene Arbeiten vorzubereiten. Ich befürchte jedoch, daß nach der Wahl des Präsidenten alles wieder den alten Gang gehen wird. Ich befürchte, daß der Sejm weiterzutagen wünscht. Es ist aber notwendig, daß Ihr, meine Herren, für eine Zeitlang auseinander geht, denn es muß sich etwas Neues bilden. Der Präsident möge eine Zeitlang keinen Sejm und Senat im Nacken haben. Man muß ihm die Freiheit geben, eine Regierung zu bilden und die Arbeit zu beginnen, für die sich die Regierung später vor dem Sejm zu verantworten haben wird. Ich möchte keine Gewissensbisse haben, daß ich die begonnene Arbeit nicht bis zum Ende durchgeführt habe und daß die Peitsche nicht durch die Straßen pfiff.

Mein Programm ist die Verminderung der herrschenden Schurkereien und die Freimachung der Wege für ehrliche Arbeit. Ich warte, meine Herren, aber ich gebe auch die Versicherung, daß ich mich nicht ändern werde. Über die Parteiinteressen muß man zur Tagesordnung übergehen und dem Staat und dem erwählten Präsidenten die Freiheit

geben zu atmen. Der erwählte Präsident muß Ehrgefühl haben, das höher steht als der Wille, etwas Geld zu verdienen. Was aber mich anbetrifft, so wiederhole ich nochmals, ich werde meinen Standpunkt nicht ändern. Diebe werde ich verfolgen! Wollen Sie, meine Herren, darüber nachdenken, die Sache überlegen und miteinander besprechen . . .

## Ansprache auf der Legionärstagung in Kielce

8. August 1926

*Zum 12. Jahrestag des Ausmarsches der Kaderkompanie aus Krakau gegen Rußland fand wie alljährlich auch im August 1926 eine Legionärstagung statt, und zwar diesmal in Kielce. Marschall Piłsudski nahm persönlich an dieser Zusammenkunft teil und verlieh ihr durch seine Ansprache ihre besondere Weihe. Auch diese Rede hat in erster Reihe erzieherische Bedeutung, indem sie das Wesentliche der Legionentat als Mut des Gedankens und Mut zu neuen Arbeitsmethoden aufzeigt.*

Geehrte Damen und Herren!

Ich spreche zu Ihnen in einer Stadt, nach welcher die Jugend bis auf den heutigen Tag ihren Stafettenlauf auf dem Marschweg der Kaderkompanie veranstaltet. Kielce ist so stark mit uns verwachsen, daß ich in dieser Stadt von gewissen Gedankengängen nicht loskommen kann. Sie sind mit unseren persönlichen Schicksalen verbunden. Denn die Schicksale des Legionärs gehören nicht zu den gewöhnlichen oder durchschnittlichen. Ich dachte darüber nach, wenn ich mich immer wieder daran erinnerte, daß ich vor

zwölf Jahren, als ich noch schwankte, ob ich den Befehl zum Ausmarsch erteilen oder nicht erteilen sollte, nicht annehmen konnte, viereinhalb Jahre später würden sich bei mir die ausländischen Gesandten melden, um mir als dem Vertreter des polnischen Staates ihre Ehrerbietung zu erweisen. Damals konnte ich nicht daran denken, daß ich einmal an der Spitze eines großen Heeres stehen würde, welches den Feind immer wieder siegreich schlagen sollte. So starke Umwälzungen bringt die Arbeit der Legionen in unser persönliches Leben.

Kielce — das war der erste Kuß des Krieges, dem wir entgegeneilten. Darum zeichnen sich in unseren Gedanken die Erinnerungen an die Kaderkompanie so hell ab. Und von diesem Erlebnis will ich heute sprechen . . .

Eine der lebhaftesten Erinnerungen ist die, wie ich mit der Vorhut marschierend, auf der ersten Etappe in Książ Mały Halt machte. Der Pfarrer beherbergte uns im großen Schloß des Markgrafen Wielopolski. In diesem alten Schloß habe ich viele Stunden verbracht. Die Bilder unserer Väter kamen mir ins Bewußtsein, welche auf denselben Wegen gegangen waren. Im Geiste erschien mir die Gestalt des Markgrafen Wielopolski. Mir kam es vor, als ob mich sein Gesicht mit bösem Lächeln höhnte und sagen wollte: So klein seid Ihr! Und tatsächlich scheint es schier unglaublich, daß eine so kleine Macht ein so großes Ergebnis bewirkt hat.

Mir kamen oft meine sibirischen Jägererinnerungen ins Gedächtnis, aus jener Zeit, als ich in Sibiriens Sümpfen mit meinem Gewehr auf Jagd ging. Für den Jäger ist die Zeit um Sonnenaufgang und -untergang wichtig. Wie viele davon habe ich erlebt und abgewartet! Morgenröte und Abendröte, wie ähnlich sind sie doch einander, wie gleicht

sich ihr Lichterspiel! Die Schönheit von Sonnenauf- und Sonnenuntergang — die gleichen Lichter, die gleichen Schatten, die gleichen Erscheinungen. Sie brennen in Scharlach und Purpur; für Morgen- und Abendröte gilt die gleiche Wahrheit, gilt auch für die Tiere. Alles, was schwach ist, verbirgt sich vor dem mächtigen Raubtier. Es gibt andere Raubtiere bei Tageslicht als im nächtlichen Dunkel. Schwache Geschöpfe ziehen die Nacht vor, sie können sich leichter verstecken. Als ein mit einem Gewehr bewaffneter Räuber habe ich so manches Mal über die Täuschungen von Morgen- und Abendröte nachgesonnen.

Wie viele solcher Morgen- und Abendröten hat die Menschheit und hat unser Vaterland erlebt! Wieviel Trugbildern, wieviel Betörungen ist die Menschheit unterlegen!

Die Sonne war für lange Zeit untergegangen, doch Kościuszko und seine Leute wollten nicht daran glauben, daß sie wirklich erloschen war.

Auch wir zogen in ein betörendes Himmelsrot hinaus; es konnte sich uns als Abendröte enthüllen, hat sich aber als ein Morgenrot offenbart. Wir waren vom Trugspiel der Lichter befangen.

Eines nach dem anderen, zogen Menschengeschlechter vorüber, die keinen Frühling kannten; gleichsam als ob das Schicksal aus Bosheit eine Gelegenheit geben wollte, daß am Himmel das leuchtende Rot brannte und die Täuschung anhielt.

Dann kam das Jahr 1812 . . . Napoleon . . . Scharlachfarben lohte der Himmel am Horizont, die Geister begannen zu schwanken. Unsere Großväter zogen aus, um vor Moskau zugrunde zu gehen, ein Name stieg empor, dem man Denkmäler errichtete, den man den Vater der Ehre nannte. Dann kam das Jahr 1830. Wieder glühte der Him-

mel scharlachfarben, und scharlachrot leuchteten die Rockklappen der Soldaten. Bildschön zogen die Jünglinge in den Kampf, und doch war es ein Abendrot. Und abermals eine neue Generation und ein neuer Trug von aufgehendem Licht: der Trug von 1863 erlosch . . .

Wie viele solcher Täuschungen hatten wir hinter uns, als wir 1914 von Krakau nach Kielce marschierten. Wir waren so klein, und die Schatten legten sich so breit über unseren Weg, und das Licht war so kärglich. Ein Häuflein vergessener Menschen . . . Der Himmel lohte wie immer, und in der Ungewißheit von Abend- und Morgenröten zogen wir ein Stück unseres Lebensweges.

Wenn ich an die Arbeit unserer Väter denke, so seufze ich vor Neid und Triumph. Ich beneide sie, denn sie wirkten in einer besseren Atmosphäre als wir. Wir hatten eine kühlere Atmosphäre als alle anderen Aufstände. Unser Golgatha währte auch länger als das ihrige. Unser Morgenrot leuchtete am Horizont so durch Nebel, daß es oft schien, als müßte die Nacht es überfluten. Vier lange Jahre der Qual, in denen alles von der Erhebung der Hoffnung, von der Erhebung des Trugs sprach. Es ist aber eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir im Jahre 1914 auf dem geschichtlichen Wege gingen, den unsere Großväter gegangen waren, aber unser Schicksal war schwerer.

So viele Erinnerungen hat Kielce in mir wachgerufen.

Meine Damen und Herren! Ich habe der geschichtlichen Wahrheit meinen Tribut gezollt; jetzt will ich eine andere Seite dieser Wahrheit aufzeigen. Ich will die Wahrheit vom Mut des Gedankens und vom Mut der Arbeitsmethoden berühren. Wenn etwas Neues geschieht, so muß es einen Gedanken haben, der das Bestehende verneint. Darum ist es neu. Wenn man an andere Wahrheiten denkt, so gelangt

man zu der Überzeugung, daß zu einer neuen Wahrheit Mut erforderlich ist, daß man die Durchschnittswahrheit überspringen muß, welche alle Menschen anerkennen. Napoleon sagte einmal: um Hindernisse zu überwinden, dürfe man sie nicht als Hindernisse betrachten. Dieses einfache Mittel bildete die Grundlage für den Mut des Gedankens; und als wir zu Neuerern wurden, haben wir wohl den Mut des Gedankens gefunden und uns gesagt, wir werden die Hindernisse, die wir überspringen wollen, nicht als Hindernisse anerkennen. Und wenn wir in unserer Abenteurerkühnheit zu so großen Ergebnissen gelangt sind, so beweist das nur, daß wir neben dem Mut des Gedankens auch den Mut zur Arbeit besaßen. Ohne ihn hätten wir es nicht vermocht, die vier Jahre zu ertragen.

Wir haben also den Mut des Gedankens und den Mut der Arbeit für uns — Dinge, die stets neues Leben und neue Wahrheiten mit sich bringen. Das werden diejenigen mit Genugtuung feststellen können, die sich mit uns in der Geschichte zu befassen haben werden.

Diese Synthese hat mich heute beschäftigt, wenn ich an unsere Vergangenheit dachte. Wir waren in einer Umgebung tätig, welche diese Eigenschaften — den Mut des Gedankens und den Mut zum Handeln — nicht besaß. Sie hatte ihn in der Zeit der Knechtschaft verloren.

Wenn ich auf meinen Jägervergleich zurückkomme, so möchte ich sagen, die damalige polnische Gesellschaft erinnerte mich an einen Entenschwarm im Sumpf. Stets, wenn ich auf das Auffliegen der Vögel wartete, stellte ich mir vor, daß die Enten etwa folgendermaßen reden: ausfliegen darf man nicht zu früh und nicht zu spät, sondern zur rechten Zeit. Wer früher ausfliegt, wird zugrunde gehen. Darum ist es stets besser, zu warten. Das ist Staats-

räson, und so bewahrt man sein Leben. — Wenn aber ein Erpel oder eine Ente zu früh aufflog, so quakten alle anderen: sicherlich wird er zugrunde gehen, er ist zu früh aufgeflogen! — Solches Geschnatter folgte mir auf Schritt und Tritt im Laufe der vier Jahre auf den Spuren der Kaderkompanie. So schnatterten die ehrwürdigen Erpel und Enten, wiegten besorgt die Köpfe und warnten die junge Brut, ja nicht diese Unverständigen nachzuahmen.

Diese Einstellung, die in der langen Zeit der Knechtschaft großgezogen worden war, und die daraus geborene Schwäche, diese Einstellung, vor der Sonne, vor dem Tageslicht zu fliehen, weil sich am Himmel die blutgierigen doppelköpfigen Adler tummelten, war allgemein. Es gab keinen Mut des Gedankens und keinen Mut zur Wahrheit. Wir aber haben unseren Weg gemacht, mutig denkend und mutig handelnd, wir wollten immer eher zu früh als zu spät ausfliegen, und so kann ich an unserem Beispiel feststellen, nachdem wir einige Jahre von Polens Bestehen erlebt haben, daß der Mut zur Tat nicht immer ein so schlechtes Ende nimmt, wie die Menschen sagen. Ich möchte feststellen, unser Beispiel — derer, die den Mut des Denkens aufbrachten — beweist, es ist oft besser, zu früh aufzufliegen, als zu schnattern und im Sumpf sitzen zu bleiben.

## Rundfunkrede am 11. November 1926

*Am achten Jahrestage der polnischen Unabhängigkeit hielt Marschall Piłsudski von seiner Wohnung im Schloß Belvedere aus durch den Rundfunk die nachstehende Ansprache.*

Neben mir sitzen zwei Kinder, zwei liebe kleine Kinder, und bitten um ein Märchen. Darum will ich den Damen und den Herren ein Märchen für Kinder und für Erwachsene erzählen. „Es gibt nur so viel Glück, wie der Mensch träumt, und so viel Wahrheit, wie das Lied singt." So hat ein gewisser Herr geschrieben, einer von den Herren, die da schreiben, und wir, die wir es lesen, glauben ihm manchmal und manchmal nicht. Ich aber will heute diese Wahrheit wiederholen: „Wunder und Märchen können geschehen, hat einer leibhaftig die Glücksfee gesehen."

Ich sah einmal einen Haufen Kinder, die sich voller Staunen über etwas bückten. Ich sah verwundert, was sie da auf dem schmutzigen Kehrichthaufen des Hofplatzes so betrachten konnten, und ich erblickte einen kleinen Frosch. Ein mit Schmutz bespritzter, elender, ganz voll Sand klebender kleiner Frosch sprang unbeholfen auf seinen langen Beinen umher und blinzelte mit seinen Glotzaugen nach den Kindern hinüber. Ich fragte eines der Kinder: Was macht Ihr da? Da antwortete mir einer der Jungen, es hätte doch einmal auf der Welt so einen Frosch gegeben, der — das habe er selber gelesen — auf dem Kehrichthaufen herumsprang, aber auf einmal kam durch Zauber und Wunder eine goldblinkende Kutsche angefahren, eine riesige Kutsche, mit sechs großen Hengsten bespannt. Sechs große Heiducken halten die Pferde am Zaum, und aus der Kutsche steigen so fein gekleidete Damen, daß es gar nicht zu sagen ist! Die Damen holen große Schachteln aus der Kutsche hervor, und — o Wunder! Was für ein Zauber! — aus dem Fröschchen wird ein wunderschönes Mädchen, eine bezaubernde Jungfrau mit schönen Augen und Angesicht. Sie bedeckt sich mit den zerrissenen Lumpen, und der fröstelnde, bloße Körper schimmert durch die

Risse und Löcher der Lumpen hindurch. Noch mit Schmutz bedeckt, ist das schöne Mädchen in die Kutsche gesprungen, und die feinen Damen tragen ein weißes Hemdchen, zart gewoben, und die allerschönsten Seidenstoffe herbei. Nach dem Hemdchen kommen die Höschen, kommen Röckchen, mit Falbeln geschmückt, mit feinen, prachtvollen Falbeln; und das Leibchen, das sie ihr über der Brust festschnüren, ist so farbenprächtig, so schön, daß das Mädchen selber sich nicht satt daran sehen und satt wundern kann. Das Kleid aber, das sie ihr überwarfen, ist mit weißen Perlen, Röschen, Gold und Silber durchwirkt. Das schöne Mädchen schaut auf seine Füße, aber schon werden über die Füßchen schneeweiße, warme Strümpfe gezogen, so wunderschön, daß die vor Frost noch roten Beine sich in weißen Marmor verwandeln und allerliebst durch die entzückenden Strümpfchen hindurch schimmern. Nicht genug damit, man bringt auch noch Pantöffelchen, weiß wie der weißeste Schnee und weich wie die zartesten Daunen, und diese Schuhe zieht man ihr über die kalten, kleinen Füßchen. Und nun trägt die durch ein Wunder verwandelte schöne Jungfrau statt der schmutzigen Lumpen ein herrliches Kleid, und so fährt sie in dem schönen Wagen nach dem großen Schloß mit seinen herrlichen Sälen. Im Schloß glänzen die Fußböden wie Spiegelscheiben, und das Mädchen besieht darin ihre wunderbare Schönheit. Die bösen Mädchen aber werden gelb vor Neid und tuscheln und schwätzen, sie wäre ein schlechtes und falsches Frauenzimmer. Und die hohen Damen und bösen Stiefmütter flüstern einander allerhand schlechte Dinge zu. Es gibt also Wunder und Märchen, wenn das Kind ein Glückskind ist. Die Leute sagen aber, es gäbe keine Märchen auf der Welt . . .!

Das erzählte mir der Junge und wartete darauf, daß aus dem Fröschlein eine Wunderjungfrau herausspränge und eine goldene Karosse zum Kehrichthaufen gefahren käme. Ich weiß selber nicht, ob diese Märchen wahr sind; daß aber Märchen und Wunder geschehen, wenn einer ein Glückskind ist, das ist wirklich wahr. Das habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört und mit meinen eigenen Augen gesehen, und mit meinen eigenen Fingern habe ich diese Zauber- und Wunderdinge berührt, vor denen einem angst und bange wird, davon zu erzählen. Vielleicht hat wirklich niemand von uns das liebe Kind gesehen, das im Wald beim Erdbeerenpflücken einen ganzen Wald von Pfefferkuchen entdeckte und nun die Pfefferkuchen wie Zweige von den Bäumen brach und sie ins Mündchen steckte, um sie aufzuessen. Und wer hat wohl das Kindchen gesehen, das plötzlich, als es auf einem Bein sprang, in einen Zaubergarten gelangte, wo Wundervögel auf den Zweigen saßen, lustig zwitscherten und mit Menschenstimmen redeten? Und wer hat das Mädchen gesehen, das im Zaubergarten unversehens erwachte und erlebte, wie ihm die großen Birnen in den offenen Mund fielen, hineinflogen, damit es ihren Saft trank, und die roten Äpfel von selber von den Zweigen herunter in die Taschen fielen. Ich aber glaube, daß ein solches Mädchen irgendwo auf der Welt lebt, daß auch solche Jungens leben, welche das Fröschlein gesehen haben, das sich in eine Wunderjungfrau verwandelte. Denn es gibt Märchen und Wunder, wenn das Mädchen ein Glückskind ist, und es gibt Märchen und Wunder, wenn der Junge ein Glückskind ist. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Fingern berührt, und ich habe das Wunder der Wunder, das Märchen der Märchen geschaut, und davon will ich Euch heute erzählen.

Es war einmal an einem hellen Novembertag, vor einigen wenigen Jahren, und damals geschahen diese Märchen, diese Wunder. Auf einem Wege voller Kot und Schmutz zieht, ganz mit Dreck besudelt, ein grauer Zug von Jünglingen und Burschen dahin, ganz kurz, gar nicht lang.

Sie marschierten ganz ermattet, und wie jenes Fröschchen machten sie ab und zu unbeholfene Sprünge und stampften bisweilen mit den vor Kälte steif gewordenen Füßen auf dem grauen, durchweichten und kotigen Wege. Die armen Jungen, die armen Burschen! Sie gingen, aneinander geschmiegt, sie zitterten vor Kälte, ihre Augen sahen übermüdet aus nach der schweren Nacht und nach vielen schweren Tagen. Ihre Füße waren naß und steckten in zerrissenen Schuhen, die ganz kotbesudelt waren. Sie marschierten unverdrossen vorwärts, und nur ab und zu versuchten sie, sich an die Erde zu schmiegen, um auszuruhen, und sei es auch nur für einen Augenblick. So zogen sie dahin, und am elften Tage des Monats November marschierten sie vor die Mauern der alten Stadt Krakau. An der Spitze aber ritt ein anderer Junge auf einer Fuchsblesse. Diese Stute, die Tochter der Wälder und Wiesen, trippelte kokett der Stadt entgegen. Woher waren sie gekommen, die schmutzbespritzten, zerlumpten Jungen, die auf ihrem Rücken verlauste Jacken trugen und deren Hemden schwarz waren wie die Erde selber? Woher marschierten diese Jungen der alten Stadt Krakau entgegen? Welch schweres Los ward ihnen zuteil? Die ganze Nacht marschierten sie, und der Tod sah ihnen überall in die Augen. Sie marschierten durch den Torweg des Todes, durch dieses enge und dunkle Tor, sie marschierten und fühlten den Tod auf ihren Fersen, die armen guten Jungen.

Jener andere Junge führte sie durch Sümpfe und über

kotige Wege, durch dunkle Engpässe und durch Wälder, die dunkler waren als die Dunkelheit selbst. Und wenn die Mondsichel hinter einer Wolke hervorlugte, so schien es ihnen, als ob das Blinken der Todessense ihnen in die Augen stach. Und Feinde, die auf sie lauerten, um ihnen den Tod zu bringen, gab es so viele, so unzählig viele. So marschierten also die armen Jungen, die armen Burschen, zur Erde gebeugt, schmutzig und verlaust, wund und zerlumpt wie Bettler. Voll Sehnsucht und Verlangen marschierten sie auf die Mauern der alten Stadt Krakau zu, die ihnen Schutz und Erholung bieten sollte. Wie jener Frosch auf dem Kehrichthaufen, so sprangen die armen Jungen, die armen Burschen unbeholfen umher. Aber an ihrer Spitze ritt ein anderer Junge, ritt auf einer schönen Dorfstute, deren goldenes Fell im Sonnenschein glänzte. Kokett trippelte sie der Stadt entgegen und nickte mit ihrem zierlichen Kopf nach allen Seiten hin. Aber die Stadt empfing die Dorfstute mit bösem Blick. Als sie zwischen den ersten Häusern der Stadt einhergetänzelt kam, jagte brummend und zischend ein gespenstisches Automobil vom Hügel herab ihr entgegen und polterte zornig über das dumme, eingebildete städtische Straßenpflaster — so gibt es auch dumme und eingebildete Köpfchen, die durch ihre Hohlheit viel Geschrei und Gepolter machen.

Und die Dorfstute hob sich auf die Hinterbeine und tänzelte aufgeregt auf ihren schlanken Füßen. Sie schnaufte ängstlich mit den Nüstern, und der Junge versuchte, sie durch Streicheln und mit der Gerte zu beruhigen, und dabei fing er von Märchen und Wundern zu erzählen an. „Warte nur, Füchsin, hier wirst du nicht bleiben, du wirst in die Hauptstadt einziehen, dort auf ihr Pflaster werden deine Hufe klirren, und zahlreich wird das Volk dir zu-

schauen, deinen schönen Hals und dein goldenes Fell bestaunen. Hab keine Angst, meine Füchsin! Nur mutig drauf los, dein Freund ist bei dir!" Ich weiß nicht und werde Euch auch nicht sagen, warum es so war; aber es gibt Märchen und Wunder, wenn der Junge ein Glückskind ist. Ob da auf den Türmen der Krakauer Marienkirche, welche Königskronen schmücken, solche Zauberworte leben, oder ob die Choräle, die dort mit verwunschenen Klängen die Stunden zählen, solche seltsame Macht besitzen, oder ob in der großen Sigismundglocke, droben auf der alten Königsburg, in der Polens Herz schlägt, solch eine Wunderkraft schwingt, oder ob in den Grabgewölben auf dem Wawel, wo Polens Könige ihren ewigen Schlaf schlummern, solche Zauberworte auf den Lippen der Schläfer wirken, oder ob vielleicht im Sarge Kościuszkos oder in dem großen Sarge des Mickiewicz so machtvolle Stimmen gegen das Erz des Wunders klopfen — ich weiß es nicht und werde es nicht sagen. Aber es gibt Märchen und Wunder, wenn der Junge ein Glückskind ist . . .!

Nun waren ein paar Jahre verstrichen, nicht viele. Ein Tag folgt dem andern, eine Nacht überholt die andere, und abermals kam ein 11. November heran. Die Fuchsstute schaut sich um, dieselbe Stute mit der weißen Blesse, sie nickt mit dem Kopf und weiß vor Staunen nicht, wohin: eine verzauberte Welt zieht an ihren Augen vorüber. In der Hauptstadt klirrt das Pflaster unter ihren Hufen, und alles sieht ganz anders aus. Wunder über Wunder, Märchen über Märchen. Die Fuchsstute tänzelt weiter, nickt mit dem Kopf und wundert sich immerfort: wo ist der graue, kotbesudelte Junge, wo ist mein verlauster Herr? Sie kehrt den Kopf nach ihrem Herrn um. Es ist derselbe wie damals, genau der gleiche, aber was ist mit ihm los? Wie verändert sieht

er aus! Soviel Sterne auf der Brust, wie die Welt Staaten zählt. Über seiner Brust schimmert ein breites Ordensband in der Farbe des Himmels und der Trauer; es spricht von Siegen im großen Krieg und jauchzt vom Sieg zum Himmel empor. Die Trommeln dröhnen ihren harten Wirbel. Die erzenen Trompeten klingen auf und rufen laut die Soldaten zusammen. Die bewaffneten Kämpfer ziehen vorüber, das zähe, wehrhafte Fußvolk, Stahlhelme auf den Köpfen, die Gewehrläufe aus Stahl glitzern. Sie marschieren im festen Gleichschritt, dem Siege entgegen. Hinter ihnen, in Erz gepanzert, kommen schwer und hart die Kanonen. Die Pferde ziehen mit ihren sehnigen Leibern die riesigen Kanonenrohre auf ihren großen Rädern, die das Straßenpflaster zermalmen und die Fenster klirren lassen. Dann kommen Ulanen, bildhübsch wie aus einem Gemälde. Die einen ziehen hoch zu Roß vorüber, die anderen zu Fuß, die erzenen Trompeten, die ratternden Trommeln, die schmetternden Fanfaren künden den Sieg. Die ganze Welt ist verzaubert! Die Fuchsstute schüttelt den Kopf und wundert sich; aber es gibt Märchen und Wunder, wenn nur der Junge ein Glückskind ist. Die Welt ist verzaubert, riesige Wandlungen haben sich vollzogen; woher kamen sie? Wohin gehen sie? Fließen sie aus Märchen und Wundern? Oder aus anderen Quellen?

Meine Damen und Herren, die Sie mir zuhören, erlauben Sie mir, da die Zeit eilt, mit einem Wunsch für den 11. November des kommenden Jahres zu schließen. Ich weiß nicht, meine Damen und Herren, wie uns der 11. November des nächsten Jahres begegnen wird. Vielleicht wird uns der Reif die Fenster verhängen und Schnee die Dächer und Straßen bedecken. Wir wissen aber, wenn sich bei der Auferstehung des Leibes auch die Wiedergeburt der Seele

vollzieht, so schützt Wärme gegen alle Kälte. Vielleicht wird uns der kommende November mit Sturmwind begrüßen und mit rauhem Hauch, der die Fensterscheiben klirren läßt und in den Schornsteinen stöhnt und uns Geschichten vom Tod und von Gespenstern krächzt. Ich weiß aber, daß die Auferstehung des Leibes, mit der Wiedergeburt der Seele vereint, Schönheit und Kraft zu einem Ganzen zusammenwebt. Wir werden die Sturmwinde niederzwingen und den Schutzschild gegen Stürme finden. Wer weiß, vielleicht wird uns der kommende November einen nassen Herbsttag voller Kälte und durchdringender Nässe ins Gesicht schleudern. Selbst dann noch werden wir in der Auferstehung des Leibes und in der Wiedergeburt der Seele die innere Wärme finden, die der Feuchtigkeit und Krankheit trotzt. Vielleicht aber wird uns die Sonne lächeln wie an dem wundersamen 11. November 1918. Vielleicht wird uns die sanfte Herbstsonne die Wangen streicheln und der linde Herbstwind die Schläfen kühlen, und wir werden in der Wiedergeburt der Seele zugleich das Lächeln des Glücks finden, in der großen wiedergeborenen Seele. Das wünsche ich Ihnen, meine Damen und Herren, und den lieben Kindern . . .

Auf Wiedersehen, meine Herrschaften . . .!

## Rede zu Ehren des Dichters Julius Słowacki

Krakau, 28. Juni 1927

*Ende Juni 1927 wurden die sterblichen Überreste des großen polnischen Dichters Julius Słowacki aus Paris, wo er als Emigrant gelebt hatte und gestorben*

*war, in sein Vaterland überführt und in einem Steinsarg in den Grabgewölben auf dem Wawel beigesetzt. Bei dieser Feier, die das ganze polnische Volk miterlebte, hielt Marschall Piłsudski in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident im Schloßhof des Wawel am Sarge des Dichters die folgende Rede:*

Wenn ich vor einem Sarge stehe, muß ich vom Tode sprechen, dem allmächtigen Beherrscher aller lebenden Wesen. Alles, was lebt, stirbt dahin, und alles, was stirbt, lebte zuvor. Die Gesetze des Todes sind unerbittlich. Sie sind da, als ob sie die Wahrheit feststellen sollten, daß alles, was aus Staub entstanden, zu Staub und Asche zerrinnt. Wenn wir einen Stein auf die ruhige Wasserfläche werfen, so entstehen Kreise, die sich stets erweitern und allmählich ersterben. So leben die Menschen noch, wenn sie die abgründigen Tore des Todes schon durchschritten haben; die Kreise sterben langsam dahin und verschwinden, sie hinterlassen eine Leere oder sogar völliges Vergessen. Die Gesetze des Todes und die Gesetze des Lebens sind miteinander verknüpft, rücksichtslos und ohne Mitleid.

Viele Menschen haben gelebt, sie alle sind dahingestorben. Geschlechter auf Geschlechter, die ihr alltägliches Leben durchleben, sei es gewöhnlich oder außergewöhnlich, gehen in die Ewigkeit hinüber und lassen nur eine unbestimmte Erinnerung zurück — eine Erinnerung ohne Namen und Vornamen.

Aber in Wahrheit zeigt uns das Menschenleben auch andere Erscheinungen. Es gibt Menschen, und es gibt menschliche Taten, so stark und mächtig, daß sie den Tod überwinden, daß sie lebendig bleiben und unter uns gegenwärtig sind.

Vor uns steht ein Sarg mit der Asche eines Mannes, mit den sterblichen Überresten, die von der Wahrheit zeugen, daß du vom Staube bist und zum Staube zurückkehrst. Słowacki jedoch lebt unter uns als eine lebensvolle Wahrheit. Immer breiteren Kreisen wird er vertraut. Wir wissen über ihn so viel wie kaum über einen unserer Bekannten. Wir wissen von ihm selbst das, was wir nicht einmal von unseren Nächsten wissen. Wir kennen alle Geringfügigkeiten seines Lebens, Anekdoten über ihn, ja, wie der Dichter selbst einmal schreibt, sind uns sogar die Briefe an seinen Verwalter und die Treueschwüre für Wanda und Marylka bekannt und vertraut. Man hat sie aus irgendeinem verborgenen Winkel hervorgeholt und ans Tageslicht gebracht. So sind die Gesetze des Todes überwunden worden. Für uns ist er lebendig, bekannt, und diese lebensvolle Bekanntschaft mit Słowacki wird immer allgemeiner und breitet sich stets weiter aus, so daß er jetzt mehr Bekannte hat als je zu Lebzeiten. Wenn ich dagegen die vielen Millionen Polen betrachte, in deren Mitte Słowacki lebte — was ist von ihnen übrig geblieben? Wir kennen weder ihre Namen noch Vornamen mehr, und kaum einige wenige seiner Zeitgenossen erscheinen uns noch als lebendige Wesen, als Menschen, die leben und weder sterben noch vergehen.

Er lebte vor kaum hundert Jahren, kaum drei Generationen sind seither ausgestorben oder dem Aussterben nahe; wenn wir aber bedenken, von wieviel Menschen wir noch etwas wissen, so bleiben ihrer nur wenige. Wenn wir dagegen von Słowacki sprechen, so begegnen wir ihm fast täglich, und täglich ist er uns gegenwärtig. Wir wiederholen seine Worte, als lebte er noch unter uns, wir entsinnen uns der Eindrücke, die er auf seinen Reisen durch die Welt empfing. Wir wissen, was ihm gefallen und was keinerlei

Eindruck auf ihn gemacht hat. So lebendig ist er also und lebt in unserer Mitte, und die grausame Wahrheit des Todes, die machtvolle Wahrheit des Todes besteht für ihn nicht. Vielleicht werdet ihr sagen, das sei ein Gleichnis, es träfe aber nicht zu; und dennoch ist diese lebendige Wahrheit über das Dasein des Menschen, gleichviel was man darüber auch sagen möge, etwas Lebendiges, Tatsächliches und Wirkliches. Słowacki lebt darum, weil er nicht sterben kann. Es ist, als hätten sich die abgründigen Tore des Todes hinter ihm nicht ganz geschlossen. Für manche Menschen bleiben diese Tore offen, so daß Leben und Tod sich nicht scheiden. Anscheinend gibt es Menschen, die länger leben müssen, deren Leben nicht Jahre, sondern Jahrhunderte dauert, der menschlichen Natur zum Trotz. Und wenn wir jetzt die irdischen Überreste Słowackis in die Königsgruft tragen, so wissen wir, daß wir sein Leben noch weiter verlängern, daß er leben wird, solange die Mauern des Wawel nicht vom Zahn der Vernichtung zernagt sind und der Fels, der hier einsam über der Weichsel aufragt, nicht zerbröckelt. So geben wir ihm ein längeres Leben, verleihen ihm wahrhaft Dauer, um unter den Menschen Bestand zu haben.

Wenn ich die Erdschichten zähle und die Gerippe sehe, die von ihrem Schöpfer zeugen, so stelle ich fest: es gibt Gebeine, die so lebendig, leuchtend, frisch und jung scheinen, daß niemand sie aufrichtig beweinen könnte. Auch Słowacki wollen wir nicht beweinen! Wenn sein Sarg durch ganz Polen zieht, so begrüßen ihn die Menschen, aber sie nehmen nicht Abschied von ihm, als wäre er ein lebendiger Mensch, und die Trauerglocken klingen nicht traurig, sondern freudig und voller Triumph. Niemand von uns könnte über ihn weinen wie über einen Toten. Ich behaupte noch-

mals, die abgründigen Tore des Todes sind für manche Menschen nicht vorhanden. Sie zeugen von der Tatsache einer solchen Größe, daß die Gesetze der Größe andere sein müssen als die Gesetze der Kleinheit.

Wenn ich die Erdschichten überblicke und die Heerstraßen der Vergangenheit betrachte, über welche die Menschheit dahinzieht und über die jetzt die Geschichte schreitet, so werden mir die harten Wege offenbar, ausgetreten durch der Menschen Tod und Leben, die — Geschlechter auf Geschlechter — kamen und vergingen. Generationen hinterließen durch ihre Gebeine, ihre alltägliche Arbeit und ihre alltägliche Muße Spuren und schufen dauerhafte, unvergängliche Heerstraßen. Doch überall, wo die Wege eine Wendung nehmen, wo sie sich teilen, wo die Menschen zaudern und die Kleinen sich ängstigen, da ragen wie Wegweiser gewaltige Felsblöcke empor, die von der großen Wahrheit des Seins Zeugnis ablegen. Mächtig und einsam stehen sie da, aber sie tragen Namen, während die Menschen namenlos vergehen. Auf unserer geschichtlichen Heerstraße, welche Geschlechter auf Geschlechter mit ihrem Leben und ihrem Sterben austraten, waren die Zeiten Słowackis ein Zusammenbruch, waren die geschichtlichen Tatsachen der Verdunkelung, Unfreiheit und Ohnmacht. Słowackis Größe reicht hundert Jahre zurück, in jene Zeit, da auf polnischer Erde der vorletzte Aufstand von 1830 die einzige Tatsache des geschichtlichen Lebens: die Armee vernichtete. Die Armee, jene Tatsache des kräftigen Armes, der da wehrt und schützt, Leben spendet und anderen das Leben bahnt, und mit Blut wie mit Mörtel die geschichtliche Wirklichkeit, das Dasein der Nation verbindet, hörte im Jahre 1830 zu bestehen auf. Damals entstand Unschlüssigkeit an jener Wendung des Weges, die uns das

Schicksal beschieden hatte. Unter Sorgen entschwand und verging der Tatbestand dieses starken Armes, die Hoffnung, daß dieser Arm erstarken könne. Und alsbald sehen wir Versuche, die Schwerter, die in den Grüften schlummerten oder nur noch im Widerhall vorhanden waren, durch eine andere Kraft zu ersetzen: durch die Kraft des Geistes.

Wenn Schwerter sich kreuzen, sprühen Funken. Man war bestrebt, so starke und kraftvolle Wahrheiten der Seele zu entfachen, daß auch bei diesem Tun die Funken stoben. Man versuchte, die einfache Tatsache — die Wehrkraft des Schwertes — durch die Tatsache seelischer Stärke zu ersetzen, um so, durch die Stärkung des Geistes, in der Unfreiheit auszuharren und neue Kräfte zu sammeln, die not tun würden. Es war eine seltsame Arbeit, die jene Generation zu vollbringen suchte, als den Menschen der Arm erlahmte und die Angst der eigenen Ohnmacht sie elend machte und zur Verzweiflung trieb. Man war bestrebt, die einfache Tatsache des Schwertes durch Geistesstärke zu ersetzen, während der Geist in banger Qual mit sich rang, ob er der Kraft des Schwertes wohl gewachsen wäre. Die Harfen stiegen himmelwärts, während die Schwerter in den Boden sanken, dem Rost und der Vernichtung preisgegeben.

Und wenn ich vor Słowacki stehen bleibe, vor einer jener Harfen aus gediegenem Gold, wenn ich die Schichten seiner Qualen und seiner Arbeit überblicke, dann wird mir eine Saite seiner Harfe offenbar, die unentwegt forttönte: das Recht auf Stolz, das Recht auf Lust am Leid um des Stolzes willen, um der Menschenwürde willen. Durch die Hilflosigkeit des Körpers, durch jene Tatsachen wund, die sein Verstand ihn bekennen ließ, suchte er Kraft in dem

verzweifelten Stolz, der grausam sein und des Vaterlandes Innerstes zerriß. Auf Schritt und Tritt werdet ihr die Saiten des Stolzes und der Menschenwürde tönen finden. Er ging durchs Leben, ringend und von der Überzeugung durchdrungen, der zerrissene und gedemütigte Stolz würde nicht Verzweiflungsklagen erzeugen, sondern Riesenkräfte. Wie die anderen kämpfte er um die Möglichkeit, daß der Menschengeist die körperliche Kraft ersetzen könne. Und wie die anderen zweifelte er in furchtbarer Qual. „Würdelos bin ich und floh vor dem Leiden." So spricht er von sich selber und quält sich furchtbar, daß er nicht die Kraft fand, sein Leid durch den Tod zu beenden. Der zerrissene und gedemütigte Stolz, der in den Schmutz getretene Mensch verwandelten das trotzige Recht auf Menschenwürde, den Stolz nicht in die Kraft des Schwertes, sondern in die Stärke des Geistes. Er war aus dem Lande der nicht gerade stolzen Heloten und sehnte sich nach jenem Stolz, damit er zur Kraft werde und Kraft spende, damit er Polen den Wert der Kraft und Stärke verleihe.

Als ich einmal an einen unserer großen Kämpfer, der die letzten Aufstände und Empörungen anführte, die Frage richtete, welcher von Polens Poeten-Propheten den größten Einfluß, die stärkste Wirkung besessen hätte, als in unserem Lande die Schwerter wieder aufklirrten, stellte er immer wieder fest: Słowacki war unser Dichter.

„Vaterlandsliebe — herrliche Sonne,
Einsamer Herzen stolzeste Wonne!
Wenn sie, der edelsten Liebe ergeben,
Hoch, überm Volke — wie Kraniche — schweben,
Herrlichste Herzen, als göttliche Wolke
Sterben sie droben, über dem Volke."

Wenn ich hier auf diesen Sarg schaue, so weiß ich — wie alle, die hier versammelt sind: Słowacki geht dahin — dessen bin ich sicher — dahin, wo jene Felsblöcke an der Heerstraße unserer Nation stehen und mit ihren Namen fast chronologisch von unserer Vergangenheit Zeugnis ablegen. Er geht ein zu jenen Władysław und Sigismund, zu jenen Johann und Bolesław. Er geht nicht mit dem Vornamen, sondern mit dem Familiennamen zu ihnen ein, um gleichfalls von der Größe seiner Leistung, von der Größe des polnischen Geistes zu zeugen. Er geht zu ihnen ein, um sein Leben zu verewigen und nicht nur unserer Generation, sondern auch den kommenden Geschlechtern gegenwärtig zu sein. Er geht zu ihnen ein als König Geist.

*Nach dem Schluß seiner Rede wandte sich Marschall Piłsudski an die Offiziere, welche um die Bahre mit dem Sarge standen:*

Im Namen der Regierung der Republik befehle ich Ihnen, meine Herren, den Sarg in die Königsgruft zu tragen, damit er den Königen gleich sei!

## Ansprache auf der Legionärstagung in Kalisz

7. August 1927

*Die sechste Legionärstagung fand in Kalisz zum 13. Jahrestag des Ausmarsches der Kaderkompanie aus Krakau statt. Der Marschall nahm an ihr in Begleitung seiner Gattin und seiner beiden kleinen Töchter teil und wurde bei dieser Gelegenheit in feierlicher Sitzung des Stadtrats zum Ehrenbürger von Kalisz ernannt.*

*Nach der Enthüllung eines Denkmals in Szczypiorna, dem einstigen Internierungslager der Legionäre, hielt Piłsudski im Kasino des 29. Schützenregiments die folgende Ansprache:*

Liebe Kameraden und Waffengefährten!

Es ist bei uns Legionären Sitte, daß wir uns alljährlich aus einem wichtigen Anlaß versammeln; es ist aber auch Gewohnheit geworden, daß ich als Euer früherer Kommandant, als Repräsentant Eurer Arbeit eine Rede halten muß. Die Lasten sind verteilt, Ihr macht die Ovationen, und ich habe die Arbeit des Redens. Als ich heute daran dachte, worüber ich zu Euch sprechen soll, ging ich in der Erinnerung alles das durch, was ich bisher auf unseren Tagungen gesprochen und was ich zuvor durchdacht habe.

Ich spreche heute am dreizehnten Jahrestage des Ausmarsches aus Krakau, an unserem dreizehnten Geburtstag. Wir sind beinahe schon Backfische und haben also das Recht, uns der Erlebnisse zu erinnern, die wir in diesen langen Jahren sammeln konnten. Als ich über jene Erlebnisse nachdachte, kam ich zu dem Schluß, ich hätte in meinen Ansprachen an die Legionäre eine große Wahrheit unseres Daseins und unserer Tätigkeit, eine große Wahrheit unseres Lebens noch nicht genügend unterstrichen. Es gibt wohl keinen Zweifel mehr über die geschichtlich feststehende Tatsache, die ich bereits in meinen früheren Ansprachen häufig zu erläutern suchte: daß es im Jahre 1914, als in der Welt Krieg ausgebrochen war und die Menschen hinauszogen, um ihr Blut in Strömen und Bächen für diese oder andere Ziele zu vergießen, daß es damals kein polnisches Kriegsziel gab. Niemand wünschte, für Polen als solches Blut zu vergießen, und niemand strebte in seinen poli-

tischen Absichten danach, daß für Polen irgend etwas geschähe außer demjenigen, was schon vor dem Kriege vorhanden war. Wir Legionäre haben den Anfang für die Möglichkeit geschaffen, Blut um Polens willen zu vergießen. Wir zogen in den Krieg als ein kleines Häuflein Menschen, das sich von allen anderen dadurch unterschied, daß jenes wenige Blut, das wir zu vergießen hatten, für Polen geopfert werden sollte. Für niemand anderen sonst als einzig und allein für Polen. Uns gebührt der Ruhm, daß wir die ersten waren in der Arbeit für unser Vaterland.

Wir hatten also die Ehre des Vortritts. Wir strebten danach, unseren Volksgenossen zu beweisen, daß es klug und vernünftig war, das Blut für sich selber und nicht für andere zu vergießen. Diese Palme der Priorität ist unser geschichtliches Kennzeichen.

In meinen früheren Ansprachen habe ich häufiger zu erklären versucht, welches die Folgen dieser Priorität sind. Wie schwer es ist, diesen Weg zu beschreiten, und wie schwer es ist, Neues zu vollbringen. Als erster Vortrupp begegneten wir jedoch sofort besonderen Erscheinungen, die ich einmal ruhig „fremde Agenturen" nennen möchte. Als Oberbefehlshaber in einem Kriege weiß ich natürlich, was eine Agentur zu bedeuten hat, und ich kenne auch den Mechanismus ihrer Tätigkeit. Selbstverständlich mußte ich mit solcher Arbeit in Berührung kommen, sei es, daß sie nur beobachtender Art war, sei es, daß sie versuchen mußte, diese oder jene Veränderungen zu bewirken, wie sie für die Interessen des Heeres und für die politischen Ziele des einen oder anderen Staates erforderlich waren. Ich wundere mich also gar nicht, daß sich solche Agenturen fremder Staaten an unsere Fersen hefteten und uns Schritt für

Schritt folgten und ihre Geschäfte auf unserem Rücken machten.

Naturgemäß hatten wir auch die Agentur einer der Teilungsmächte bei uns; denn als wir auszogen, um unser Blut für Polen zu vergießen, widersprach unsere Tätigkeit, wenn auch in verschiedenem Grade, den Interessen der Teilungsmächte, da sie wollten, nur für sie sollte Blut vergossen werden. So mußten die Agenturen unseren Bestrebungen entgegenwirken, mußten nach Mitteln suchen, um uns gewaltsam zu hemmen und an der Größe zu hindern, schon allein zu dem Zweck, daß nicht mehr Blut für Polen vergossen werde, als den Interessen der Fremdherrschaft nützlich wäre. Daher kommt es, daß die fremden Mächte und ihre Agentur fortwährend nach Mitteln suchten, um uns gerade jene Züge zu nehmen, die uns als eine Truppe kennzeichneten, welche ihr Blut nur für Polen und für niemand sonst vergießen wollte.

Dadurch, daß wir Bahnbrecher ein verhältnismäßig kleines Häuflein waren und die Gesamtheit unserer Landsleute uns in unserer Tätigkeit nicht folgte, wurde die Tätigkeit der Agentur besonders erleichtert. Man suchte uns durch den Schmutz zu ziehen, uns alles Heldenhafte zu nehmen. Ich möchte das mit der Tätigkeit einer Fliege vergleichen, die bekanntlich alles mit schwarzen und braunen Tupfen beschmutzt. So verzierte man unsere Uniformen mit schwarzen und gelben Flecken. Ich erinnere mich, wie eifrig man sich um uns bemühte: entweder sollten wir wie Landsturmleute mit schwarzgelben Binden aussehen, oder wir sollten diese und jene Unannehmlichkeit im Kampf um unsere Fahnen auszustehen haben, oder wir sollten genötigt werden, uns der österreichischen Uniform unterzuordnen.

Das war die Tätigkeit der österreichischen Agenturen,

die immer um uns waren und uns ständig herabzusetzen suchten. Zugleich kam eine andere Agentur, die russische, also eines Staates, mit dem die Österreicher und auch wir kämpften. Sie strebte in der gleichen Richtung, war ebenfalls bezahlt und arbeitete auch zielbewußt an der Herabsetzung unseres Tuns, verunglimpfte uns mit Worten, Bezeichnungen und mit allem sonst, damit wir in den Augen unserer Volksgenossen nichts Anziehendes, nichts Vorbildliches hätten.

Überblicke ich meine Erlebnisse als Euer Anführer, der manchmal gezwungen war, mit anderen Führern zu unterhandeln und um Eure Bequemlichkeit, um alles das zu feilschen, was Euer tägliches Leben im Kriege betraf, oder auch mit anderen Herren oder Armeestäben zu sprechen hatte, so stelle ich als unbezweifelbar fest: das meiste Verständnis für unsere Lage bewiesen diejenigen, die niemals ein polnisches Wort aussprechen konnten; es war also am bequemsten, mit den Korps- und Divisionsführern zu verhandeln, die als tägliche Umgangssprache nicht das Polnische, sondern ungarisch, rumänisch oder deutsch sprechen hörten. Dort erging es uns am besten. Dort begegnete ich am ehesten Menschen, die sich in unsere Lage zu versetzen vermochten, die uns die meisten Ratschläge erteilten und den meisten Schutz zuteil werden ließen.

Das ist eine ständige und alltägliche Erscheinung, die uns Jahr um Jahr, Tag für Tag begleitet; sie ist ein Teil unseres Lebens, so umfangreich und so sorgfältig auf uns abgestimmt, daß wir unsere Tätigkeit der Arbeit dieser fremden Agenturen anpassen können.

Ich sprach davon, daß wir als erste das Recht erwarben, unser Blut für Polen und für nichts anderes zu vergießen;

ich will sogleich noch auf einen anderen Zug hinweisen, der uns, zunächst sehr schüchtern und langsam, zu Hilfe kommt. Das ist die Tatsache, daß wir in den Dörfern, auf den Gütern oder in den Städtchen auf Polen trafen; denn im Unterschied zu anderen Legionen aus unserer Geschichte hatten wir das Glück, auf eigenem Boden zu kämpfen und kein einziges Mal über die Grenzen der Republik hinauszukommen. Wir hatten also stets eine Umgebung, wie sie auch jetzt in Polen vorhanden ist, und die gleiche polnische Bevölkerung. Wenn ich mir meine Eindrücke von den ständigen Märschen und Bewegungen durch die verschiedenen Teile Polens vergegenwärtige, wenn ich meine Eindrücke von 1914 bis 1916 zusammenfasse, also bis zu jener Zeit, da unsere Märsche aufhörten, so finde ich die Tatsache in immer wachsendem Maße, daß wir unseren Landsleuten stets weniger fremd wurden, daß wir immer mehr Sympathie und Neigung erwarben. Das ging jedoch so langsam vor sich, daß vermutlich manch einer von uns aus diesem Grunde zu nächtlicher Stunde so manche stille Tränen vergoß. Man nannte uns die Soldaten ohne Vaterland, womit man Żeromskis Wort über die einstigen Legionäre auf uns übertrug, die er die friedlos irrenden Soldaten genannt hatte. Wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrufe, welchen Gedankengängen ich begegnete, welches zunehmende Geflüster unsere Ohren auffingen, so finde ich stets die polnische Bescheidenheit, die Angst vor allem hatte, außer vor Tränen, außer vor einer stillen Rührung beim Anblick eines bekannten Bildes, das man betrachtete, während man furchtsam das Buch verdeckte. Uniformen, insbesondere Ulanenröcke und ein hoher Tschako, das war es, wovon man träumte und worüber viel geflüstert wurde.

Wenn ich in Gedanken diese beiden Jahre von Ende

1914 über 1915 und 1916 (bis zu den letzten Legionenkämpfen in Wolhynien) überblicke, so stoße ich auf diese nur recht langsam wachsende Tatsache, die uns mit einem Schein von Heldentum, einem Schein von Tollheit und einer Schönheit umgibt, über die man Tränen vergießen muß, daß man sie noch schauen darf.

Wir sehen also zwei Erscheinungen, die uns begleiten.

Wir tragen auf unserem Marsch die Palme, die ersten gewesen zu sein, die ihr Blut für Polen vergossen, nur etwas vereinsamt und durch die störenden Flecke verunziert. Neben uns aber finden wir in wachsendem Maße die gefühlsmäßige, aber kraftlose Tatsache eines etwas mißverstandenen Heldentums.

Diese beiden Jahre sind in meiner Erinnerung die schwersten. Einerseits die fremde, bezahlte Agentur, die unsere Tätigkeit herabzusetzen sucht, andererseits die recht undeutlichen und noch sehr geringfügigen Beweise eines Mitgefühls für unsere Arbeit. Wenn Sie, meine Herren, die darauf folgenden Zeiten betrachten, so werden Sie einen Abschnitt finden, in welchem die polnische Frage plötzlich an Bedeutung gewinnt und zum erstenmal zum Gegenstand des Interesses wird. Das geschieht deshalb, weil die Staaten, welche Millionen Menschenleben und Milliarden Gold in die Waagschale der Ereignisse geworfen haben, zu einem seltsamen Gleichgewicht der Kräfte gelangt sind und keine Möglichkeit zu haben scheinen, diesen Zustand zu überwinden. Das ist an der Jahreswende 1916—1917 der Fall.

Es kommen Jahre, in denen der Sieg hin und her schwankt, in denen der allgemeine Eindruck nicht der Welt die Sicherheit eines schnellen Sieges der einen der kämpfenden Gruppen bietet. Man beginnt nach irgendeinem Gewicht zu suchen, das, auf die Waagschale gelegt, ein Über-

gewicht nach der einen oder der anderen Seite geben könnte. Man beginnt in den Kabinetten und Armeekommandos nach zwei Jahren Kriegsarbeit fieberhaft zu suchen, nachdem schon ein gewaltiges Meer von Blut vergossen und die Welt in zwei Teile geteilt ist, der eine diesseits, der andere jenseits der Stacheldrähte, nachdem die ganze Welt ins Spiel verwickelt ist — nach einem solchen Gewicht zu suchen, das die Waagschale auch nur ein wenig nach der Seite des Sieges hin aus dem Gleichgewicht zu bringen vermöchte.

Bei dieser Suche kam man auch auf Polen.

Meine Herren! Ich wundere mich nicht, daß die Teilungsmächte diese Frage nicht berühren wollten. Man quälte sich lange mit verschiedenen Formeln, suchte auf Erden und im Himmel nach irgendeiner Bezeichnung, durch die Polen bestehen und doch wieder nicht bestehen könnte, um sich so billig wie möglich der Notwendigkeit zu entledigen, nach einem solchen Gewicht suchen zu müssen.

Wie gesagt, wurde unter anderen Gewichten, die man aus der Rumpelkammer der Vergangenheit ans Tageslicht förderte, auch die polnische Frage hervorgeholt. So beginnt von jenem Augenblick an die polnische Frage sich zu entfalten; sie fängt an, eine Sache zu werden, die ihren Preis hat, von der zu sprechen lohnt; was Polen und die polnische Kraft ist, beginnt jetzt einen Wert darzustellen. Gleichzeitig, meine Herren, beginnt der völlige Sieg der Agenturen über uns. Dieser Sieg wird nur dadurch möglich, daß wir in den zwei verflossenen Jahren keine ausreichende Unterstützung und Stärkung seitens unserer Umgebung erhalten hatten, so daß man sehr leicht über uns zur Tagesordnung hinweggehen konnte, die wir ein Faktor im Spiel waren, welcher nur sehr langsam erstarkte.

Sobald also Polen zu einem Wert geworden war, spürten die Agenturen aller Parteien die Beute, begriffen die Möglichkeit, daß derjenige, der den polnischen Trumpf in der Hand hätte, jeden zufriedenstellen könnte, der dafür zahlen würde.

Wie könnte man denn das Schicksal der Nation Tollköpfen überlassen? Das war doch etwas Unmögliches . . .!

Das war sozusagen die erste Losung, die man unserer Tätigkeit in den Weg legte. Als das polnische Gewicht von Hand zu Hand, von Papier zu Papier zu wandern begann, als zwischen den Heeresleitungen der verschiedenen Völker Pläne die Runde machten, welche mit dem Wert Polens zusammenhingen, als man in diesen Plänen von der Möglichkeit zu sprechen anfing, etwas mit Polen zu beginnen, von da an begnügten sich die Agenturen nicht mehr, uns zu beobachten, sondern traten uns im offenen Kampf entgegen.

Ich behaupte, daß einer Zusammenarbeit aller Agenturen nicht der gegenseitige Kampf der Mächte im Wege stand, deren Vertreter sie waren. Ich bin, meine Herrschaften, glücklicherweise im Besitz der verschiedensten Dokumente, welche noch nicht das Tageslicht erblickt haben und welche zwischen den verschiedenen Kommandostellen und Staaten hin und her gingen. Auf Grund dieser Urkunden behaupte ich, daß seit 1916 der Kaufpreis für Polen steigt und das Suchen nach dem entscheidenden Gewicht für die Waagschale des Sieges immer mehr die großen Staatsmänner und Feldherren in Anspruch nimmt, welche die Heere der kämpfenden Parteien führen.

Zu unserem Ruhm der Priorität gesellt sich der Ruhm des Märtyrertums; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Auffassung, die wir der Auffassung der Agenturen

entgegenstellten, unterlegen ist. In diesem Kampf mit der Agentur wurden wir geschlagen und feiern heute den zehnten Jahrestag von Szczypiorna, von Magdeburg und von all den anderen Gefängnissen und Abtritten der Welt, in die man uns sandte, um so das Leben der Legionen zu beenden.

Das sind jene Jahre, in denen die polnische Frage auf die eine oder andere Weise in den Vordergrund tritt, zum Gegenstand der Berechnung, einer mehr oder minder richtigen Kalkulation wird, was vorher nicht der Fall war.

Warum diese Berechnungen aufgestellt wurden, habe ich erklärt. In dem Zeitpunkt, da der Krieg in einen Zustand des Gleichgewichts kam, fand die Welt das kleine polnische Gewicht, nur drei oder vier Lot schwer — ich weiß nicht, wie hoch man es veranschlagte —, es sollte aber die Waagschale nach der einen oder der anderen Seite herabziehen. Damals stoßen wir auf die Welt der Agentur, die mit Volldampf gegen uns angeht und uns auf diese oder jene Weise mit ihrem Schmutz bespritzt.

Die Welt der Agenturen aber hat den Sieg davongetragen. Ihr Weg war einheitlich und einseitig, denn Polen gegenüber waren die verschiedenen Teilungsmächte oft einmütig. Wenn es schon notwendig wäre, daß aus Polen etwas gemacht würde, so sollte es zumindest möglichst wenig ernsthaft und bedeutend sein.

Meine Herren! Durch unser ganzes Legionenerlebnis tragen wir die Palme des Märtyrertums und den Lorbeer der Priorität; diesen gewannen wir in einer Zeit, da niemand an Polen denken wollte, die Palme des Märtyrertums aber wird uns erst dann zuteil, als die Welt an Polen zu denken beginnt, als Polen seinen Wert und seinen Preis erhält. Als der damalige Vertreter der Legionen wanderte ich in die deutschen Gefängnisse; aber viele von Euch kamen an we-

niger bequeme Orte; denn ich war immerhin ein General, dem man keine allzu großen Unannehmlichkeiten bereiten wollte, während Euch schlimmere Dinge erwarteten: Szczypiorna, Benjaminów und so weiter.

Mich hatte man nur vollständig von der Welt isoliert, damit ich auf niemand irgendwelchen Einfluß ausüben konnte. Inzwischen wuchs aber die polnische Frage in immer stärkerem Maße empor, sie entfaltete sich — ich will nicht sagen: durch uns Polen, denn wir machten keine Anstrengungen dazu, und in dem Meer von Blut, das damals die Welt überschwemmte, war das Bächlein polnischen Blutes nur verschwindend klein.

Meine Herrschaften! Es kommt das Ende 1917 und dann das ganze Jahr 1918. Jeder von Euch erinnert sich lebhaft daran, in wie raschen Sprüngen die Sache nun vorwärts geht, wieviel Papier Polens wegen in allen Kabinetten der kämpfenden Staaten beschrieben wurde; wie viele Pläne wurden zurechtgelegt, Polen so zu machen, daß es doch wieder nicht bestände, und wieviel Mühe gab man sich, um so zu handeln. Der Schriftwechsel darüber überschreitet das Ausmaß einer recht stattlichen Bibliothek.

Man schrieb also und versuchte es mit den verschiedenartigsten Mitteln. Polen wird Mode, es beginnt schon eine lästige Frage zu werden; denn man muß durchaus dazu Stellung nehmen und diese Stellungnahme durchaus vor der ganzen Welt deutlich begründen. Polen wird zu einer Tatsache, die im Kommen ist, wird zu etwas, das in der einen oder anderen Gestalt zur Wirklichkeit werden muß und ein Recht auf Leben hat.

Es ist sehr bequem, wenn diesem oder jenem Staat eine Agentur in seiner Arbeit behilflich ist.

Als ich im Jahre 1918 nach meiner Ankunft aus Magdeburg an die Arbeit für den polnischen Staat ging, als ich in derselben Uniform, in der ich hier spreche, Polen repräsentierte, da hatte ich in die Angelegenheiten der Welt einen etwas tieferen Einblick als vorher. Und ich kann Ihnen versichern, daß die Agenturen derjenigen Staaten, die um Polen feilschten und sich über Polen nach ihrem eigenen Gutdünken verständigten, eine weit stärkere und selbstbewußtere Stimme besaßen als alles, was nicht Agentur war.

Wenn in Zukunft die Geschichtsforschung zu den Geheimarchiven der einzelnen Staaten Zutritt haben wird — denn solche Zeiten kommen stets —, wenn man dann in die Akten eines jeden dieser Agenten Einblick haben wird, deren Preis vom Eifer und vom Erfolg ihrer Dienste abhängt, so werden Sie in diesen Registern die Namen vieler von Ihren Bekannten finden. Ich spreche darüber als ein Mensch, der einen Staat zu regieren hat, als jemand, der weiß, was ein Preis ist und was man für solche Dinge bezahlt.

Als die Legionäre also durch den brutalen Sieg des Gefängnisses als Faktor ausgeschaltet wurden, geriet die ganze polnische Frage in die Hände einer Agentur, welche zwar aus Polen bestand, aber zugunsten anderer Staaten arbeitete, bisweilen sogar zugunsten mehrerer Staaten zugleich, denn so etwas begann gegen Ende des Krieges Mode zu werden. Ein Agent, der zugunsten mehrerer Staaten tätig zu sein vermochte, wurde sogar besonders geschätzt. Sogar jetzt gibt es noch solche Agenten, über die ich nur lachen kann. Denn die Welt ist schon zu der Überzeugung gelangt, daß solche Agenten nichts wert sind.

Inzwischen hatte aber der Krieg dazu geführt, daß man auf der Jagd und der Suche nach Mitteln, den gegnerischen

Staat zu schwächen, den Agenten wahnwitzige Summen zahlte und dadurch Menschenblut sparte. Man erstrebte die innere Zersetzung des Gegners. Die bezahlten Agenturen gewinnen an Bedeutung, denn sie treffen die empfindlichsten Stellen der kämpfenden Staaten. Man warf riesige Summen hinaus, um Menschen zu bestechen, irgendwelche Journalisten, irgendwelche Herren, die ihrem eigenen Vaterland schaden konnten.

Meine Herrschaften! In dem wilden Chaos, in das ich nach meiner Rückkehr aus Magdeburg geriet, im Durcheinander der Urteile, Gedanken, Meinungen, Gruppierungen waren die Gegensätze so groß, so gewaltig, daß ich es als eines der Wunder einer großen Begabung betrachten muß, daß es mir möglich war, den Staat aus diesem Chaos auf einen bestimmten Weg zu bringen. Wir beklagen uns gegenwärtig über die große Zahl der Parteien. Was soll man da erst von jenen Zeiten sagen, als eine Partei aus vier oder fünf Leuten bestand, die sich in irgendeinem Lokal trafen!? Das Chaos der Worte war so ungeheuer, daß ich wahrhaftig wahnsinnig geworden wäre, nachdem ich täglich etwa fünfzig Menschen angehört hatte, wenn mein Kopf nicht so viel Widerstandskraft besäße; alle waren von ihrem Wert überzeugt, trauten sich zwar keine Kraft zu, verlangten aber, daß man ihre Rezepte zur Rettung Polens anhörte, obwohl sie selber ihrer keineswegs sicher waren und leicht jedes Wort wieder zurücknahmen; um so verbissener bekämpften sie dafür ihre Nachbarn. Ich weiß, daß manche unter Ihnen, meine Herren, es mir nachtragen, daß ich mich bei der letzten Tagung zu wenig mit ihnen beschäftigte. Bedenken Sie aber die Lage eines Mannes, der 1918 durchlebt hat, der damals täglich an zwanzig Stunden mit Menschen sprechen mußte, mit einem, mit zweien, mit

zehn, ohne die Möglichkeit zu haben, den einen mit dem andern zu versöhnen, ohne die Möglichkeit, einen zur Zusammenarbeit neben den anderen zu stellen.

Es waren Leute, die ihre Mitarbeiter so leicht verdammten, ihnen das Recht auf Ehre und guten Glauben absprachen, durch ihre Streitsucht so leichthin jede Arbeit unmöglich machten . . .! Man braucht nur das Ende 1918 miterlebt zu haben, um vor einem Gespräch mit Polen einen Abscheu zu bekommen. Ich zähle es zu den Wundern meiner Tätigkeit, daß ich aus diesem wilden Chaos einen Weg zu finden vermochte und Polen als Staat die ersten Schritte ermöglichte.

Meine Arbeit aus jenen Zeiten beruhte auf dem Bestreben, irgendwelche Beratungen mit Polen zu einem Ende zu bringen. Es war eine ermüdende Arbeit. Die Gespräche mit zehn Polen zugleich nahmen mir jede Lust: zuerst brachte man unerhörte Beweisgründe vor, um sie dann sogleich wieder zu vergessen, um am nächsten Tage etwas ganz anderes zu sagen; man machte wunderbare Gedanken ausfindig, um mich davon zu überzeugen, daß der Nachbar gehenkt werden müßte. Ich mußte damals nach der Erkenntnis suchen, daß unser Helden- und Märtyrertum aus der Legionenzeit deshalb vereinsamt bleiben mußte, weil man von einem Durchschnittsmenschen zu viel um eines solchen Heldentums willen hätte fordern müssen; nun aber, da Polen ein Staat war, würde es Märtyrertum und Heldentum belohnen, auf die Wunden ein linderndes Pflaster legen und ähnlich wie andere Staaten seine Helden für ihr Heldentum mit Lorbeer bekränzen und als Vorbilder in die vorderste Reihe stellen. Ich glaubte, mit der materiellen Wiedergeburt Polens würde auch seine Seele ihre Wiedergeburt erleben, sich von der eigenen Feigheit befreien und des Dienstes für

die Fremden entledigen, der für einen Polen die sicherste Tätigkeit bedeutete.

Als der Krieg zu Ende ging und Polen zugleich mit Kriegsschluß geboren wurde, da suchte die ganze Welt den Frieden für sich auszunutzen; wir aber mußten noch zwei Jahre länger Krieg führen, so daß es in Polen mehr als sechs Jahre Krieg gab. In dieser Zeit hielt ich aufmerksam Umschau und suchte ununterbrochen nach einer Bestätigung oder aber nach einer Entkräftung der Wahrnehmung, der ich bisher, d. h. bis zum Jahre 1918, begegnet war: das polnische Volk sei innerlich schwach und ringe sich nur mühsam von selbst zu einer kraftvollen, starken Erkenntnis durch; es diene leicht fremden Herren, weil es gar keinen Widerwillen empfinde, anstatt sich selber anderen zu dienen; es sei also weniger wert als andere Völker, bei denen ich diesen Zustand nicht fand.

Meine Erlebnisse als Staatschef unterscheiden sich schon in vieler Hinsicht von meinen Erlebnissen als Legionär. Zweifellos fanden die Legionäre, welche den Ruhm der Priorität, die Auszeichnung des Märtyrertums trugen, sehr leicht viele Kameraden, Gefährten und Mitarbeiter; da ihre Zahl nicht groß war, so begannen sie in der Masse unterzutauchen, die — was ich erwartet hatte — mit dem Wachsen des polnischen Staates immer größer wurde. In meinen Arbeiten und Überlegungen als Staatschef und Oberbefehlshaber fand ich oft ein Gefühl der Erleichterung, wenn ich über die Kräfte des Staates im Verhältnis zu den Aufgaben des Krieges nachdachte, im Verhältnis zu den Aufgaben, den Sieg zu erringen. Wenn ich aber hier das Problem der Dienstbarkeit Fremden gegenüber berühre, so muß ich sagen, dieses Problem ist nicht kleiner geworden.

Niemals werde ich meine Eindrücke als Staatschef ver-

gessen, wie unsere Nationalhymne, unsere Nationalflagge als Aschenbrödel behandelt und zugunsten fremder Flaggen und Hymnen in die Ecke gedrängt wurde. Ich sah ständige und gleichbleibend hartnäckige Bemühungen, die darauf abzielten, daß die fremden bezahlten Agenturen im polnischen Staat möglichst obenauf blieben. Sie begleiteten mich, den Staatschef, auf Schritt und Tritt und suchten nach Mitteln, um in Polen mehrere Regierungen zu bilden: außer der Regierung, die neben mir stand, auch Regierungen der Agenturen, die hinter meinem Rücken waren. Ich sah das Lächeln der bei mir beglaubigten Vertreter fremder Staaten, die mir ins Gesicht sagen durften, meine Absichten könnten durch polnische Agenten vernichtet werden. Ich sah das, meine Herrschaften, und lief häufig mit meinen Absichten bis ins entlegenste Zimmer, um sie nicht den Fremden zum Zerstören zu überlassen. Niemals war ich sicher, ob ein von mir geschriebener Befehl nicht vielleicht eher in den Kanzleien der fremden Staaten als von meinen Untergebenen gelesen würde. Ich war auch niemals sicher, ob nicht dieser oder jener meiner politischen Absichten durch die Agenturen der fremden Staaten sofort mit solcher Kraft und Sicherheit entgegengewirkt werden würde, daß ich auf sie verzichten müßte.

Während wir uns also, meine Herren, hinsichtlich der Sentimentalität, Schwäche und Rührseligkeit, die uns Legionäre einst begleitete, bedeutend gebessert haben, so haben wir hinsichtlich der Macht der fremden Agenturen, die auf Schritt und Tritt neben unserem Staat einhergingen, durchaus keine Fortschritte gemacht. Ich sage das ganz offen, denn es ist meine Erkenntnis als Staatschef und Oberbefehlshaber, eine Erkenntnis, die ich furchtlos der Geschichte überlasse, da ich sie bis auf den Grund durch-

forscht und schmerzlicher als alle anderen empfunden habe.

Ich kann Ihnen versichern, daß der Aufbau meiner Berechnungen stets an nichts anderem scheiterte als an den fremden Agenturen, die vom Ausland bezahlt wurden, um Polen zu schaden, damit es nicht zu stark würde, damit es nicht seine ganze Kraft aufwenden könnte, die es im gegebenen Augenblick zu besitzen vermochte. Ich habe manchmal daran gedacht, daß kein einziger Staat in seinem Dasein eine so abscheuliche Tatsache aufzuweisen hatte; und wenn ich nach geschichtlichen Vergleichen suchte, so stieß ich immer wieder auf die Zeiten von Polens Untergang, als sich die Leute nur dadurch voneinander unterschieden, von wem sie ihre Gelder bezogen: von Polens Schirmherrin Katharina II. oder von Polens Freund Friedrich dem Großen oder von der dritten Konkurrentin: Maria Theresia.

Ich erinnere mich an eine Tatsache, die mir lebhaft vor Augen stand, als ich das riesige Schloß betrachtete, welches der Fürst Sułkowski errichtet hatte, einer der gebildetsten und besterzogenen polnischen Magnaten. Er war in der Lage, aus eigenen Mitteln einen solchen Riesenpalast von 250 Zimmern zu erbauen, der also an Größe den Vatikan erreicht. Dieser Magnat wollte sein Vermögen der Edukations-Kommission hinterlassen, war also um die Förderung der Kultur in Polen besorgt. Und andererseits stelle ich die Tatsache fest, daß der gleiche Fürst Sułkowski mit 150 Dukaten jährlich auf der Liste der Gehaltsempfänger Katharinas II. genannt wird — ein Mann, der es sich leisten konnte, diese Summe täglich im Kartenspiel zu verlieren. Man muß also annehmen, er fühlte sich verpflichtet, von der Kaiserin als ihr Diener und ihr untertäniger Verehrer

ein Gehalt anzunehmen. Ich muß gestehen, dieses Bild hat mich ständig verfolgt, als ich Staatschef und Oberbefehlshaber war.

Bisweilen erinnere ich mich an die Zeit aus den Anfängen der Legionen: da wollten wir in unserer abgerissenen Kleidung nur für Polen allein unser Blut vergießen und konnten dafür bestenfalls als Verrückte angesehen werden, die sowohl ihren Verstand wie ihre Ehre verloren hätten. Ich erinnere mich an jene Zeit der Legionen, da die fremden Agenturen stärker als alle polnischen Auffassungen waren, als man den Dienst für die fremden Herren als Beweis für Staatsräson und polnische staatsmännische Klugheit hinstellte.

Wir Legionäre haben geschichtliche Erlebnisse voller Heldentum hinter uns. Als wir damals auszogen, um nur für Polen unser Blut zu vergießen, wurden wir von den Agenturen aller drei Teilungsmächte sofort mit Schmutz bespritzt, damit unser Heldentum so häßlich und widerwärtig wie nur möglich aussähe, damit unser Blut, mit dem wir sparsam sein mußten, nicht zu reichlich flösse, nicht zu sichtbar, nicht zu bedeutend wäre, denn das hätte den Interessen all der drei Mächte zuwiderlaufen können. Alles das konnte nur geschehen, weil wir vom ersten Augenblick unseres Daseins an außer den Agenturen neben uns auch die Kraftlosigkeit unseres Vaterlandes ringsum fanden.

Durch die zwei Jahre unserer Tätigkeit ziehen sich diese Erscheinungen auf Schritt und Tritt neben uns hin. In den folgenden beiden Jahren suchen die Staaten, vom Kriege erschöpft, nach einem Gewicht, damit sie es in die Waagschale der Ereignisse werfen und so die Waage aus dem Zustand des Gleichgewichts nach der einen oder anderen Richtung zum Ausschlag bringen könnten. Dabei stieß man

auf die polnische Frage, und sofort machen sich die Agenturen überall daran, uns und unsere Arbeit zu überwinden. Im Jahre 1917 tragen sie den Sieg davon, bringen uns unwiderruflich zum Erliegen, werfen uns in Gefängnisse und machen uns zu Märtyrern. Als Polen sein Dasein anfängt, beginnt auch eine Besserung der Verhältnisse. Wir Legionäre sind durchaus nicht die einzigen Polen, die ihr Blut offen für die polnische Sache vergossen haben. Uns folgen viele Menschen, so daß wir in der Masse schwimmen und nicht in Anspruch nehmen können, all das Blut zu vertreten, das von Polen auf den Schlachtfeldern und in wahnwitzigen Anstrengungen vergossen wurde.

Den Sieg über die Agenturen haben wir jedoch durchaus nicht davongetragen. Wie ein Fluch begleiten sie uns weiter, Schritt für Schritt.

Meine Herren, ich habe mit Absicht diesen Tatbestand zum Gegenstand meiner Rede gewählt, eigentlich nur deshalb, um das Tüpfelchen auf das i zu setzen, damit nicht behauptet werden kann, wir müßten auf das Vorhandensein der Agenturen Rücksicht nehmen. Polen erwartet vielleicht schwere Erlebnisse. Wenn es aber zu einer Krise kommt — das wiederhole ich —, so nehmt Euch vor den Agenturen in acht! Geht Euren Weg, indem Ihr nur Polen dient, nur Polen liebt, und hasset diejenigen, die Fremden dienen!

# Ansprache auf der Legionärstagung in Wilno

## 12. August 1928

*Die Rede, welche Piłsudski auf der Legionärstagung in Wilno am 12. August 1928 hielt, war die letzte öffentliche Ansprache des Marschalls aus einem solchen Anlaß; an den späteren Tagungen hat er nicht mehr persönlich teilgenommen. Hier gab er noch einmal ein Bild der innigen gefühlsmäßigen Verbundenheit, die sich zwischen ihm und seinen Legionären, zwischen dem Heerführer und seinem Volk herausgebildet hatte.*

Geehrte Damen und liebe Kameraden!

Wenn ich in Wilno zu sprechen habe, so sollen in meiner Rede weder Mißklänge noch Bitterkeit mitschwingen. Hier bin ich als kleiner Junge in den Straßen herumgelaufen. Hier bin ich in die Schule gegangen, hier bin ich mit dem städtischen Leben in Berührung gekommen. Hier habe ich Anhänglichkeit, Denken und Liebe gelernt. Wenn ich also in Wilno spreche, so suche ich weder Bitterkeit noch Mißklänge.

Als ich über das Thema meiner Rede nachdachte, hielt ich nach gewöhnlichen, ganz alltäglichen Stoffen Ausschau. Ich fand einen, der vielleicht unbeholfen sein mag, doch will ich über ihn sprechen: über ein philologisches Thema, zumal ich hier eine humanistische Schule besucht habe. In der Philologie war ich niemals stark; im Gegenteil fühlte ich eine recht große Abneigung gegen das Studium von Sprachen; doch habe ich im Laufe meines Lebens soviel Zeit in verschiedenen Gefängnissen verlebt, so viele Jahre

meines Lebens in Einsamkeit zugebracht, daß ich eine Neigung fühlte, über die Worte nachzusinnen und über die Begriffe, die sie bezeichnen. Ich will über ein Wort sprechen, so wie ich häufig in meiner Einsamkeit über dieses Wort nachgedacht habe. Dieses Wort lautet in der polnischen Sprache „miły". Es läßt sich kaum in eine andere Sprache übersetzen. Als ich in anderen Sprachen nach einem sinngemäßen Ausdruck suchte, konnte ich nirgends etwas Gleichwertiges finden. Das Wort „miły („lieb") läßt sich auch nicht leicht durch ein Synonym bezeichnen. Nehmen wir ein ihm begrifflich nahestehendes Wort wie „schön" oder „hübsch", so kann „lieb" zuweilen ein Gegensatz dessen sein, was „schön" oder „hübsch" ist. Wir sprechen von einem „lieben Gesichtsausdruck" oder von einem „lieben Lächeln", wir sagen auch „liebe Erinnerungen". Der Begriff der Schönheit ist in allen diesen Bezeichnungen nicht enthalten. Eine liebe Sache ist nicht schön. Ein anderer Sinn beherrscht dabei die Seele. Ein anderer Gedanke wirkt anziehend. „Lieb" ist — wenn man richtig darüber nachdenkt — etwas, das lieb ist, und damit ist alles gesagt. Wir finden keine sinngemäße Bezeichnung, die diesem Wort entspräche und es einigermaßen erklärte. Darin liegt sein Zauber und seine Wirkung. Ein Zauber und eine Wirkung, die stärker sind als die Macht und schöner als die Schönheit, die uns einen Augenblick verschaffen mag, der anzieht und die Seele fesselt, so daß man den Himmel auf Erden zu haben meint. Wenn ich nun weiter über den Begriff „lieb" nachdenke, so meine ich, es ist am leichtesten, ihn sich zu erklären, wenn man liebe Erlebnisse ins Gedächtnis zurückruft, wenn man das Wort „lieb" durch das zu erklären versucht, was allen Menschen lieb ist, was von demjenigen Kunde gibt, das ihnen lieb ist.

Das erste, was ich da herausgreife, sind die Rechte der Mutter. Wieviel Kinder versuchte ich zu überzeugen, daß ihre Mutter häßlich sei. Und wenn sie auch nicht hübsch war, so setzte sich jedes Kind hartnäckig dagegen zur Wehr. Ich habe nie ein Kind getroffen, das festgestellt hätte, seine Mutter sei häßlich; und wenn es auch das Wort „schön" nicht über die Lippen zu bringen vermochte, so stimmte es doch sofort mit mir darin überein, die Mutter sei „lieb". Der Mutter Schoß, die mütterlichen Liebkosungen, die Zärtlichkeiten des Kindes, die das Mutterherz erfüllt und ausströmt; wenn das Kind ängstlich erwacht, sieht es beim ersten Blick die Mutter, die sich über sein Bettchen beugt, um es liebkosend zu besänftigen und zu beruhigen. Wenn das Kind schluchzt, so ist es die Mutter, die zu ihm spricht, um es einzulullen, an sich zu ziehen und das Schluchzen an der Mutterbrust ersterben zu lassen. Wie viele Erinnerungen gibt es da! Wenn ich von den Müttern spreche, wie viele liebe Erinnerungen und liebe Erlebnisse vereinigen sich zu dem, was mütterlich und lieb ist.

Ich wende mich einem anderen Erlebnis zu, das uns so bedrückt, wenn wir Kinder sind. Wir alle haben Zeiten durchgemacht, in denen wir uns innerlich gebrochen fühlten, in denen die Brust schwer atmete, und wenn uns der Morgen zum Leben weckte, ließ er uns mit dem Gefühl einer schweren Last wach werden. Ein jeder hat das erlebt. Wenn aber dann in der schweren Wirklichkeit des Lebens, in den harten Tatsachen der Erfahrung, die Zärtlichkeit den Kummer überwindet, die Brust wieder befreit aufatmen läßt und die Falten aus der Stirn streicht, wenn dem Menschen Hilfe zuteil wird, so daß er sich nicht mehr wie ein elender, lebensunfähiger Fetzen vorkommt, dann wer-

den diese Erlebnisse gleichfalls lieb und prägen sich unvergeßlich dem Gedächtnis ein.

Noch einen, vielleicht den deutlichsten Beweis für den Begriff „lieb" will ich anführen: das ist das Kind selbst. Über unseren Häuptern dräut die Zeit, über unserer Seele saust die Peitsche des Lebens, und der Mensch muß mühsam mit sich selber ringen, um durchzuhalten — und dann ist es eine Kinderhand, die Hand eines schwachen Kindes, das noch nicht denken kann, aber wundersam lächelt und uns mit seidenweichen Händchen liebkost, die Falten aus der Stirn streicht und die Sorgen überwinden läßt. Gerade die Hilflosigkeit des Kindes ist seine Stärke. Die unbeholfene Zunge, die ungeschickten Gliedmaßen, die sich noch ungelenk bewegen, das Kartoffelnäschen, die kahle Stirn — darin liegt weder Schönheit noch Kraft. Seht nur einmal, das schwache Kindchen, das kaum ein Wort aussprechen kann, aber zu Hause wird das schwache Wort wiederholt, wird die Sprache des Kindes zur Sprache der Erwachsenen. Das Kind formt neue Worte, die den Menschen eine ganze Zeit hindurch in Erinnerung bleiben. Hilflosigkeit verbunden mit Stärke, Häßlichkeit mit Schönheit — das ist „lieb". Es ist ein Wunder, ein Zauber, der Herzen bezwingt, an sich fesselt und stärkste Anziehungskraft besitzt.

Wenn auch Sie, meine Herren, nicht alle so mit Kindern umgehen wie ich, so erlebt doch die Hälfte der Menschheit, die Mütter, die stets Kinder um sich haben, dieses „liebe" so stark und so unverlierbar, daß sie die Erinnerung daran bis ans Grab behalten.

Als ich, meine Herren, über das Wort „lieb" und über alle jene Gefühle nachdachte, die durch Anmut und Zauber das Herz gewinnen, so vermutete ich stets, wenn der

Mensch dem Grabe zuschreitet, so flicht er aus all seinen Erinnerungen, seinen lieben Erlebnissen ein Kissen, so daß alles Liebe seinem müden Kopf davon zuflüstert, woran er sich gerne erinnert. In alledem finden wir eine große Wahrheit: Die Kraft der Zärtlichkeit, die mit ihren Liebkosungen die Runzeln glättet, verleiht neue Jugend und schafft so starke, so dauerhafte Erlebnisse, daß alles andere daneben ausgelöscht wird. Mit seinen „lieben" Erlebnissen aber geht der Mensch ins Grab.

Liebe Kameraden, wenn ich an alle unsere Tagungen denke, die ich gesehen und miterlebt habe, und sie miteinander zu vergleichen suche, so gelange ich stets zu einer für uns wichtigen Erkenntnis: daß nämlich unsere Zusammenkünfte mehr kindlicher Art sind, auch wenn die Kameraden und Kameradinnen nicht die Geschicklichkeit ihrer Füße erproben und keine neckischen, mehr oder minder geschickten Sprünge machen, wenn sie Erwachsene spielen und nicht Kinder. Wenn Sie, meine Herren, zusammenkommen, so benehmen Sie sich am häufigsten wie Kinder. Wenn Sie in irgendeiner Stadt sich einfinden, so bersten schier die Mauern von Ihrem Rufen und Lärmen. Sie bringen einen Feiertag mit und zwingen ihn den anderen auf, weil Sie ihn in der Seele tragen, wenn Sie zusammenkommen. Unwillkürlich begrüßt man einander mit Händedruck und Umarmung. Auch wer dem anderen nicht freundlich gesinnt ist, vergißt seine Abneigung. Und die Stadt, die Ihr mit Eurer Tagung beehrt, muß Feiertag machen, denn Ihr zwingt sie zum Feiern. Die Nacht wird zum Tage. Der Tag hallt wider von Freudenrufen und Lärm. Den Ernst des Lebens findet man anderswo, aber nicht auf unseren Zusammenkünften. Als ich darüber nachdachte, warum unsere Tagungen so wenig anderen ähneln,

warum in ihnen soviel Aufrichtigkeit, soviel Jugendfrische und Kindlichkeit liegt, da mußte ich lange suchen und forschen, denn ich wollte meinen Gefühlen nicht erlauben, sich von persönlichen Eindrücken und Urteilen hinreißen zu lassen.

Meine Herren! Wenn Gottes Finger die Erde berührt, neigen hundertjährige Eichen den Wipfel zur Erde, und wenn Donner und Blitz über die Erde dahinziehen, verbergen sich Vögel und Menschen in ihren Verstecken und Behausungen. Wenn Gottes Finger die Erde berührt, wenn ein so großer Krieg, wie wir ihn erlebt haben, tobt, so stöhnt die Erde und ruft, und irgendwo im Himmel droben werden die Urteile geschrieben: den einen bringen sie Untergang, den anderen Wiedergeburt. Und wenn so große Zeiten kommen, daß sie die Welt verwandeln, so sind diese Zeiten nicht für die Ausmaße der Feiglinge und Lumpen gemacht. Irgendeinmal muß die Zeit der Wiedergeburt anbrechen.

Meine Herren! Als wir einst ins Feld zogen, als wir noch ein kleines Häuflein waren, da unterschieden wir uns von allen Soldaten ringsumher und hoben uns nur dadurch heraus, daß in unserer Brust das brausende Lied der Wiedergeburt unserer Heimat widerhallte. Und wenn Ihr Euch jetzt, nach so vielen Jahren, wieder zusammenfindet, so fühlt Ihr es noch heute, jenes Lied der Wiedergeburt, das einst Eure Brust erfüllte. Denn Wiedergeburt und Frühling sind dasselbe; wenn der Frühling über die Erde wandert, ergrünen die dürren Zweige, die trockenen Weiden blühen wieder, und jedes Tier, jeder Mensch fühlt, wie seine Brust sich weitet. Wenn das Schlagen der Nachtigall und das Brüllen des Tigers mit der Macht des Frühlings wieder über die Erde hintönt, wenn die Wiedergeburt ihren

Einzug hält, dann läßt das Lied der Liebe alle Fibern der Seele, alle Fasern des Körpers anders pulsen, in einer anderen Melodie schwingen. Als wir einst auf unserer Heimaterde kämpfend dahinzogen, als in unserem Lande Trauer und Kampf herrschte, da gingen wir in den Kampf wie zum Tanz, wie auf den Tanzboden. Wir waren auf dem Wege zur sicheren Wiedergeburt, wir glaubten an sie und dachten an nichts anderes. Die meisten von Ihnen, meine Herren, waren damals jung, hatten noch kein Fett an verschiedenen Körperteilen, keine grauen Haare an den Schläfen und stürmten mit jugendlicher Seele vorwärts. Wenn ich jetzt an Euch denke und alle Eure Taten und Erlebnisse überblicke, so muß ich immer an den Vers von Słowacki denken, der lautet: „Er hatte eine Jugend, voller Schönheit und Unruhe. Nur die Jugend kann man schön nennen, welche die noch unbewehrte Brust stürmisch durchbraust, welche die Nerven im Menschen nicht erschlaffen läßt, sondern wie die Saiten einer Harfe spannt, bis die Brust vor Begeisterung zerspringt. In seiner ganzen Jugend hat der Legionär für drei Menschen Überschwang empfunden, und darum lebte er dreifach!"

Selbstverständlich habe ich Słowacki hier etwas abändern müssen, denn Słowacki kannte die Legionäre nicht.

Wenn ich in Wilno spreche, wünsche ich keine Mißklänge, beschwöre keine Bitterkeiten herauf und rufe mir nur die Erlebnisse in Erinnerung, die ich mit Euch gemeinsam hatte, von denen ich einen ganzen Strauß in meinen Gedanken bewahre. Und ich forsche nicht nach, sondern denke einfach an das, was mir lieb ist, erinnere mich an das, was mir wie eine Zärtlichkeit war.

Mehrmals haben wir den Frühling zusammen erlebt; besonders lebhaft erinnere ich mich des Frühjahrs, das die

schwere Schlacht bei Kostiuchnówka abschloß. Der Frühling zog ins Land, der polnische Frühling. Ich war damals in einer für mich erbauten und mir überlassenen großen Baracke einquartiert. Ich nenne sie Baracke, denn ihr Dach war aus Pappe und Stroh, und das ganze Häuschen war aus Brettern zusammengeschlagen. Als Luxus hatte man sogar Fensterscheiben eingesetzt, und ein paar davon waren auch in meinem Zimmer. Alle Fenster standen offen, und durch sie drang der Frühling herein, der polnische Frühling, der irgendwie anders ist als jeder andere Frühling auf der Welt. Betäubend stark mischte sich der Kiefernduft mit dem berauschenden Duft der Sümpfe. Die mit grauem Moos bewachsenen Sümpfe Polesiens blühten und strahlten den Frühling aus. Verträumt und versonnen rauschte der Wald und strömte seine harzige Wärme, seinen würzigen Duft aus. Irgendwo lockten die Erpel sehnsüchtig ihre Enten. Von der Piłsudski-Stellung hallten Schüsse herüber, brachen in die duftenden Frühlingswälder ein und übertönten sie. Darin lag etwas Unausweichliches, das mich an den Tod gemahnte.

Der Frühling überkam mich, wie er alle Menschen übermannt. Ich erinnerte mich an alle jene Frühlingstage, die ich erlebt hatte, einen nach dem anderen. Der Frühling drang mir in alle Nerven, dieser zauberhafte Mai mit seiner neuen Wärme und all dem neuen Leben, zu dem er die Natur erweckt. Fernher hallten Stimmengewirr und fröhliche Rufe durch das Fenster wider; sie kamen von meinem Stabe her, der sich zum abendlichen Plauderstündchen zusammengefunden hatte. Ich war allein im Zimmer und ging meiner Gewohnheit gemäß rastlos in der Stube auf und ab. Mit meinen Schritten durchmaß ich immer wieder die Hütte, Augenblick um Augenblick, Minute um Minute,

Stunde um Stunde. Ich vergaß meiner selbst, wie das im Frühling oft kommt; die Brust wollte tief aufatmen, im Freien tiefer den Frühling des Lebens spüren. Ich trat hinaus. Silbern breitete der Mond im Walde seine lustigen und ernsten Schatten aus. Ich schaute umher und vernahm plötzlich das Schluchzen eines Menschen. Ich blickte nach dieser Richtung. Der Mond glitzerte auf dem Gewehr meines Wachtpostens, der Wache am Kommandantenquartier, die auf ihrem Posten stand. Ich schaute näher hin: ein Feldgrauer lehnte zusammengeduckt am Zaun und weinte. Ein Gefühl der Scham überkam mich. Ich trat auf ihn zu, um ihn zu fragen, warum er weinte, vielleicht würde ich ihm helfen können? Ein lieber Junge, lehnte er mit der Brust gegen den Zaun, die Hand auf das Gewehr gestützt, und schluchzte. Ich hob seinen Kopf hoch und sah — das Kindergesicht eines jungen Burschen; er stand auf Wache und weinte wie ein kleines Kind. Die Tränen rannen ihm über die Backen wie bei einem Jungen. Ein Knabengesicht und daneben ein Gewehr. Seiner Brust aber entrang sich ein Schluchzen wie das eines reifen Mannes. Ich streichelte ihm das Gesicht und fragte: „Junge, was hast du?“ Ich dachte, vielleicht ist ihm jemand aus der Familie gestorben, vielleicht weint der Arme über den Verlust einer untreuen Geliebten. „Vielleicht brauchst du Urlaub? Ich gebe dir Urlaub.“ Er preßte sein Gesicht gegen meine Hand und schluchzte nur noch stärker. Ich beruhigte ihn, so gut ich es konnte. „Kommandant“, heulte der Junge, „ich kann es nicht mehr länger mit ansehen, wie sich der Kommandant abquält und ich ihm gar nicht helfen kann.“ Und dann begann er Unsinn zu schwatzen, wirres Zeug zu reden, wie er sich beim Kommandanten einschleichen wollte, um ihm all seine Schokolade zu Füßen zu legen, denn der Kom-

mandant ißt sie so gern. Einfach kindliches Soldatengeschwätz — ich konnte ihn nicht einmal trösten. Was sollte man mit einem solchen Kerlchen machen, das auf Wache steht und weint, sich auf sein Gewehr stützt und über die Qual des Kommandanten heult? Das ihm ein Opfer bringen möchte, den Mann beschenken will, der sich für sie alle abquält. Der Junge war mir unbekannt, ich hatte niemals vorher sein Gesicht gesehen, als kleiner Kerl stand er wohl immer in den hinteren Reihen — stets stellten sich die langen Lümmel vorne auf. Er liebkoste den Führer, indem er über seine Qual Tränen vergoß.

Ich gehe zu einer anderen Erinnerung über. Ich entsinne mich meines Namenstages in Lemberg. Es war im Jahre 1916, nach einer schweren Krankheit, die ich mir in Polesien zugezogen hatte. Im Theater wurde ein großes Fest gefeiert — wie gewöhnlich gab es Tänze, Lieder, Beifall, Hochrufe: Es lebe Piłsudski!

Dann kamen etwas andere Zeiten. In Österreich wurde ich auf das Stadtkommando zum Mittagessen eingeladen. Bei diesem Essen setzte man aus Höflichkeit polnisch sprechende Offiziere zu mir, sie sollten sich mit mir polnisch unterhalten. Beim schwarzen Kaffee plauderten wir. Ein Major erzählte mir einen Vorfall, den er mit Soldaten der Ersten Brigade erlebt hatte. Er berichtete: „Ich gehe auf der Straße und sehe Soldaten zur unerlaubten Stunde mir entgegenkommen, denn es war etwa Mitternacht. Es sind Legionäre; beide schwankten etwas und stießen mich im Vorübergehen auch noch an. Nun, wissen Sie, Herr Brigadier, das ist doch etwas ganz Unzulässiges. Ich hielt sie energisch an. Sie schauten mich an, erwiesen aber keine Ehrenbezeugung. Ich fragte sie: was für Soldaten seid Ihr? ‚Wir sind von der Ersten Brigade.' ‚Gut, aber Ihr benehmt

Euch, als ob Ihr gar keine Soldaten wäret', sagte ich. Ich wollte sie bestrafen. Aber es war mit ihnen einfach nichts anzufangen. ‚Wir sind von der Ersten Brigade', sagten sie, ‚aber waren Sie an der Front?'" — Den armen Major überlief es kalt. Einer der beiden griff in die Tasche, wühlte lange darin herum und holte schließlich aus der Tiefe den Orden Virtuti Militari heraus, aber den österreichischen, der nur den gleichen Namen hatte. „Da hast du ihn!" sagte er. Nach einer Weile holte er aus einer anderen Tasche einen preußischen Orden: „Da hast du ihn! Genügt das?" Und auf seinen Kameraden weisend, fügte er hinzu: „Der hat dieselben. Komm!" Sie drehten sich um und gingen weiter. Die fremden Orden in der Hosentasche, auf der Brust aber die stolzen Abzeichen mit meinen Buchstaben — das ist meine Brigade.

Auch das ist eine Liebkosung, eine zärtliche Tat, die einen stolz machen kann; ohne vor dem Tod auch nur zu blinzeln, kann sie einen streicheln und bezaubern. Ich bin selber stolz, und ich verstand, das großzuziehen und an meinen Soldaten zu arbeiten, daß sie auch in dem Vaterland, das keinen Stolz kannte, stolz zu sein vermochten. Auch diese Erinnerung ist für mich stets eine Liebkosung: die Lemberger „Batjaren"*), welche die fremden Orden in der Tasche tragen!

Und noch eine Erinnerung. In jenen Zeiten bekam die Brigade ihren Staat und ihr Kommandant das Amt des Staatschefs. In der gleichen Uniform, in der ich unter anderen Menschen umherging, vertrat ich den polnischen Staat und empfing die Gesandten aus der ganzen Welt. Ich war Staatsoberhaupt und erinnere mich lebhaft an die ko-

*) Bezeichnung für Lemberger Straßenjungen.

mische Bezeichnung, die einer der aus Rußland gekommenen Generäle zum besten gab, während er mich ansah: „Etwas Kościuszko und etwas der Korse." Das war eine recht komische Zeit, meine Herren, als man die Nationalhymne fremder Staaten viel eifriger sang als die polnische. Das war die Zeit, da Polen als ein armes Aschenbrödel galt . . . Damals fand in Warschau irgendein Soldatenfest statt, ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, was für eines es war und wann. Ich war zu dem Fest gekommen. Man feierte es auf Warschauer Art mit Liedern, Musik, Vorträgen und anderen künstlerischen Darbietungen. Ich saß auf dem Ehrenplatz und hörte zu; langweilte mich ziemlich und wartete mit Sehnsucht auf die Pause. Endlich war sie da. Ich stand auf, um mir die Räume anzusehen. Während ich diesen Rundgang machte, verirrte ich mich in den Erfrischungsraum. Da waren viele Menschen. Ich sah mich um und trat ans Büfett. Einige Unteroffiziere sprangen auf mich zu. „Aus welchem Regiment, Kamerad?" — „Aus dem fünften." — „Da Herr Kommandant zu uns gekommen sind, so bewirten wir Sie. Schnaps her! Wir bezahlen! Der Herr Kommandant bezahlt nichts! . . ."

Und rings umher sahen die Militärattachés der fremden Mächte mit Entsetzen auf diese Verbrüderung des Oberbefehlshabers mit seinen Unteroffizieren. Auf den Schnaps folgte ein Likör und auf den Likör ein Schnaps. Ich vertrage recht viel und kann sogar einen Unteroffizier unter den Tisch trinken. Ich holte mein Zigarettenetui hervor, das ich soeben erst von den Offizieren des Belvedere zum Geschenk erhalten hatte. „Ho, ho, ho, was für ein feines Zigarettenetui sich der Kommandant ‚besorgt' hat! Wissen Sie, Herr Kommandant, daß Sie mir eine Zigarette schuldig sind?" — „Ich begleiche die Schuld." Er nahm die

Zigarette, besah sie, beroch sie: „Die früheren österreichischen waren sicher besser?"

Als mich der Haufe umringte, mich, den Staatschef, begannen die Herren Unteroffiziere mit den Eßwaren zu wirtschaften: sie langten nach den Würsten, nach den Torten, nach anderen Leckerbissen. „Wir zahlen für den Herrn Kommandanten! Der Herr Kommandant bezahlt hier nichts!" Das verkündete einer von ihnen und sagte dann zu mir: „Ich bin auf den Herrn Kommandanten böse." — „Warum denn?" — „Weil ich sehe, daß Herr Kommandant mich nicht wiedererkennen." — „Tatsächlich, ich kann mich nicht entsinnen . . ." — „Und wen haben Herr Kommandant im Lazarett in Dünaburg zuerst angesprochen?" Ich antwortete, im Saal in Dünaburg, wo so viele Kranke lagen, denen infolge der Kälte die Finger und die Zehen erfroren waren, hätte ich beim Hinschauen plötzlich ein breites Lachen auf einem Gesicht erblickt; das hätte mich angezogen, und ich sei nähergetreten. „Und wissen Herr Kommandant noch, was ich damals gesagt habe? Das wußte ich schon im voraus, daß der Herr Kommandant das vergessen würde. Ich war doch verwundet." — „Was für eine Verwundung?" — „Ich war an der ‚Koalition'*) verwundet." — „Ich weiß, eine Wunde an der ‚Koalition' heilt sehr rasch . . ."

An solche aufrichtigen Erinnerungen denkt man gern zurück. Was bedeutet das? Was bedeutet das? Was soll das heißen? Die Militärattachés schrieben den Vorfall genau auf, der sich da in Warschau ereignet hatte, in allen

*) Die Legionäre nannten das Gesäß „Koalition", um ihre Verachtung für die Losung der innenpolitischen Gegner Pilsudskis von der nationalistischen Rechten zu bekunden, welche die Bildung einer Koalitionsregierung forderten.

Sprachen, für die ganze Welt. Mir war das alles sehr lieb. Etwas Kościuszko und etwas der Korse. Von dem Korsen hatte der junge Kopf geschwärmt, als ich noch durch diese Stadt schlenderte. Über den Korsen hatte ich so viele Anekdoten, so viele Geschichten gelesen! Als ich ins Belvedere zurückkehrte, kam mir plötzlich in Erinnerung, daß Napoleon schlecht zu Pferde saß und häufig vom Pferde fiel. Einmal ritt er in einer Schlacht und sah, wie ein Gardist vom Pferde stürzte, und rief ihm zu: „Ungeschickter Kerl!" Aber der Herrgott bestrafte ihn; denn kaum war Napoleon sechzig Schritt weitergeritten, als auch er vom Pferde stürzte; da reitet der Gardist im vollen Galopp an ihm vorüber und fragt: „Und wer ist jetzt der ungeschickte Kerl?"

Gestatten Sie mir, meine Herren, noch eine letzte liebe Tatsache. Eine der liebsten, die ich in Erinnerung rufen will. Als ich in Magdeburg gefangen saß, stand tatsächlich der Henker hinter mir. Nie war ich meines Lebens sicher. Ich fühlte mich wie in einem geschlossenen Grabe. Ich war völlig von der Welt abgeschlossen und dachte damals an manche liebe Dinge, die der Mensch wie sein letztes Ruhekissen mit ins Grab nimmt. Eines der liebsten Dinge, die mir durch mein Erleben gehören, ist Wilno, meine Vaterstadt. So manches Mal habe ich dort in Magdeburg an Wilno gedacht, mich nach Wilno gesehnt. Die liebe Stadt! In Reihen zieht sich das Mauerwerk dahin, die begrünten Hügel streicheln die Mauern, die sehnsüchtig nach den Hügeln Ausschau halten. Die liebe Stadt! Wenn man auf einem der Hügel steht, so ragen durch den Dunstnebel schimmernd die Türme und Türmchen gen Himmel, und wenn von ihnen die Glocken läuten, so weiß man nicht, ob sie klagen oder um Gnade bitten oder bloß ihre sehnsüch-

tigen Stimmen zum Himmel aufsteigen lassen. Die liebe Stadt! Die Mauern sind mir lieb, die mich einst als Kind zärtlich bewachten, die mich die Größe der Wahrheit lieben lehrten, die liebe Stadt mit so vielen, vielen Erlebnissen. Diese Stadt ist ein Sinnbild unserer großen Kultur und der einstigen Macht unseres Staates. Einst herrschte die Dynastie der Jagiellonen mächtig über die Zinnen Krakaus und die Türme Wilnos . . . Hier gründete Stefan Batory die Universität, dessen Schwert neue Grenzen zog . . . Hier lebten die großen Dichter und Seher, deren Verse die Nation liebkosten und ihr mit dem Zauber ihrer ziselierten Worte ein neues Leben schenkten . . . Nirgend anders als hier, in der gleichen Schule, in deren Mauern mit ihrer frommen Schönheit auch ich mich einmal erging, haben sie gelernt, wie ich damals in der verdammten russischen Schule.

Alles Schöne in meiner Seele hat Wilno zärtlich gehegt und gepflegt. Hier hörte ich die ersten Worte der Liebe, hier die ersten Worte der Weisheit, hier war alles, was das Kind und der Jüngling in inniger Verbundenheit mit den Mauern und den Hügeln erlebte. Eine der schönsten Städte der Welt! In meinen liebevollen Gedanken eilte ich nach Wilno hin und erlebte im Geiste die zärtlichen Liebkosungen des Kindes. Eines meiner Bücher ist gerade dort, in Magdeburgs Mauern entstanden. In meine Erinnerungen eingeschlossen, lebte ein Zauber, das Wunder der Wiedergeburt, wie es dort einst im Rausch Gestalt gewann. Das alles fügte sich zu den Träumen eines Mannes zusammen, der nicht weiß, ob er sich nicht vielleicht schon morgen ins Grab legt. Einige Jahre verstrichen, und ich war wieder bei Euch, und als ich, im Warschauer Belvedere eingeschlossen, von Wilno träumte und an Wilno dachte,

da dachte ich auch an Euch. Und als ich zum Kampf aufrief, um Wilno zu erringen, da rief ich Euch zu mir. Ich träumte davon, ich glaubte daran, zwei brüderlich verbundene Herzen würden mir das schenken, wonach sich die Seele sehnt. Wilno muß mein sein! Und wie habt Ihr mir darauf geantwortet? Lebhaft steht mir dieser Augenblick vor Augen. Zu jener Zeit, als Polen kaum zu leben begonnen hatte, als man von allen Seiten nach unserem Heimatboden Verlangen trug und die Hände danach ausstreckte, als an allen Grenzen des Staates Schlachten entbrannt waren und der Krieg noch andauerte, während alle anderen Länder schon im Frieden lebten, als bei uns noch die Kanonen donnerten, während man anderswo schon Frieden hatte, — da lag Wilno allen Gedanken und allen Herzenssorgen fern. Ihr habt mir den zuverlässigsten Soldaten gestellt, der mich im Heere niemals im Stich ließ, der mir alles gab, was der Soldat dem Führer geben muß. Ich rief Euch auf. Es war um Ostern, als Bataillon um Bataillon, Schwadron um Schwadron gen Wilno eilte. Und ein Gemurmel lief durch die Reihen der Soldaten: Unser Kommandant hat Wilno lieb, wir werden ihm Wilno zu Ostern schenken . . . Ein herrliches Geschenk! Und wenn ich daran denke, daß Ihr gar nicht über die Wichtigkeit Wilnos für uns nachdachtet, sondern es nur als Geschenk, als Zärtlichkeit für das Herz des Kommandanten mir darbrachtet, wenn ich darüber nachsinne, daß sich dort am Tor des Rossa-Friedhofs Grabhügel an Grabhügel reiht, einer neben dem anderen, in Reih und Glied wie Soldaten, die ihr Leben hingaben, um dem Herzen ihres Kommandanten eine Freude zu machen — dann muß ich sagen: das war „lieb". Und wenn mein Herz ans Sterben denkt, dann möchte ich dieses Herz dort auf dem Rossa-Friedhof zur

letzten Ruhe betten*), damit der Feldherr bei seinen Soldaten ruht, die ihres stolzen Führers Stirn so liebhaben konnten, daß sie ihr Leben opferten, nur für ein Geschenk. Lieb sind uns die Eindrücke von unseren Erlebnissen in den Legionen, und ein liebes Gefühl soll es auch jetzt sein, wenn ich mich von Euch verabschiede. Ich komme zum Schluß und beende meine Rede, die ich gerade hier in Wilno hielt. Ich wünsche Euch, den heutigen Tag, unseren Festtag, so zu verleben, wie es einst der Fall war, daß Ihr die Stadt in ihrer Ruhe stört, daß sie in Euren Armen erbebt, wie sie es einst tat, als Ihr hier als Sieger Einzug hieltet . . .

## Der Boden des Auges

### oder Eindrücke eines Kranken von der Haushaltberatung im Sejm

Warschau, 7. April 1929

*Der Aufsatz des Marschalls entstand im Zusammenhang mit der Anklage, die der Sejm gegen den Finanzminister Gabriel Czechowicz vor dem Staatsgerichtshof angestrengt hatte. Diesen Versuch der gesetzgebenden Körperschaft, einen Beamten der vollziehenden Gewalt seiner Entschlußfreiheit zu berauben, unterzieht Piłsudski hier einer scharfen Kritik und setzt sich mit bissigem Humor mit den Gepflogenheiten des Parlaments auseinander.*

*Sowohl in diesem Aufsatz wie auch in den zur gleichen Frage gegebenen Interviews legte der Marschall seine Stellungnahme zu diesen Problemen vor der*

*) Auf dem Rossa-Friedhof in Wilno ist das Herz des Marschalls im Jahre 1936 am 12. Mai, also an dem ersten Jahrestage seines Todes beigesetzt worden.

*Öffentlichkeit dar und wies auf die Notwendigkeit hin, die Arbeitsmethoden des Parlaments grundsätzlich zu ändern.*

Als ich im vergangenen Jahre an einer noch nicht erkannten Krankheit litt und mehrere Ärzte mich eingehend untersuchten und nach dem Geheimnis der Krankheit forschten, die mich quälte, rief plötzlich einer von ihnen in ganz gewöhnlichem Tonfall seinen Kollegen zu:

„Wir haben aber noch eins vergessen: man muß dem Herrn Marschall den Boden des Auges untersuchen, wir wollen das morgen tun . . .“

Ich gestehe, daß ich entsetzt, sagen wir offen: verängstigt war; ich wußte nicht, daß das Auge überhaupt einen Boden hat. Als ich mir jedoch vorstellte, daß mein armes Auge irgendwo an seinem Boden mit Fingern oder Instrumenten berührt werden sollte, empfand ich vor einer solchen Operation eine panische Angst. Und obwohl der Arzt davon mit völlig gleichgültiger Stimme sprach, beruhigte mich das nicht. Denn alles, worüber diese Herren mit ganz gleichgültiger Stimme sprechen, gehört doch zu ihrem Fach. Das Bewußtsein meiner Feigheit, zu der ich mich offen bekenne, war mir außerordentlich peinlich, und ich schämte mich ihrer wie irgendein dummes Kind. Und ich wußte, daß im gleichen Augenblick schon irgendwelche Telefongespräche im Gang waren, die mir unbekannte Maschinen oder Instrumente bestellten und die Zeit festsetzten, zu der mein unglückseliges Auge auf absonderliche Weise vielleicht aus der Augenhöhle geholt und mit irgendwelchen Instrumenten oder mit dem Finger berührt werden sollte. Ich wiederhole: ich war entsetzt und zugleich beschämt darüber, daß ich so feige sein konnte. Ich schämte mich,

darüber genauere Fragen zu stellen, denn ich fühlte, daß zur Verteidigung meines unglückseligen Auges eine wilde Empörung in mir wach werden müßte. Vielleicht war das kindisch und lächerlich, aber leider war es so. Schon am nächsten Morgen fand diese Untersuchung statt. Ganz in Schweiß gebadet kam ich zu dieser Prüfung, traf da aber einen so sympathischen Arzt in Militäruniform (denn die Untersuchung fand im Ujazdowski-Hospital statt), daß mich das etwas beruhigte; denn ich sagte mir, schlimmstenfalls, wenn deine Angst dich dazu zwingt, wirst du den Arzt stramm stehen lassen und ihm nicht erlauben, dein Auge anzurühren.

Die ungewöhnlich sympathische und herzliche Art, wie der Arzt die Sache auffaßte, und der Umstand, daß alle scharfen Instrumente fehlten, was ich sofort bei der Besichtigung des Kabinetts feststellte, begann mich derart zu beruhigen, daß ich mich schon mutiger auf den mir angewiesenen Sessel setzte. Mit einem Seufzer der Erleichterung vernahm ich die Erklärung, daß er mich in völliger Dunkelheit lassen würde und ich nur die Verpflichtung hätte, mein Auge in eine bestimmte Richtung einzustellen und eine gewisse Zeit lang in irgendwelche komische Maschinen zu starren, die an einen photographischen Apparat erinnerten. „Ja, das werde ich können . . .", dachte ich bei mir schon völlig beruhigt, und nachdem ich einige Augenblicke auf irgendwelche Lichter geschaut hatte, war die Operation beendet. Wozu solche furchtbaren Benennungen für eine so einfache Operation? Wozu die Menschen unnütz mit einer so schrecklichen Sache wie der Untersuchung des Bodens des Auges schrecken? Kann man das nicht auf vernünftigere Weise tun, ohne sie in Angst zu versetzen?!

Wenn ich diese ganze ulkige Anekdote aus meinem per-

sönlichen Erleben erzähle, so deswegen, weil in der Tätigkeit der Sejmmehrheit gleichfalls dieser schreckliche Boden des Auges in Gestalt des Staatsgerichtshofs vorhanden ist. Trotz großer Mißbräuche und — sagen wir sogar — Schurkereien ist bisher noch niemals ein Minister in Polen mit dem Staatsgerichtshof bedroht worden, wenn wir von den großen Schmutzereien im Zusammenhang mit dem Finanzministerium Kucharski absehen, die übrigens doch nicht zur großen Wäsche nach dem Staatsgerichtshof geschickt wurden, da sich die Sejmmehrheit nicht damit einverstanden erklärte. Der Abgeordnete Moraczewski, der die Sache gegen Kucharski mit Verbissenheit führte, wurde nur ausgelacht und geringschätzig abgetan, weil er einen Minister vor den Staatsgerichtshof bringen wollte. Dennoch ist es zum zweitenmal in unserer Geschichte geschehen, und zwar gegenüber meinem Kollegen, dem Finanzminister Czechowicz, einem Manne, der durch seine Arbeit das in völliger Unordnung übernommene Steuersystem geregelt, durch seine Tätigkeit den Staat in einen Zustand versetzt hat, daß er allen anderen Staaten als Beispiel dienen kann; denn bisher hat Polen unter seiner Finanzverwaltung den Haushalt nicht mit einem Fehlbetrag abgeschlossen, sondern mit einem Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben.

Wollte also der gegenwärtige Sejm, indem er zu solch außergewöhnlichen Maßnahmen wie dem Staatsgerichtshof griff, bekunden, daß er Schmutz und Mißbräuche einer ehrlichen Arbeit vorzieht?

Ich kann mich auch der Bemerkung nicht enthalten, daß der vom Sejm unternommene Versuch eine Seite hat, die jeglichem einfachen Gerechtigkeitsgefühl widerspricht.

Unglücklicherweise war ich damals schwer krank, so daß ich annahm, schon mit einem Fuß jenseits des Lebens

zu stehen; deshalb war ich gegen alle Dinge dieser Welt stark gleichgültig geworden. Ich erinnere mich jedoch recht gut daran, daß der Chef des Ministerrats, Herr Bartel, mich besuchen kam, um mir den Anfang dieser Aktion mitzuteilen, die mit dem Staatsgerichtshof drohte, und mich um meine Meinung in dieser Sache zu befragen. Ich antwortete ihm, daß ich mich als Chef des vorigen Ministeriums für die Überschreitungen des sogenannten Finanzgesetzes, welche mit dem Investitionshaushalt zusammenhängen, persönlich verantwortlich fühle. Ich erinnerte mich nämlich ganz genau, daß alle meine Bemühungen, und zwar sehr kräftig, darauf gerichtet waren, Herrn Czechowicz zu zwingen, alle Investitionen nicht zur Sejmberatung gehen zu lassen. Ich befürchtete nämlich stets, daß dann überhaupt keine Investitionen gemacht, sondern nach den Gepflogenheiten des Sejm die Steuergelder leichtsinnig vergeudet werden würden. Bartel entgegnete mir, er verstände das sehr gut, und als Chef der jetzigen Regierung könne er gleichfalls nicht zulassen, daß einer der Minister ohne seine Mitverantwortung unter Anklage gestellt werde. Er fügte noch hinzu, daß auch er als Hauptfaktor der wirtschaftlich-finanziellen Arbeit Herrn Czechowicz oft unter Druck setzen müsse, der im Kabinett hinsichtlich der Verausgabung von Geldmitteln als der vorsichtigste Minister galt. Er beendete seinen kurzen Besuch bei mir mit der Feststellung, er würde sofort seine Solidarität mit dem angeklagten Minister bekunden und ein Verfahren vor dem Staatsgerichtshof eher gegen sich selbst als gegen Minister Czechowicz verlangen.

Wenn ich daran denke, daß ein Gericht Gerechtigkeit üben soll, so stelle ich sogleich fest, kein Gericht in der Welt könnte sich erkühnen, eine Erklärung — gleichviel, von wem sie käme — zu mißachten, nicht der Angeklagte,

sondern der Ankläger sei schuldig. Das gehört so sehr zu jedweder Gerechtigkeit, daß ein Gericht, welches sich darüber hinwegsetzen wollte, niederträchtig genannt werden müßte; und sollte es sich vor den Folgen seiner Niedertracht in ein Mauseloch verkriechen, so müßte man es noch dort zertreten, damit es verschwinde und verende. Ob ich an die höchstentwickelten Gerichte der angelsächsischen Völker denke oder an die eines wilden und blutdürstigen Stammes von Zulukaffern oder Botokuden und dergleichen: überall würde ein solches Gericht als niederträchtig angesehen werden. Sogar bei den blutigen Auseinandersetzungen der Kriegsgerichte während der Kriege und der brüdermordenden Kämpfe in den Bürgerkriegen wird und wurde eine solche Niedertracht nicht geduldet. Vielleicht nur bei den Menschenfressern der Papuastämme sucht man bei solchen Gerichten für das gemeinsame Festmahl die fetteren aus, und Herr Czechowicz war tatsächlich der Fettere.

Wenn ich mir überlege, was die Menschen zu einer solchen Niedertracht führt, so muß ich sagen, eine derartige Niedertracht kann nur dadurch entschuldigt und erklärt werden, daß man sich in Polen an die niederträchtigsten Sitten und Gepflogenheiten des Sejm gewöhnt hat. Diese Sitten und Gepflogenheiten erziehen den Abgeordneten dazu, möglichst unanständig und denkbar schurkisch zu handeln; denn der Hauptgedanke und das Hauptziel dieser Herren geht stets dahin, den Abgeordneten ganz straflos zu lassen, was immer er tut, und sei es noch so unanständig und mit den Grundsätzen des Ehrgefühls noch so unvereinbar. Hat sich doch Polen seine Abgeordneten im ersten Sejm, die sogenannten Souveräne, so gezogen, daß sie für Landesverrat im Kriege, für bezahlte Spionage gegenüber dem eigenen Heer straflos blieben, das im Felde stand und für

das Vaterland sein Leben ließ. Im zweiten Sejm aber, in welchem die Hälfte der Abgeordneten aus jener Schmiede des Staatsverrats stammte, wurden die Abgeordneten zu einer so weitreichenden und so oft ausgeübten Bestechlichkeit erzogen, daß ihre Stimme zuweilen nicht mehr als fünfzig Złoty kostete. Aus dem Sejm mit einem so sumpfigen Sachverhalt sind aber fast einhundertzehn Abgeordnete in das jetzige Parlament herübergekommen.

In dieser unmoralischen Atmosphäre, in dieser Luft voll moral insanity werden schwache Köpfe von ihrer durch nichts gerechtfertigten Größe derart erfüllt, daß ein Verkehr mit solchen Leuten ziemlich unmöglich wird, so wie — sagen wir — der Umgang mit Kindern aus Besserungsanstalten selbst solchen Menschen unerträglich ist, die sonst Kinder lieben. In ständiger Konkurrenz mit dem einzigen Souverän des Staates, da sie sich ja selbst auch als Souveräne fühlen, kommen diese Herren in ihrem Verhalten — wie gesagt, bei oft sehr schwachen Köpfen — zu der Meinung, wenn sie Bauchschmerzen hätten und deswegen schlechter Laune seien, so wäre das das wichtigste Ereignis für den ganzen Staat. Und wenn sich ein solcher Herr in die Hosen macht, so muß jeder die beschmutzte Wäsche sehen, und wenn ihm zufällig sonst ein menschlicher Laut entfährt, so wird das schon zum Gesetz für andere Menschen und vor allem für die Minister, die nicht für den Staat arbeiten sollen, sondern Lakaiendienste bei diesen Hosenscheißern leisten.

Wie sich die zur moral insanity erzogenen Herren benehmen, ist derart frech und in geistiger Hinsicht so finster, denn sogar Blödheit bleibt straflos, — und das unglückselige Polen muß alledem Achtung erweisen, — daß jeder auch nur halbwegs vernünftige Mensch diese Gesell-

schaft schwer ertragen kann; wird doch von ihm verlangt, daß er Dummheiten mit Hochachtung begegnet, selbst wenn er sich später dafür ins Gesicht spucken müßte, daß er dazu schweigen soll, wenn man ihn beleidigt, daß er anderen die beschmutzte Kleidung reinige.

So weit hat es das leidenschaftliche Bemühen gebracht, jedwedes Verbrechen straflos ausgehen zu lassen; dazu führte das Bestreben, aus dem Sejm einen Berufsverband von Leuten zu machen, die an parlamentarischer Schleimscheißerei leiden. Man muß keine Scham besitzen oder sie schon völlig verloren haben, um in dieser parlamentarischen Schleimscheißerei das Hauptprestige des Sejm zu erblicken.

Einer meiner zahlreichen Vorschläge, um diesen Krebsschaden, der am polnischen Leben frißt, zu heilen, ging dahin, den Herren Abgeordneten einen Einpauker beizugeben, damit er sie vor jeder Rede eines Ministers lehre, wie man vernünftige Fragen stellen soll. Ich habe aber diesen Gedanken wieder fallen gelassen, denn ich hatte keinen Zweifel daran, daß sich die Abgeordneten weigern würden, einen Teil ihrer Bezüge den Ausgaben für die Einpauker zu opfern; überdies kann man bei einer solchen Krankheit, wie es die parlamentarische Schleimscheißerei ist, keinen Pädagogen ohne Rute als Erzieher bestellen.

Unter solchen Umständen muß die Arbeit derjenigen, die das Land regieren und die ihren Ressorts soviel von ihrer Arbeit widmen, daß es meist die durchschnittliche Arbeitsleistung eines Mannes übersteigt, unter solchen Umständen — wiederhole ich — muß das Zusammenleben dieser Minister mit den Herren, die an parlamentarischer Schleimscheißerei leiden, zu einer unerträglichen Galeerenarbeit werden. Ich werde niemals die Bezeichnung vergessen, die einer unserer geistreichsten Minister nach einer notgedrun-

genen Unterhaltung mit den Abgeordneten prägte: er hätte den Eindruck, als käme er aus einer Menagerie voll böswilliger Affen, die alle ihre Notdurft öffentlich erledigen und gar nicht bestrebt sind, menschenähnlich zu sein. Ich kann tatsächlich niemals verstehen, wie man in einer solchen Krankheit irgendein Prestige für den Sejm suchen kann, da es doch nur eine Erniedrigung der Menschenwürde ist.

In dieser Charakteristik der Herren von der Sejmmehrheit kann man vielleicht die Erklärung für eine so unnatürliche Auffassung von der Gerechtigkeit finden, wie sie im Sejm Herrn Czechowicz gegenüber angewandt wurde, wobei man die Erklärung des Herrn Bartel, der ich mich nur infolge meiner schweren Krankheit nicht anschließen konnte, einfach unbeachtet ließ. Eine so niederträchtige „Gerechtigkeit" kann nur dadurch erklärt werden, daß man seit langem die Übung der Menschenfresser angenommen hat, deren Wahl auf den Fetteren fällt, um so mehr, wenn er über den Goldsäckel verfügt.

Ich wende mich aber den Eindrücken des Kranken zu, der — ich wiederhole das — gegen alles sehr gleichgültig geworden war, vielleicht mit Ausnahme seiner eigenen Kinder. Als Kabinettschef kam Herr Bartel nochmals für einen ganz kurzen Augenblick zu mir, um noch vor dem Ministerrat mein Urteil über die parlamentarische Lage einzuholen. Ich wiederholte ihm abermals meine oben erwähnte Meinung und empfahl ihm, Czechowicz möge als Angeklagter die ganze Sache nicht weiter beachten und nicht einmal den Sitzungen beiwohnen, die mit seiner Anklage zu tun hatten. Ich fügte hinzu, man müßte mit einer Ablehnung des Haushalts rechnen, so daß ein Regierungswechsel notwendig werden und alle Scherereien dem Staatspräsidenten zufallen würden. Ich bat ihn, dem Herrn Präsidenten mitzuteilen,

nach meinem Eindruck bestände für mich keinerlei Lebensgefahr mehr, und der Herr Präsident könne völlig darauf rechnen, daß ich dann das Kabinett weiter führen würde.

Wie groß war mein Erstaunen, als am nächsten Tage oder einen Tag später Herr Bartel plötzlich bei mir erschien und entsetzt feststellte, die Minister hätten während der Kabinettssitzung mit Herrn Czechowicz selber nicht fertig werden können, der seine Ehre angetastet glaubte, wenn er sich nicht zur Verantwortung stellen würde, da er doch gerade gewisser Finanzmißbräuche angeklagt werden könne. Er versicherte mir, Herr Czechowicz wäre so erregt und klammere sich so krampfhaft an die ihm angetane Ehrenkränkung, daß die Sitzung ergebnislos verlaufen war. Ich zuckte nur die Achseln, denn wie kann man bei Affen Ehre suchen? Ich antwortete jedoch, wir könnten in diesem Fall keinen anderen Standpunkt einnehmen als den, daß die Ehrbegriffe stets individuell sind und wir unter keinen Umständen die Ehre unseres Kollegen preisgeben könnten. Infolgedessen erschien Herr Czechowicz zu den Sejmverhandlungen. Ich will seine Ehre ja nicht antasten, aber wozu soll man den Platz der Ehre an schmutzigen Orten suchen?

Ich gestehe, daß ich infolge meiner Krankheit nur etwa zwei Zeitungen flüchtig gelesen habe, gewissermaßen um die Zeit totzuschlagen; deshalb kann ich, entsprechend dem Titel meines Aufsatzes, ruhig von den Eindrücken eines Kranken schreiben. In der grundsätzlichen Frage erwartete ich als natürliche Folge der Ereignisse die Ablehnung des vom Kabinett Bartel vorgelegten Haushalts und dachte mehr daran, wie ich bei der Bildung einer neuen Regierung vorgehen müßte, als an die Einzelheiten der Arbeit

der Minister im Sejm. Täglich sandte ich dem Staatspräsidenten die Versicherung, daß ich bereits eine Besserung meines Gesundheitszustandes fühle und er mir die Pflichten zur Bildung eines neuen Kabinetts mit voller Zuversicht aufbürden könne. Ich kann aber nicht leugnen, daß mich verschiedene Wendungen sehr amüsierten, die sich in der Sache Czechowicz in der Gesellschaft der Menschenfresser vollzogen.

Zunächst erschien da plötzlich ein gewisser Herr Lieberman auf der Bildfläche als der Haupttenor in dieser übel duftenden Oper. Dieser Herr stellte immerfort irgendwelche Thesen auf, als wäre er Luther, der seine Thesen ans Kirchentor nageln wollte. Als ich mir Mühe gab, den Sinn und Zweck dieser alltäglich in die Welt hinausposaunten Thesen zu verstehen, gelang es mir kein einziges Mal, sie zu begreifen und zu ergründen. Wenn ich mir ab und zu, von meiner Krankheit ermattet, abends diese lächerliche Komödie in Erinnerung rief, so hatte ich stets die Vorstellung, dieser Lieberman träte als ein Fakir auf und erkläre, er würde sich sofort so schnell drehen, daß man seine Beine nicht mehr sehen könnte, sondern nur den wirbelnden Körper, dafür würde er aber irgendwoher eine These herausholen und sie der erstaunten Welt hinwerfen. Und ich sah tatsächlich, wie Lieberman allmählich die Beine verlor, sich nicht mehr auf den Erdboden stützte und wie die Schöße seines Advokatenrocks sichtbar wurden, die über seinen Bauch und seinen hinteren Körperteil flatterten, während er bald aus dem Maul, bald aus anderen Körperteilen Kügelchen hervorholte und sie um sich schleuderte. Lieberman war in dieser Sejmoper die komische Oberstimme. Den schweren, ja sogar sehr schweren Tenor machte ein Herr Woźnicki.

Dieser Herr gehört, wie übrigens auch Lieberman, schon dem dritten Sejm an, er gehört also zum eisernen Bestand des Parlaments, und man kann auf ihn uneingeschränkt alles das beziehen, was ich von der bewußten parlamentarischen Krankheit sagte.

Ich kannte diesen Herrn bereits seit langem, seit er noch im ersten Sejm zu denjenigen gehörte, die mit mir „sympathisierten". Er litt schon damals an einer Gedankenschwere, so daß ich manchmal unsere Gespräche mit dem Vorschlag schloß, er solle sich doch anstatt mit mir über seine hohen Gedanken lieber mit meiner Tochter Wanda unterhalten, die damals zwei Jahre alt war. Als er nun aber zum Menschenfresser geworden war, der hinter dem Fett des Herrn Czechowicz oder vielleicht hinter dessen Säckel her jagte, hatte sich sein Verstand noch mehr versteift.

Ich erinnere mich an eine Sache aus längstvergangenen Zeiten, als ich für einen Kameraden zufällig einspringen und einem Jungen Nachhilfestunden geben mußte, der eine Prüfung für die vierte Klasse abzulegen hatte. Ich sollte ihm die Grundsätze der Algebra beibringen, die schon in der dritten Klasse durch die Köpfe der Jungen zu wandern beginnt. Ich selber war ein gut begabter Junge und konnte mich nicht daran erinnern, daß mir diese algebraischen Anfänge irgendwelche Schwierigkeiten bereitet hätten. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich diesen armen Jungen nicht davon überzeugen konnte, wenn man a und b addiere, würde die Summe a + b sein. Der Unglückselige meinte, es müsse a b sein, er verwechselte also die Addition mit der Multiplikation. Ich habe mit ihm diese Frage geduldig zwei Wochen lang durchgearbeitet und verlor mit jedem Tag mehr Geduld und Rücksicht diesem Unglücklichen gegenüber. Am Ende der zweiten Woche fing der

Junge, wenn es sich um diese für mich so einfache Sache handelte, so furchtbar zu schwitzen an, daß ich glaubte, er würde in Ohnmacht fallen. Die eigentliche Frage aber, die unglückselige Abstraktion, die in den Größen „a" und „b" lag, konnte er kein einziges Mal richtig lösen, denn sein armer Verstand blieb immer an den Buchstaben a und b hängen. Mein Schulkamerad aber kam nicht zurück, und ich mußte pflichtgemäß diese unglückselige Arbeit fortsetzen. Nach zwei Wochen verlor ich gänzlich die Geduld und beschloß, obwohl ich nie ein Kind auch nur angerührt hatte, diesem Dummkopf könnte man nur mit der Rute etwas beibringen, damit er sich wenigstens mechanisch das dumme Vermengen der Buchstaben mit den mathematischen Größen abgewöhnte.

Dieser unglückliche arme Kerl erinnert mich lebhaft an Herrn Woźnicki, den Abgeordneten von drei Parlamenten und den Menschenfresser, der auf das Fett des Herrn Czechowicz oder vielleicht auf seinen Säckel versessen ist. Es kommen natürlich solche Fälle vor, daß der Weltenschöpfer vergessen hat, dem einen oder andern ein Licht im Kopf anzuzünden. Was kann man dagegen tun? Darf man dem lieben Herrgott in seine Menschenküche hineingucken? Vielleicht hat der Schöpfer in seinem Mitleid mit unserem armen, gequälten Vaterland ein möglichst anschauliches Bild dafür geben wollen, daß die parlamentarische Schleimscheißerei nicht bloß niederträchtig, sondern auch blöde ist. Ganz unzweideutig meint ein bekanntes polnisches Sprichwort, es wäre besser, mit einem Klugen zusammen zu verlieren als mit einem Dummkopf zu gewinnen. Das Sprichwort hat recht, und die parlamentarische Schleimscheißerei ist bei ihrer bodenlosen Dummheit zugleich abscheulich und widerwärtig. Es ist nun einmal so,

das Licht fehlt im Kopf, und leicht könnte die Redensart entstehen: „dumm wie Woźnicki"; darum sollte jeder Minister allen Ernstes die Dummheiten dieses Herrn, seine scheußlichen Anklagen anhören und noch obendrein mit der von der starken geistigen Anstrengung eines berufsmäßigen Blödians durchschwitzten und bekleckerten Wäsche in Berührung kommen.

Während mein Fieber schon sank, hörte ich also dem Sejmradio zu, in dem einmal der komische Diskant Liebermans, dann wieder der unmöglich stumpfe Tenor Woźnickis erklangen; ich dachte stets, die logische Folge dieser Schleimscheißeroper würde die Ablehnung des Haushalts sein, aber in dieser unverantwortlichen und hinreichend verschmutzten Atmosphäre verpflichtet selbst die Logik nicht. Der Anschlag gegen Czechowicz, der vielleicht etwas Fett verloren, aber den Säckel nicht gelockert hatte, wurde mit einem Triumphmarsch der parlamentarischen Schleimscheißer beendet, während die neue Strömung, die Polen erlösen will und durch den Parteilosen Klub vertreten wird, Protest erhob. Dagegen wurde der Haushalt der Regierung, die mit dem vor dem Staatsgerichtshof angeklagten Herrn Czechowicz solidarisch war und das immer wieder betonte, angenommen und der Regierung so eine Art von Vertrauensvotum erteilt.

Die ganze Angelegenheit blieb also da stecken, wo die parlamentarische Schleimscheißerei zu finden ist: in irgendeinem Sumpf. Sie bedeutet also einen Triumphmarsch für das Prestige der parlamentarischen Schleimscheißerei, für ihre Größe und Bedeutung, zugleich aber eine Anbiederung an die gegenwärtig einzig mögliche Regierung, vielleicht um des Geldsäckels willen. Anscheinend soll so das Prestige des Sejm und der an Schleimscheißerei leidenden

Abgeordneten gehoben werden. Das Interessanteste aber ist, daß die Regierung, deren Mitglieder sich mit dem Angeklagten solidarisch erklärt hatten, jetzt zur Hebung des Ansehens der parlamentarischen Schleimscheißerei einen Staatsgerichtshof gegen eines ihrer Mitglieder organisieren soll, um sich ebenso schmachvoll zu verhalten, wie sich die Mehrheit des Sejm mit ihrer „Gerechtigkeit" mit Schmach bedeckt hatte. Die Regierung soll sich mit dem übelriechenden Sejm auf gleiche Stufe stellen. Wenn ich Ministerpräsident wäre, was ich in diesem Falle übrigens wünsche, so würde ich öffentlich mitteilen, der Staatsgerichtshof soll es nicht wagen, auch nur ein einziges Mal zusammenzutreten; denn eine solche Gleichstellung mit diesen Schmutzfinken wünsche ich nicht.

Ein besonderer Leckerbissen von ganz eigenartigem Geschmack ist noch Folgendes: wie ich in Erfahrung brachte, hatte man zur letzten Haushaltssitzung des Sejm, gleichsam zur Verherrlichung der an Schleimscheißerei leidenden Herren, irgendwelche Kampfverbände der Parteien zusammengezogen. Ich bedauere lebhaft, daß ich damals noch zu krank war, um an diesem Tag tatkräftig aufzutreten; ich hätte es mir einfach nicht nehmen lassen, diese aus Banditen zusammengesetzten Kampfverbände zu attackieren und sie auf dem Hof des Sejm öffentlich mit Ruten stäupen zu lassen. Was sind denn das für neue polnische Magnaten, die ihre Truppen zusammenziehen möchten, damit Polen „durch Mißwirtschaft" Bestand hat? Was für Vorrechte maßt sich ein solcher parlamentarischer Hosenmacher denn an, eine Meute Banditen an der staatlichen Arbeit teilnehmen zu lassen?! Ich muß gestehen, es setzt mich in Erstaunen, daß der Herr Innenminister eine solche Frechheit dulden konnte. Herr Składkowski kann zu seiner

Entschuldigung nur anführen, daß er den kranken Kabinettschef vertreten mußte. Ich für meine Person aber muß hier davor warnen, daß in diesem Fall die Schleimscheißermethode zu weit geht und der Herr Hosenmacher mit seinen Banditen zusammen für solche Schändlichkeiten viel stärker zur Verantwortung gezogen werden kann, als er sich vorstellt.

Abgesehen von diesem Heldenbaß der schleimscheißerischen Banditen, ist die ganze Affäre der Haushaltberatung so lächerlich ausgelaufen, daß es — wie ich bereits sagte — scheußlich und widerwärtig ist. Man hat alles in den Schmutz und ins Lächerliche gezogen: den Sejm, die Regierung, das bisher nicht gebrauchte Wort Staatsgerichtshof und hat alles mit der Farbe dieser Schleimscheißer beschmutzt. Und gerade jetzt, wenn ich ruhig diesen Unsinn betrachte, so muß ich doch an den armen Boden meines Auges denken. Der Staatsgerichtshof ist dem Boden des Auges erstaunlich ähnlich. Ich muß aber sogleich aufs allerdringlichste den sympathischen Arzt in Uniform um Verzeihung bitten, daß ich ihn mit irgendwelchen Schleimscheißern vergleiche. Es ist keinesfalls meine Absicht, ihn so schwer zu beleidigen. Und selbstverständlich ist auch ein Unterschied zwischen dem Boden des Auges, diesem geheimnisvollen Boden bei einem Durchschnittsmenschen, der nicht dem starr gewordenen Auge ähnlich ist, wie es zu allerlei Mißbräuchen und Schurkereien gebraucht wird, mit denen wir es bei der parlamentarischen Schleimscheißerei zu tun haben, dem Auge, das vor allem keine Strafe haben will.

Wer weiß, vielleicht würde bei der Anwendung von Stemmeisen und Hammer auch ein solcher Augenboden seine Geheimnisse preisgeben, die wir bisher nicht gekannt

haben. Vielleicht würde er, der so eifrig in der Wärme der von den Abgeordneten ersehnten Straflosigkeit und Unverantwortlichkeit, sogar in Ehrenfragen, gehütet wird, — eine ehrenvolle Ausnahme bildet, wie ich nochmals wiederhole, die größte Sejmfraktion des Parteilosen Blocks, — wenn entsprechende Instrumente angewandt werden, vielleicht doch noch etwas Scham und Anstand lernen.

## Über die körperliche Ausbildung der Jugend

Warschau, 22. Juni 1929

*An der Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rats für körperliche Ausbildung, die im Sitzungssaal des Kriegsministeriums stattfand, nahm Marschall Piłsudski als Vorsitzender teil. Nach einer Rede des Direktors des Staatlichen Instituts für körperliche Ausbildung der Jugend über die Tätigkeit seiner Anstalt im verflossenen Jahr und nach einer lebhaften Aussprache ergriff der Marschall zu folgenden Ausführungen das Wort:*

Wenn ich ein Referat über die körperliche Ausbildung übernommen habe, so geschah es nur deshalb, weil das die Tätigkeit des verehrten Herrn Kultusministers betrifft. Ich fürchtete, daß dieses Thema nicht berührt werden würde, wenn ich es nicht täte. Ich halte mich nicht für befugt, meine Meinung mitzuteilen, da ich mich niemals mit körperlicher Ausbildung befaßt habe; aber ich möchte meine Ansicht aussprechen als ein Mann, der die Interessen der Kinder vertritt.

Das ist das erste; der zweite Grund liegt in einer gewissen Befürchtung, die ich hege: wir haben es hier mit ganz

neuen Dingen zu tun, die hierzulande noch nicht angewandt wurden, und es ist bekannt, daß in Polen neue Sachen sehr leicht der Projektomanie und der Mode verfallen, woraus schließlich schwer begreifliche Folgen entstehen. Besonders soweit wir das Schulwesen berühren, gewinnt diese zweite Erkenntnis gewaltig an Bedeutung. Es gibt nämlich kein stärkeres Programmsystem als das in der Schule, und sogar das Militär kann die Schulen um ihre systematische Programmatik beneiden.

Ich habe mein Referat in zwei Teile gegliedert; der erste enthält Bemerkungen über die bestehenden Grundsätze zur körperlichen Ausbildung auf allen Schulen, die ich ganz unbefangen als Vertreter der Kinder und als Dolmetsch der Auffassung dieser Frage durch die Kinder zum Ausdruck bringe. Der zweite Teil gilt der Frage, wie die körperliche Ausbildung an die Notwendigkeit angepaßt werden kann, in diesem Fach einen Maßstab für den Lehrerfolg zu finden, wie er für jedes andere Fach in jeder Schule vorhanden ist, und wie man gleichzeitig ein Mindestmaß dessen bestimmen kann, was verlangt werden muß.

Ich kann nicht umhin, vor allem den Zwang zur Individualisierung zu erwähnen, und zwar vor allem für die jüngeren Klassen und jüngeren Kinder. Dieser Versuch, in der körperlichen Ausbildung irgendeine Übereinstimmung mit dem Lehrplan — sagen wir beispielsweise im Lateinischen — herzustellen, das heißt also, sich darauf zu stützen, was vorher war, um dann weiter zu gehen, hält hinsichtlich der Kinder jüngeren Alters der Kritik durchaus nicht stand. Wenn ich z. B. meine Mädchen betrachte und sehe, wie schnell sie heranwachsen, so komme ich zu dem Schluß, daß in ihrer Entwicklung das eine Jahr dem anderen so wenig ähnlich ist, daß es schwer fällt, ihnen ge-

genüber heute die gleichen Methoden anzuwenden wie im verflossenen Jahr. Wenn die körperliche Ausbildung also nicht auf die schnelle Entwicklung Rücksicht nimmt, der die Kinder, besonders in jüngeren Jahren, unterworfen sind, so wird sie für die Jugendlichen langweilig und sogar eine gewisse Belastung.

Die zweite Individualisierung, auf die ich mit besonderem Nachdruck hinweisen möchte, beruht auf einer gewissen Verschiedenartigkeit der Formen körperlicher Erziehung in größeren und in kleineren Städten sowie im Dorf. Das gilt auch von den bedeutenden Entfernungen, welche die Dorfkinder bei ihrem Schulweg zu bewältigen haben; auch bietet es, im Gegensatz zum Dorf, in größeren Städten mancherlei Schwierigkeiten, geeignete Gelände für die Zwecke der körperlichen Ertüchtigung ausfindig zu machen. Wenn also bei diesen Fragen ein Mangel an Unterscheidungen bestände, so wäre das meines Erachtens äußerst schädlich. Und gerade hierin befürchte ich, daß die Sache der körperlichen Ausbildung über einen Kamm geschoren wird, denn wir wollen nicht vergessen, daß es eine ausgesprochene Tendenz der Schule ist, verschiedene Fragen gewissen gleichmachenden Zwangsregeln anzupassen.

Wenn ich mich weiterhin der Frage der sogenannten geprüften Turn- und Sportlehrer zuwende, so erscheint mir überhaupt die Notwendigkeit zweifelhaft, an den unteren Schulen solche Instrukteure zu beschäftigen, und zwar aus folgenden Gründen: jede höhere Tätigkeit von erheblicher Bedeutung hat eine gewaltige Belastung mit Formalitäten zur Folge. Man muß besondere Fähigkeiten besitzen, um mit dieser Belastung fertig zu werden, wenn man sich mit der Ausbildung anderer und insbesondere mit derjenigen von Kindern befaßt. Deshalb scheint mir für die Tätigkeit

der körperlichen Anleitung von Kindern im jüngeren Alter und sogar von Jungen eine Frau am besten geeignet, die von Natur aus die Gabe besitzt, mit den Kindern richtig umzugehen, und eine leichte Hand hat, sich mit ihnen zu beschäftigen. Man sollte hier nämlich nicht nach großen Erkenntnissen suchen, die mit der körperlichen Erziehung zusammenhängen, sondern eher den Weg von Spiel, Bewegung und geringen Anforderungen wählen, wozu keine allzu großen Maßstäbe nötig wären, wie sie mit den großen Fragen verbunden sind, welche in der körperlichen Ausbildung Lehrgegenstand sind.

Zweifellos findet zum Gemüt kleinerer Kinder weit leichter derjenige Geist Zugang, der nicht allzusehr mit einem Übermaß an formellen Einsichten und formalistischen Wortballast überladen ist, der das Kind vielmehr so nimmt, wie es ist, und ihm auch hinsichtlich der Zahl seiner Worte und Begriffe näher steht; bei einer solchen Bildungsstufe wäre es auch viel leichter, das notwendige Kontingent von Lehrpersonal auszuwählen.

Das sind meine Bemerkungen. Sie wollen weder Kritik üben noch den Wert der geleisteten Arbeit verringern. Sollte ich mit meiner Ansicht zu Äußerungen der Damen und Herren über diese Tätigkeit des Kultusministeriums Anlaß geben, so wäre ich darüber sehr befriedigt. Nunmehr aber gehe ich zu einer anderen Frage über, die ich als sehr wichtig betrachte, und zu der ich bestimmte Vorschläge zu machen habe.

Meines Erachtens begegnet die Arbeit der körperlichen Ausbildung einer recht großen und sehr weitgreifenden Schwierigkeit. Ich spreche vom Schulwesen. In der Schule ist es schwierig, für die Arbeit der körperlichen Erziehung einen Maßstab aufzustellen. Der Gesundheitszustand kann

diesen Maßstab nicht bilden, denn andere Vorbedingungen, die vielleicht erheblich schwerer und stärker sein mögen, üben auf die Gesundheit einen größeren Einfluß aus als die körperliche Ausbildung selber. Eine Besserung des Gesundheitszustandes durch die Leibesübungen und ein bestimmter Maßstab, etwa durch eine ärztliche Prüfung des Sachverhalts vorher und nachher, werden im allgemeinen nicht gefunden werden können. Ich befürchte aber, wenn man gar kein Leistungsziel aufstellt, so wird es angesichts der Dogmatik der Schulmethode schließlich dahin kommen, wie es in der früheren Schule mit dem Schönschreiben bestellt war, als man von einer Klasse zur anderen versetzt werden konnte, auch wenn man im Schönschreiben schlechte Zensuren hatte. Für die Kinder ist es indessen bei dem heutigen Schulsystem die Hauptsache, aus einer Klasse in die nächsthöhere versetzt zu werden. Die Berücksichtigung dieser Versetzungsfrage ist also eine Hauptsache. Denn schließlich wird in der Praxis derjenige unglückselige Lehrgegenstand vernachlässigt, den man nicht unbedingt zu lernen braucht, sei es nun das Schönschreiben in den früheren Schulen oder die „zusätzliche" Fremdsprache.

Ich verstehe wohl, daß ich in meinem Referat gewisse Widersprüche begehe; einerseits befürchte ich den Mangel an Individualisierung, andererseits äußere ich Bedenken gegen einen Mangel an Normen. Wenn ich an die körperliche Ausbildung als an ein neues Lehrfach denke, das schon so schöne Ergebnisse zeitigt, so befürchte ich, sie könnte im Verlauf der weiteren Entwicklung zu etwas Nebensächlichem werden, während sie tatsächlich Lehrer und Kinder zu gewissen Notwendigkeiten hinführen sollte. Deshalb halte ich es für eine Frage von größter Bedeutung, den erwähnten Maßstab ausfindig zu machen; ich habe daher

einen Antrag vorbereitet, in welchem ich darum bitte, der Wissenschaftliche Beirat möge die Sache einer näheren Prüfung unterziehen, wie ein solcher Maßstab aufzustellen und ein Mindestmaß an Leistungen festzusetzen ist. Ein Maßstab und ein Mindestmaß. Und nun die beiden Anträge, für die gegebenenfalls zwei Ausschüsse gebildet werden könnten:

1. „Der Wissenschaftliche Beirat bestimmt einen Ausschuß, welcher für die Erfolge der körperlichen Schulerziehung einen Maßstab entsprechend demjenigen für die anderen Unterrichtsgegenstände festsetzen soll."

2. „Der Wissenschaftliche Beirat bestimmt einen Ausschuß, welcher das Mindestmaß der Leistungen festsetzt, welches die Schüler und Schülerinnen in der körperlichen Ausbildung erreichen müssen. Dieses Mindestmaß ist dem Lebensalter entsprechend aufzustellen und muß berücksichtigen, daß in den unteren Klassen jede Klasse gesondert unterwiesen werden soll."

Ich fasse meine Ausführungen zusammen. Ich habe mein Referat übernommen, um möglichst eingehende Bemerkungen hinsichtlich der Tätigkeit in den Schulen zu erhalten. Ich selber befürchte für die Schulen zwei Dinge im Zusammenhang mit der körperlichen Erziehung: einmal eine zu geringe Individualisierung, wenn diese Tätigkeit allzu schematisch durchgeführt wird; zum anderen das Fehlen von Normen und Zielen, die man den Erziehern zur Erreichung im Laufe eines Jahres stellt. Meine Aufmerksamkeit aber ist vor allem den jüngeren Kindern gewidmet, daß man an sie keine Anforderungen stellt, die eher bei der geistigen Ausbildung am Platze sind, dafür aber um so größere Erfolge durch eine verständnisvolle Behandlung der Kinder erzielt. Das ist alles.

# Interviews über die Verfassungsreform

*Am 23. August 1930 bat der damalige Ministerpräsident Walery Sławek den Staatspräsidenten um seine Entlassung, da er durch die gleichzeitige Wahrnehmung des Amtes als Premierminister und als Vorsitzender des Parteilosen Blocks überlastet sei. An einer anschließenden Beratung über die innerpolitische Lage nahm auch Marschall Piłsudski teil, der sich auf Vorschlag des Staatspräsidenten bereit erklärte, die Regierungsführung zu übernehmen. Die zwischen dem 27. August und dem 14. Dezember 1930 veröffentlichte Reihe von acht Interviews, welche der Marschall dem Chefredakteur der „Gazeta Polska" Oberst Bogusław Miedziński erteilte, beleuchtet seinen Kampf mit dem Parlament um eine neue Staatsverfassung, die er als unumgänglich notwendig erachtete. Durch diese Interviews beeinflußte der Marschall die öffentliche Meinung wirksam im Sinne der von ihm geplanten Reformen.*

## I

## 26. August 1930

*Welches Programm haben Sie, Herr Marschall, als Regierungschef für die nächste Zeit?*

Sie haben als Abgeordneter Ihre Frage so gestellt, wie Abgeordnete sie stellen: so daß es unmöglich ist, darauf eine Antwort zu geben; denn der Sejmabgeordnete ist dazu

geschaffen, um dumm zu fragen und dumm zu reden. Deshalb zweifle ich für meine Person auch häufig am Wert des sogenannten Parlamentarismus, denn er führt zur Notwendigkeit zu betrügen und in einer betrügerischen Umwelt zu leben. Ich will mich aber bemühen, Ihnen wenigstens ungefähr zu antworten.

Jeder Regierungschef geht Kummer und Sorgen entgegen, wenn er sich anschickt, seine Arbeit auszuführen. Er muß aber jenen Kummer und jene Sorgen wählen, welche die hauptsächlichsten sind, und sich ihnen widmen; alle anderen Kümmernisse und Sorgen, die für die gegebene Zeit nicht wichtig sind, muß er beiseite lassen. Er kann einfach nicht „Mädchen für alles" sein; darum suche ich immer die Hauptsorge herauszufinden und lasse alles andere ruhig beiseite. Als eine solche Hauptsorge muß ich aber in Polen die Änderung jener grundsätzlichen Prinzipien betrachten, die wir Konstitution nennen. Der Name ist dumm, weil er ausländisch ist; wahrscheinlich darum wollen die Menschen oft nicht verstehen, wieviel Arbeit man aufwenden muß, um mit der Konstitution und ihren juristischen Grundsätzen im Einklang zu bleiben, wenn man an der Spitze der Regierung steht. Wenn aber eine Konstitution unordentlich aufgesetzt und abgefaßt ist, so muß sie in Rechtsdingen ein Chaos erzeugen, welches so weit geht, daß es bisweilen unmöglich wird, in den Rechtsbegriffen die Ordnung aufrechtzuerhalten. Als Beispiel für eine solche Schludrigkeit will ich Ihnen das System der Konstitution anführen, soweit es die Arbeit des Sejm betrifft. Wir haben da mehrere Mittel, den Willen oder das Einverständnis des Sejm auszudrücken — aber sie alle sind unbestimmt und schwankend. So haben wir im Artikel 3 sehr hochtrabende Worte, nämlich: „es gibt kein Gesetz ohne

Einverständnis des Sejm, das in geschäftsordnungsmäßiger Weise festgelegt worden ist". Aber nirgends in der Konstitution ist gesagt, was dieses Wort „geschäftsordnungsmäßig" bedeuten soll; jedes zu beschließende Gesetz wird somit durch irgendeine lächerliche Unbestimmtheit und die Ungewißheit ins Wanken gebracht, ob es wirklich geschäftsordnungsmäßig zustande gekommen ist — und jedes Gesetz kann angezweifelt werden, daß es eigentlich kein Gesetz wäre.

*Ich erlaube mir zu bemerken, Herr Marschall, daß eine Geschäftsordnung für den Sejm besteht, die durch Abstimmung angenommen worden ist.*

Richtig, Herr Abgeordneter, aber die Geschäftsordnung ist keine Verfassung, denn sie wird oder kann jeden Augenblick nach Gutdünken abgeändert werden; sie ist eben nichts anderes als eine gewöhnliche Regelung der Verhandlungen.

Im Artikel 58 aber haben wir, Herr Abgeordneter, die Einfügung neuer Begriffe, von denen ich nicht recht weiß, ob sie „geschäftsordnungsmäßig" eingeführt worden sind oder nicht. Wir haben da die parlamentarische Verantwortlichkeit der Regierung, für die eine einfache Mehrheit verlangt wird, das heißt genau 223 Stimmen, denn erst in diesem Falle ist die gewöhnliche Stimmenmehrheit vorhanden. Jede parlamentarische Verantwortlichkeit muß somit mit 223 Stimmen — keiner Stimme weniger — für die Regierung zum Ausdruck kommen. Und jene Regierung, die nicht 223 Stimmen gegen sich erhält, kann ruhig am Steuer bleiben, ohne gegen die Konstitution zu verstoßen.

Im Artikel 59 ist aber schon von einer konstitutionellen Verantwortlichkeit die Rede, als ob die parlamentarische Verantwortlichkeit nicht konstitutionell wäre. Für die konstitutionelle Verantwortlichkeit sind aber bedeutend weniger Stimmen erforderlich als für die parlamentarische; denn hier ist die Anwesenheit von wenigstens der Hälfte der gesetzlichen Abgeordnetenzahl erforderlich, das heißt von 222, und dann genügen $^3/_5$ der abgegebenen Stimmen, also nicht 222, sondern nur von den tatsächlich abgegebenen Stimmen. Eine „konstitutionelle" Verantwortlichkeit wird also bedeutend niedriger eingeschätzt als eine „parlamentarische".

Sie sehen also, Herr Abgeordneter, daß die Konstitution so schwankend und unbestimmt redigiert ist, so schludrig abgefaßt, wie es der Geist der Herren Abgeordneten selber ist. Ich muß Ihnen überhaupt sagen, daß dieses unsorgfältige Geschreibsel aus unserer Verfassung so etwas wie ein schlechtes Kohlgericht macht, in das man auch verdorbenen Schinken und angefaulten Speck tut und das ganze mit nicht gut sauer gewordenem Kraut vermengt. So muß man jeden einzelnen Paragraphen und Artikel ganz gesondert für sich nehmen, ohne ihn mit etwas anderem, mit irgendeinem anderen Artikel in Verbindung zu bringen. Der verdorbene Schinken ist natürlich für den Herrn Staatspräsidenten, der angefaulte Speck für die Herren von der Regierung, und für die Herren Abgeordneten bleibt der nicht gut gesäuerte Kohl. Wie Sie begreifen, können die Mägen nichts dagegen machen, und schließlich haben wir als Ergebnis einen üblen Geruch, so daß — mit Verlaub — die ganze Wiejska danach stinkt. Aus diesem Chaos kann man nur durch eine Änderung der Verfassung und eine anständigere Abfassung herausgelangen.

Ich will noch hinzufügen, daß niemand das Recht hat, die Konstitution auszulegen. Jede Interpretation ist verboten, und infolgedessen bleibt dem Staat nur das Sauerkohlgericht.

*Meinen Sie, Herr Marschall, nicht, daß dieses Verbot der Interpretation eigentlich eine Fiktion ist, daß alle und vor allem die Abgeordneten die Verfassung interpretieren?*

Gewiß interpretieren sie sie, denn ohne jede Auslegung würde es schwer fallen weiterzukommen, bei einem solchen Machwerk von Konstitution, das nach dem Abgeordnetenstall duftet. Wissen Sie, ich habe schon von den verschiedensten Arten gehört, die Verfassung zu mißdeuten, man suchte seine Behauptungen und Forderungen irgendwie auf unsere Konstitution zu stützen. Das nenne ich aber nicht mehr Konstitution, sondern Konstituierte. Ich habe mir das Wort ausgedacht, weil es an Prostituierte anklingt. Wenn in Eurem geehrten Sejm solche Winkeladvokaten wie Herr Lieberman oder andere Dunkelmänner wie ein Haufen Gauner die juristischen Autoritäten sind, dann ist auch eine solche Auslegung möglich; sie ist aber nicht rechtmäßig, und niemand ist imstande, das Recht anzuerkennen. Dieses System, die Verfassung je nach den Bedürfnissen umzubiegen, muß aus ihr eine gewöhnliche Dirne machen — und das darf man nicht erlauben. Ich werde selbstverständlich über alle solche Einfälle zur Tagesordnung übergehen und mich auf keinerlei juristischen Wortstreit einlassen.

*Ich möchte mir die Bemerkung erlauben, Herr Marschall, daß das Verständnis für die Notwendigkeit zur Änderung der Verfassung in der Volksgemein-*

*schaft bereits herangereift ist. Nicht einmal alle Abgeordneten finden an dem jetzigen „schlechten Krautgericht" Geschmack.*

Sie haben wiederum, nach der Art der Abgeordneten, zwei Begriffe auf einmal hineingebracht: die Volksgemeinschaft und die Abgeordneten. Erlauben Sie aber, daß ich hier einen Unterschied mache. Die Volksgemeinschaft hat keinen Ausdruck, um ihr Interesse für irgend etwas zu äußern. Und deshalb kann jeder über die Volksgemeinschaft reden, was ihm in den Sinn kommt. Was dagegen die Herren Abgeordneten anlangt, so will ich Ihnen noch ganz andere Dinge sagen. Eines steht völlig deutlich in der Verfassung: daß der Abgeordnete kein Recht hat zu regieren. Indessen will der Abgeordnete gerade das nur tun. Wenn Sie irgend einmal aufmerksam verfolgt haben — was übrigens nicht leicht ist —, wie ihre Beratungen geführt werden, so werden Sie bemerkt haben, daß der Abgeordnete Oberingenieur, Oberkondukteur, Oberarzt, Oberjurist, Oberregierung und Oberpräsident sein will — er sucht sozusagen seinen Ruhm in einem unsinnigen Gerede, von dem einem die Ohren gellen. Es gibt in der ganzen Welt keinen solchen Universalmenschen, nur der Abgeordnete will im unglückseligen Polen eine solche „Universalität" den Menschen vormachen. Das System der Abgeordneten, über das ich oftmals nachgedacht habe, beruht doch auf dem Verlangen, zu zeigen, daß er klüger ist als alle anderen. Das aber führt zu der Forderung, daß alle anderen auf dem Kehrichthaufen zu stehen und ihm ihre Ehrerbietung zu erweisen haben: Chapeaux-bas, Hut ab, selbst wenn der Herr Abgeordnete lauter Dummheiten faselt. Wissen Sie, ich habe schon seit langem die armen Mini-

ster beobachtet und stets die gleiche komische Erscheinung bemerkt; jeder neueintretende Minister wollte glauben, es würde gerade ihm gelingen, irgendeinen der Abgeordneten zu überzeugen; und jedesmal war das Ende ein so tiefer Ekel vor jeder Unterredung mit den Abgeordneten, daß ich ständig in Angst schwebte, die Minister würden die Seekrankheit bekommen und sich nach jedem Gespräch mit den Abgeordneten übergeben. Und wir haben von diesen Abgeordneten 444! Ein Mageninhalt kann doch, ich bitte Sie, für einen solchen Verkehr nicht ausreichen, und niemand hat Lust, chapeaux-bas auf dem Kehrichthaufen zu stehen. Alle unternommenen Versuche hatten ein völliges Fiasko zum Ergebnis. Der Abgeordnete, diese niederträchtige Erscheinung in Polen, erlaubt sich Taten, die gleichermaßen für den Sejm als solchen wie auch für die Abgeordneten selbst erniedrigend sind, so daß die ganze Arbeit im Sejm stinkt und überall die Luft verpestet. Ich bin nicht imstande zuzulassen, daß die Abgeordneten der Verfassung zuwider regieren und kann sie nicht als die Auserwählten für die Regierungsführung ansehen. Meines Erachtens sollte man in jedem Amt den Abgeordneten zur Tür hinauswerfen; wenn man ihm noch etwas dazulegen wollte, so würde es auch nichts schaden. Der Abgeordnete umgibt sich mit einem lächerlichen Nimbus der Unantastbarkeit, während die Verfassung nur von der Unantastbarkeit des Gerichts spricht; alles andere, Herr Abgeordneter, ist antastbar! Ich will Ihnen eine sehr ulkige Anekdote erzählen. Einer dieser unehrenhaften Herren bekam in einer bestimmten Stadt eine Maulschelle und wandte sich darauf an das Stadtkommando mit der Forderung, ihm Schutz zu gewähren. Der General, an den er sich wandte, antwortete ihm sehr ruhig und sachlich, der Herr Abgeordnete wäre doch kein

Pulverturm, bei dem er einen Wachtposten aufstellen müßte, und deshalb würde er ihm auch keinen Wachtposten beigeben. Aus dem gleichen Grunde wird auch die Regierung keinerlei Schildwachen aufstellen — dessen können Sie versichert sein.

Zur Verdeutlichung für den Stand der Dinge will ich Ihnen ein paar Worte über Anständigkeit sagen. Die Herren Abgeordneten haben bereits jeglichen Anstand verloren, wie wenn sie bekunden wollten: selbst wenn der Sejmabgeordnete ein Gauner und ein Schuft ist und allen nur zur Last fällt, so müßte man doch vor ihm auf dem Kehrichthaufen stehen und sich tief verbeugen. Ich kann diesen Sachverhalt nicht dulden; denn dann geht der Staat der Anarchie entgegen und versinkt im anarchischen Chaos. Wenn Sie sich ansehen wollen, wie diese Unanständigkeit in der Verfassung aussieht, so werden Sie finden, daß vom Staatspräsidenten ein Eid verlangt wird, von jedem Minister ebenfalls; die Verfassung umgibt die Arbeit des Präsidenten und diejenige des Ministers mit sogenannten Staatsgerichtshöfen, deren juristische Ordnung ebenso schludrig ist wie die Fassung der Konstitution selbst. Der Herr Abgeordnete dagegen legt keinen Eid ab, denn er fühlt sich dem Staat gegenüber zu keiner Leistung verpflichtet. Die Herren Abgeordneten „schwären" nur, wohl deshalb, um nicht wegen Meineid zur Verantwortung gezogen zu werden. Ich habe alle Sejmeröffnungen der Republik vollzogen und werde niemals meinen Ekel bei der Handlung des „Schwärens" vergessen. Beispielsweise während des letzten Sejms. Entsinnen Sie sich dieses reizenden Bildes: zuerst ein ganz gewöhnlicher Krawall wie in der Schenke; ich erinnere mich daran, ich saß auf der Regierungsbank und sah mir diesen Krawall an; ich sah verschiedene „Lö-

wen“*) Lärm und Radau machen. Ich muß Ihnen gestehen, ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, wie ich darauf wartete, daß so ein „Löwe“ vor Angst einen Gestank von sich geben würde; und so kam es denn auch. Und in welcher Form geht das „Schwären“ selbst vor sich! Dieses Bild verfolgt mich geradezu. So ein Herr mit seinen aufgeknöpften Hosen geruht nicht einmal, sich anständig aufzurichten, wenn er sein „Ich schwäre“ sagt. Und von solchen dreckigen, „schwärigen“ Hosen soll der Staat abhängen! Das ist nicht auszuhalten. Schluderarbeit, Nichtsnutzigkeit und anarchische Methoden — einmal muß man alledem ein Ende bereiten!

Wissen Sie, worüber ich jetzt am häufigsten nachsinne? Über eine seltsame Begriffsverwirrung der Herren aus der „untergehenden Welt“. Sie sprachen mir da von der Volksgemeinschaft. Diese Herren aber sprechen vom Sejm; ob es ihrer nun zwei oder drei oder zwölf sind, jeder bildet den Sejm, und jeder spricht von seinem Einverständnis oder von seinem Willen, wie wenn es die Zustimmung des Sejms wäre. Wo bleibt da das Prinzip der einfachen Mehrheit? Denn die „schwärigen“ Hosen arbeiten nicht — es fällt sogar schwer, sie zusammenzubringen — aber Geld nehmen sie dafür. Kürzlich ist da zum Beispiel die Einrichtung eines „linken Zentrums“ oder einer „zentralen Linken“**) entstanden — auch eine kluge Einrichtung. Man schickte allerhand Rundschreiben überall herum, und alles das geschah im Namen des Sejm, obgleich der Sejm nur solange besteht, wie er zur Sitzung versammelt ist und wenn 223 Abgeord-

*) Ein unübersetzbares Wortspiel: im Polnischen bedeutet dasselbe Wort „links“ und „Löwe“. Das Bündnis zwischen Mittel- und Linksparteien wird hier lächerlich gemacht, indem sozusagen von „Zentrumslöwen“ gesprochen wird.

**) Piłsudski braucht hier abermals das ironische Wortspiel vom „Zentrumslöwen“.

nete anwesend sind, nicht aber für irgendwelchen Unsinn. Dann könnte man vielleicht auch alle Lumpen versammeln, denn deren gibt es genug im Sejm, so etwa hundert, und dann davon sprechen, das wäre der Sejm. Und von solchen Lumpen soll der Staat abhängen?

Eine andere Frage, über die ich oft nachgegrübelt habe, betrifft die Beweggründe, warum diese Bande so anarchisch handelt. Auf Grund jahrelangen Nachdenkens bin ich zu der feststehenden und klaren Überzeugung gelangt: die Herren Abgeordneten brauchen Geld, Geld und nochmals Geld. Die Regierung soll das Geld aus den aufgebrachten Steuern entwenden und ihnen geben. Und drittens: all die Parteibequemlichkeiten; das heißt, aus den Steuergeldern sollen die Parteien erhalten werden, ihre Agitatoren und allerlei ähnliche Gewächse. Das ist das Ziel, das sie erstreben. Ihre Gesellschaften sollen subventioniert werden, welche die Herren von der Partei dann bestehlen werden, und alles das soll von den Steuereingängen bestritten werden. Alles soll für sie umsonst getan werden, und jeder muß vor den Herren Abgeordneten auf dem Kehrichthaufen stehen. Sie aber streben nach völliger Straflosigkeit. Dieses anarchische System, das von verschiedenen „Zentrumsleuten" und „Linkslöwen" sowie ihren stillen Teilhabern eingeführt wird, die sich nur schämen, zu den „Zentrumslöwen" zu gehören, — das ist die schwerste Krankheit der Neuzeit. Daher behaupte ich auf Ihre Frage hin, was meine allergrößte Sorge ist: sie gilt der Abwehr aller Angriffe auf die Staatsgelder und ihrer Verwendung für übelriechende Parteizwecke. Parteistreiche dürfen für die Regierung nicht existieren. Ich muß Ihnen sagen, das Merkmal der neuen Zeit ist ein vollständiger Niedergang der Anständigkeit. Wie oft seufzte ich: wenn es doch wenigstens anständig zuginge!

Aber der Abgeordnete wünscht frei zu sein sowohl von der strafrechtlichen Verantwortung wie von jedem Ehrenkodex wie auch von den Geboten des Anstands; dadurch enthebt er auch die anderen der gleichen Anstandsverpflichtungen. Ich muß meine tiefe Genugtuung darüber zum Ausdruck bringen, daß die zahlenmäßig größte Sejmfraktion sich von dieser Sauwirtschaft ausgenommen hat, indem sie erklärte, ihre Mitglieder würden sich jedem Gericht stellen, das sie zitieren sollte, auch wenn es sich um eine strafrechtliche Verantwortlichkeit handele, und sie wären nicht gewillt, sich der Ehrenordnung zu fügen, welche die Herren Abgeordneten einführten. Das berechtigt zu der Hoffnung auf bessere Zeiten und läßt es möglich erscheinen, daß der parteiische Ungeist, der nur nach Geld, Geld und nochmals Geld verlangt, in Polen nicht mehr vorherrschen wird.

## II

### 6. September 1930

*Wir sind also, Herr Marschall, seit einer Woche in die Zeit des Wahlkampfes eingetreten.*

Es ist jetzt eine Zeit des Wahlkampfes vor allem für die Regierung und für die — wenn ich mich so ausdrücken darf — möglichen Kandidaten für die Abgeordnetensitze. Was diese Kandidaten anlangt, will ich vorläufig gar nichts sagen, denn ihre Namen sind mir nicht bekannt. Dagegen muß ich gestehen, daß mich diese erste Woche der Wahlzeit sehr stark mitgenommen hat; ich muß mich nämlich mit einer ganzen Anzahl von Gesetzen und Vorschriften befassen, in denen natürlich das gewohnte Chaos und eine

Menge von Widersprüchen vorhanden ist. Außerdem bin ich — ich weiß nicht, warum — gezwungen, mich mit den ehemaligen Sejmabgeordneten zu befassen, und ich versichere Ihnen, daß mich diese zweite Beschäftigung zu einer recht widerwärtigen Arbeit zwingt: in allerhand Schmutz herumzuwühlen. Wenn nämlich die wesentlichste Losung der ehemaligen Abgeordneten: Geld, Geld und nochmals Geld lautet, sei es für sich selber, sei es für die verschiedensten Parteien, so entsteht die Notwendigkeit, sich mit Schmutz und Unsauberkeit zu befassen, was für mich besonders beschwerlich ist, da ich hinreichend dafür bekannt bin, daß ich außerstande bin, irgendeine schmutzige Tat zu begehen.

Doch kehren wir zu den Gesetzen zurück. Vor allem hatte ich also mit der sogenannten Wahlordnung zu tun. Meine erste Sorge ging dahin, ob ich Gesetze anerkennen soll, die offenkundig mit der Verfassung in Widerspruch stehen. In der Verfassung finden Sie nämlich keinen Artikel, der irgendwo etwas über die Parteien, Fraktionen oder irgendeine innere Organisation der Abgeordneten sagt. Im Gegenteil: die Verfassung verlangt stets von den Abgeordneten die völlige Freiheit, diese oder jene Angelegenheit nach dem eigenen Gewissen und nicht nach dem Befehl irgendeiner Partei oder Organisation zu entscheiden, welcher dem eigenen Gewissen widersprechen könnte. Die Abgeordneten legen doch sogar ihren Eid auf jene „schwärigen Hosen" ab. Und nun muß ich mich auf einmal nach der Wahlordnung, welche die sogenannte Staatliche Wahlkommission gemacht hat, mit den Vertretern jener Fraktionen und Parteien befassen, die obendrein noch die Reinheit der Wahlen sozusagen behüten wollen.

Ich muß gestehen, ich bin schwankend geworden, ob dieses niederträchtige Gesetz ausführbar ist. Denn diese

Staatliche Wahlkommission soll auch nach der Neuwahl für den ganzen Zeitraum bis zur Ausschreibung der nächsten Wahlen bestehen bleiben; das heißt also, wenn sich auch bei der Neuwahl irgendeine Fraktion als nicht mehr vorhanden herausstellt, wenn sie auch draufgeht und nur mehr ein toter Kadaver ist, so soll sie dennoch weitere Bedeutung haben, selbstverständlich ihre Reisen, Tagegelder und Hotels bezahlt bekommen, so daß solch ein „Abgeordneter a. D." noch sein Gratisfressen erhielte. Es war mir schwer, einen Entschluß zu fassen; denn es gibt nichts Häßlicheres im Staate als die demoralisierte Bande ehemaliger Abgeordneten, dieser ausrangierten Stuten oder kümmerlichen Wallache, die immerfort: Geld, Geld und nochmals Geld — schreien und per procura irgendwelche Aufträge erhalten können. Ich muß bekennen, mir war die Entscheidung meiner rechtlichen Zweifel recht schwer, da dieses übelriechende Parteistückchen offenkundig der Verfassung widerspricht. Mein erster Entschluß war, die Sache ganz rücksichtslos zu streichen und diesen Kadaver hinauszuwerfen, der die Angelegenheit der Wahlen nur komplizieren kann.

Dieses Parteistückchen gehört zu jenen Systemen, deren es eine Menge gibt: durch verschiedenartige Beigaben zu den Befugnissen der Verfassung, die nur Geld, Geld und nochmals Geld sowie Gratisfressen für die Herren Sejmabgeordneten bedeuten, noch etwas hinzuzufügen. Wenn ich es nicht getan habe, so nur darum, weil es so rasch schwer wäre, etwas anderes an die Stelle des Vorhandenen zu setzen. Das ist der einzige Grund, warum ich mehrere Kadaver bleiben und weiter die Luft verpesten ließ.

*Soviel ich weiß, Herr Marschall, hatte die Regierung eine Art von Konflikt mit dem Sejm wegen seiner nachträglichen Ansprüche auf Gelder aus der Staatskasse?*

Aha, Sie wollen gewiß von dem hungernden Herrn Daszyński*) und seinen anderen Kollegen sprechen. Ich muß Ihnen sagen, mich hat auch diese Angelegenheit viel Zeit gekostet, aber ich lehne alle solche Anschläge gegen die Staatskasse ab. Vor allem steht in dem Verfassungsartikel, der von der Sejmauflösung spricht, kein Wort darüber, daß der verbleibende Sejmmarschall und seine Stellvertreter irgendwelche Gelder beziehen sollen. Die hier nachträglich angehängten Vizemarschälle sind in dem betreffenden Verfassungsartikel nicht einmal erwähnt; es ist nur von Vertretern die Rede. Und da sich dieser Herr Daszyński bisweilen gar nicht von Abgeordneten vertreten läßt — wie das bei der bekannten Episode mit den Offizieren**) der Fall war, wo Herrn Daszyński irgendein elender

*) Daszyński, der damalige Führer der Sozialistischen Partei und Sejmmarschall, geriet mit Piłsudski in einen scharfen Konflikt.

**) Vor Beginn der ersten Sejmsitzung zur Haushaltberatung am Nachmittag des 31. Oktober 1929 erschienen in der Vorhalle des Parlamentsgebäudes mehrere Dutzend Offiziere, die auf Befragen teils erklärten, Marschall Piłsudski sehen zu wollen, teils die Rede des Abgeordneten Oberst Koc mitanzuhören wünschten. Auf Verlangen der oppositionellen Fraktionen trat der Ältestenrat zusammen, der es ablehnte, den Sejm tagen zu lassen, solange sich im Hause Vertreter der bewaffneten Macht aufhielten.

Piłsudski wurde bei seinem Erscheinen von den Offizieren mit Ovationen begrüßt. Als dem Vertreter des erkrankten Ministerpräsidenten erklärte ihm Sejmmarschall Daszyński, die Sitzung nicht eröffnen zu können, ehe die Offiziere das Parlament verlassen hätten. Diese lehnten es aber ab, den Sejm zu räumen, in welchem sie sich wie alle anderen Bürger aufhalten dürften, so daß der Sejmmarschall schließlich abends die einberufene Sitzung wieder absagte.

Der Vorfall führte zu einem Mißtrauensvotum gegen den Sejmmarschall seitens der Fraktion des „Parteilosen Blocks für die Zusammenarbeit mit der Regierung", welche im Vorgehen Daszyńskis eine Beleidigung der Offiziere er-

kleiner Beamter vertrat —, so weiß ich nicht einmal, wer mit diesem Begriff des Vertreters gemeint ist und wieweit er ausgedehnt werden kann. Ich muß nochmals darauf aufmerksam machen, daß in der Verfassung von irgendwelchen Bezügen keine Rede ist.

Ich habe eine ganze Menge verwickelter juristischer Ausführungen in dieser Angelegenheit anhören müssen; sie alle aber pflichten nach ausführlichen und gründlichen Untersuchungen meiner Auffassung bei und nicht derjenigen Daszyńskis. Selbstverständlich können allerlei Winkeladvokaten die Konstituierte-Prostituierte anders drehen und wenden; aber das hilft ihnen kein bißchen, denn ich bin nicht geneigt, die mühsam aufgebrachten Steuergelder rechtswidrig für die ehemaligen Abgeordneten auszugeben. Ich werde ganz gewiß keinen Groschen dafür verausgaben.

Dasselbe gilt auch für die Herren von der sogenannten Schuldenkommission, die ebenfalls während der Pausen zwischen den Sejmtagungen Bezüge erhalten sollen, soweit sie keine Tagegelder bekommen. Man kann aber die Auflösung der Kammer unmöglich als Pause zwischen den Tagungen ansehen. Daß diese Herren nun anstatt der Tagegelder sich rechtswidrig eine feste Besoldung verschafft haben und obendrein noch, um ausgiebiger prassen zu können, auch während der Tagungspausen Extragelder einheimsen, bedeutet durchaus nicht, daß ich das Nichtvorhandensein des Parlaments als eine Tagungspause betrachten müßte. Deshalb wird aus dieser Gratisbeköstigung ebenfalls nichts werden.

---

blickte. Eine Erklärung des Marschalls zu dem Vorfall wurde von den oppositionellen Fraktionen heftig kritisiert; doch erhielt der Parteilose Block für seinen Einspruch dagegen die Stimmenmehrheit. Am 7. November wurde schließlich durch einen Bericht und einen Armeebefehl Pilsudskis die ganze Angelegenheit beigelegt.

Ich habe ganz allgemein die Zweckmäßigkeit des Artikels 29 der Verfassung überdacht, auf den sich Daszyński stützt und der von einer Vergütung nichts enthält. Und ich will zugeben, daß ich in dieser Regelung ein gewisses Maß von Zweckmäßigkeit entdeckt habe, denn die verwikkelten Abrechnungen der Gelder, die für den Sejm verausgabt werden, erfordern einen gewissen Zeitraum für die Abwicklung. Es sind Vorschüsse vorhanden, welche die Herren Abgeordneten erhalten haben, es gibt eine Menge Schulden, die auf ihren Tagegeldern lasten, Rechnungen im Sejmrestaurant und im Hotel, die irgendwie beglichen werden müssen. Daß aber alle Zahlungen für Fauteuil, Hotel, Bordell und Serdell*) von der Regierung aus Staatsgeldern beglichen werden sollen — diese Kalkulation muß schließlich fehlschlagen. Wahrscheinlich besteht deshalb ein Zeitraum zur Regelung aller dieser Rechnungen bis zum Zusammentritt des neuen Sejm und zwar so, daß gegenüber den früheren Abgeordneten disziplinarisch vorgegangen werden kann. Natürlich kann sich das die Konstituierte-Prostituierte auch anders deuten, denn dieser natürliche Zweck ist in der Verfassung gar nicht erwähnt, aber auch andere Zwecke werden dort nicht angeführt. Ich wiederhole aber nochmals, daß in dem betreffenden Artikel kein Wort von einer Vergütung enthalten ist.

*Wenn ich recht verstanden habe, beabsichtigen Sie, Herr Marschall, nicht, die ehemaligen Abgeordneten als Einrichtung anzuerkennen und ebensowenig irgendwelche Berechtigungen für sie?*

Sie haben an mich eine Frage gerichtet, aus der sich die Antwort naturgemäß ergibt. Wenn der Sejm aufgelöst ist,

*) Serdell heißt eine Art von kleinen Würstchen.

so gibt es keine Abgeordneten — sie existieren überhaupt nicht. Jedermann kann sich auf den Standpunkt stellen, daß die Abgeordneten, wenn sie ihre Vorrechte dennoch behalten wollen, wie ich nochmals betone, als gewöhnliche Kadaver zu bezeichnen sind, die durch ihr Vorhandensein die Luft verpesten. Ich möchte Ihnen erzählen, daß ich — übrigens auf Grund geringfügiger Vorfälle — viel über eine sogenannte Begriffsverwirrung nachgedacht habe. Es ist das eine Angelegenheit, mit der ich mich schon seit langem befasse; fast seit frühester Jugend lege ich mir häufig die Frage vor, woher bei den Menschen die seltsame Neigung stammt, bestehende Dinge, reale Tatsachen in unwirkliche, nicht vorhandene zu verwandeln, woher dieser Wunsch kommen mag, die eigene Kleinheit und Nichtigkeit gleichsam vor sich selber mit nicht vorhandenen Tatsachen und unwirklichen Gedankenbildern zu verschönern, so daß diese Begriffsverwirrung die Leute geradeswegs ins Irrenhaus zu führen scheint.

Das kann man uneingeschränkt auch auf die früheren Sejmabgeordneten beziehen.

Noch kürzlich habe ich mit einem der hervorragendsten europäischen Staatsmänner eine Unterredung gehabt, in der wir über einen der jetzigen Staaten sprachen — ich möchte seinen Namen nicht nennen —. Ich sagte, man hätte es da mit Kranken zu tun, die schon früher farbenblind waren, denn sie sehen das helle Frühlingsgrün als gelb oder rot, dagegen erscheint ihnen die rote Farbe als grün; diese Krankheit soll, wie ich einmal gelesen habe, recht weit verbreitet sein. Als sie aber bei diesen Leuten weiter fortschritt, fingen sie an, auf dem Kopf zu stehen und mit den Beinen in die Höhe zu strampeln. Da ein solches Gehen aber unbequem ist und man dabei die Welt verkehrt sieht,

so verursacht es Kopfschmerzen. Und dann klagen die Leute, ebenfalls umgekehrt, jemanden anderen dafür an, daß ihnen der Kopf wehtut.

Die früheren Abgeordneten erinnern mich in hohem Maße an diese Herrschaften. Zunächst bilden sie sich ein, daß sie die vorhandenen Abgeordneten des freilich nicht vorhandenen Sejm sind, und deswegen versuchen sie, aus einem Berufsverband ehemaliger Abgeordneter einen Staat im Staate zu machen, den sie „die Wiejska" nennen. Dieser neue „Staat" will mit dem Staat Polen im Kriegszustand leben, vielleicht, um das Gratishotel und Gratisserdell der Abgeordneten zu verteidigen. Wie jene Leute, von denen ich sprach, glauben sie, wenn man im Kriegszustande ist, könnte man doch vielleicht etwas gewinnen, wenigstens das Gratishotel oder doch die Gratiswurst. Sie erlauben sich, während dieses Kriegszustandes von den Regierungsgebäuden Gebrauch zu machen, als wenn sie ihr Eigentum wären; sie gestatten sich, als „regierende" Parteien irgendwelche Senate zu organisieren, und werden womöglich bald ihren eigenen Präsidenten wählen und eine neue Regierung berufen. Die meisten von ihnen eignen sich wohl schon für das Irrenhaus, wenn nicht für das Gefängnis. Sie haben beispielsweise die Regierung schon gezwungen, eine Durchsuchung nach Waffen vorzunehmen, als Beweis dafür, daß sie sich im Kriegszustand befinden und anscheinend die Absicht haben, vor allem denjenigen mit ihren Ausdünstungen zu vergiften, der die Gegenpartei führt, also den Regierungschef, indem sie ihn zwingen, in ihrem Schmutz herumzuwühlen.

Das Komischste ist jedoch noch eine andere Begriffsverwirrung der Abgeordneten: ihre fortwährende Verlautbarung, je geringer sie an Zahl wären, desto mehr repräsen-

tierten sie den Sejm. Ich fürchte, schließlich werden nur noch ein paar übrig bleiben, die dann feierlich verkünden werden: „Wir, wir sind der Sejm" und dazu noch der souveräne Sejm; denn bei der bekannten Neigung der Herren Sejmabgeordneten, Oberchauffeure, Oberpräsidenten, Oberingenieure und Oberkondukteure zu sein, könnte das leicht vorkommen. Ich glaube, um die stark mitgenommene Gesundheit dieser Herren zu retten, wäre es am besten, zur Feuerspritze zu greifen, um sie etwas zur Besinnung zu bringen. Das ist eine altbewährte Methode: Verrückte mit kaltem Wasser zu behandeln. Dabei muß man bedenken, daß alles das unter der Flagge der Gratiswurst kämpft. Nun, wie könnte so ein lächerlicher „Staat" weiter bestehen? Ein Staat der Gewerkschaft ehemaliger Abgeordneter, welche die Reinheit der Wahlen beschützen wollen! Nein, nein, mein Lieber, das geht wirklich zu weit! Die Gratiswurst und die Reinheit der Wahlen — einträchtig beisammen!

Sie sehen also, daß ich für diese eine Woche gerade genug Wahlsorgen gehabt habe.

## III

### 13. September 1930

*Darf ich Sie, Herr Marschall, als den Regierungschef über die Verhaftung der ehemaligen Abgeordneten befragen?*

Aber bitte sehr. Die Geschichte dieses Vorfalls ist folgende:

Noch vor der Auflösung des Parlaments, als die Abgeordneten noch tatsächlich Abgeordnete und nicht „Abgeord-

nete a. D." waren, ging eine recht große Anzahl von Strafverfahren ein, welche von der Staatsanwaltschaft gegen verschiedene Abgeordnete und aus ganz verschiedenen Gründen angestrengt wurden. Ich habe nämlich gar keinen Zweifel daran, daß die Herren Abgeordneten eine Immunität, das heißt also eine Unantastbarkeit anstrebten, welche so sehr ausgedehnt wurde, daß sich eine Menschengruppe herausbildete, deren Vorzugsrechte aber weder verfassungsmäßig noch rechtlich noch sonstwie nach den üblichen Sittlichkeitsbegriffen begründet waren.

Bei der Entwicklung unseres sogenannten Parlamentarismus wurde es also zur Gewohnheit, daß selbst Leute, die an diesem oder jenem Vergehen oder Verbrechen beteiligt waren, nicht zur gerichtlichen Verantwortung gezogen wurden; diese Straflosigkeit nahm im letzten Sejm bereits einen so ungeheuerlichen Umfang an, daß es jedes erträgliche Maß überstieg.

Ich persönlich kann Straflosigkeit überhaupt nicht vertragen, da sie zwangsläufig zur Zügellosigkeit und einer gewaltsamen und raschen Verringerung des gewöhnlichen sittlichen Empfindens führt; darum habe ich sofort diese normale Zeit, in der die Abgeordneten zu gewöhnlichen Staatsbürgern werden, auszunutzen beschlossen, um doch einmal in Polen die Rechtsprechung der Gerichte auf einen normalen Weg zu bringen, der nicht mehr so frech mißachtet werden kann, wie es die Abgeordneten unter dem Deckmantel ihrer Immunität taten.

Deshalb habe ich angeordnet, alle von der Staatsanwaltschaft eingeleiteten Strafverfahren zu sammeln; und Sie können mir glauben, daß sich davon eine ganze Menge angehäuft hat. Angesichts des natürlichen Dranges der Justiz, Menschen einer besonderen Schicht nicht um irgendwelcher

Vorrechte willen auszuschließen, ist diese Anzahl im ständigen Wachsen begriffen und kann noch eine ansehnliche Ziffer erreichen.

Ich kann Ihnen sagen, daß ich leider selber die strafende Hand der Gerechtigkeit aufhalten mußte; denn es wäre mir unmöglich gewesen, mit einer so großen Anzahl von Strafsachen auf einmal fertig zu werden. Und da die Polizei augenblicklich infolge der Sejmwahlen mit einer Menge Nebenarbeit beschäftigt ist, konnte ich auch sie nicht übermäßig belasten. Deshalb entschloß ich mich, keinen Rekord anzustreben, und bin bei der ersten Gruppe stehengeblieben: kaum ein Viertel der Fälle. Ich kann Ihnen unglücklicherweise nicht genau mitteilen, für welche Vergehen der eine oder andere Herr durch die Justiz verfolgt wird, denn diese gibt bei jedem Namen nur die Artikel und Paragraphen des Strafgesetzes an, die ich leider nicht auswendig kenne. Ich weiß nur, daß sie sehr verschiedenartig sind, daß sogar die Anzahl dieser Paragraphen ganz erheblich ist, so daß man, um hier Bescheid zu wissen, immerfort mit dem Strafgesetzbuch in der Hand arbeiten müßte, was nicht zu meinen Pflichten gehört. Ich weiß aber, daß dazu Schießerei gegen Polizeibeamte, Wechselmachenschaften, Betrügereien und Erpressungen und ähnliche üble Dinge gehören.

Die Verhaftungen sind infolgedessen hinsichtlich der Personenauswahl recht zufällig; ich könnte ebensogut jeden fünften oder jeden zehnten auswählen. Denn die Herren Abgeordneten hatten wahrhaftig eine recht eigentümliche Lebensweise angenommen: um die „Freiheitsrechte" zu verteidigen, setzten sie sich auf die Straße, um ihre Schmutzereien zu treiben — immer unter dem Deckmantel der Immunität. Das konnte man doch nicht dulden! So ein „Freiheitsrecht" — darüber würde selbst ein Pferd lachen, um

in der Legionärssprache zu reden. Hier betrügen, dort erpressen, da mit dem Revolver schießen, dort stehlen — das sind ihre „Freiheitsrechte".

Diese Ausdehnung der Abgeordnetenimmunität, wobei die Sejmmarschälle es ständig ablehnten, auch nur Untersuchungen über die fraglichen Fälle zuzulassen, ist eine solche Verhöhnung des Rechtsgefühls und tritt die Ehre des Parlaments als solches so schamlos mit Füßen, daß man wohl nicht weiter gehen kann. Das ist eine der größten Unanständigkeiten, die in der hinter uns liegenden Zeit der Sejmherrschaft begangen worden sind. Gerade diese Unanständigkeit ließ mich glauben, daß der Hauptzweck der Tätigkeit der Abgeordneten darin liegt, um jeden Preis vor den Gerichten der Republik Straflosigkeit zu erhalten.

*Sie, Herr Marschall, streben also danach, daß im jetzigen Tagungsabschnitt die Gerechtigkeit ihren normalen Lauf nimmt, was ehedem durch den ungeheuren Mißbrauch der Immunität gehemmt wurde?*

Wenn es mir gelingen sollte, auch nur ein bißchen Anständigkeit in diese verschmutzten Verhältnisse zu bringen, so wäre ich darauf sehr stolz. Mich ermutigt darin die Erklärung der früheren Abgeordneten der sogenannten Gruppe I, die öffentlich mitteilten, sie wollten nicht von der Abgeordnetenimmunität Gebrauch machen und nicht nur von dem sogenannten Ehrengericht des Sejm zur Rechenschaft gezogen werden.

Aber ich will noch einmal zu dem schon früher berührten Thema der Begriffsverwirrung zurückkehren. Bei den Leuten mit solcher Begriffsverwirrung können Sie das unbewußte Bestreben wahrnehmen, ihre Stellung als „gewissermaßen Abgeordneter" sogar auf die Wahlzeit auszudeh-

nen. Wissen Sie, daß unter der Zahl der verhafteten Abgeordneten sich einige Herren befinden — ich entsinne mich bloß der Namen Kwiatkowski und Baćmaga —, die wegen gewöhnlicher strafrechtlicher Vergehen verfolgt werden, aber bei ihrer Überführung ins Gefängnis ununterbrochen schrien, sie seien Abgeordnete? Herr Dębski hat sogar eine Scheibe im Automobil zerschlagen, in welchem er überführt wurde; wohl weil er einmal Wojewode gewesen ist, maßte er sich besondere Vorrechte an. Ich kann es selbstverständlich nicht wissen, aber vielleicht dachten die Herren in ihrer törichten Begriffsverwirrung, wenn ein Vorübergehender auf der Straße hören würde, daß es sich um einen Abgeordneten handle, so müßte er hinzustürzen, um ihn zu retten und dadurch die erhabene Pflicht zu erfüllen, die „Freiheitsrechte" zu schützen.

Wissen Sie, bei den letzten Vorgängen bin ich auf einen Vorfall aufmerksam geworden, der sich mit Herrn Witos ereignete. Er wurde durch Krakau transportiert, wo die mit der Überführung Beauftragten merkten, daß sie auf ihren Reisedokumenten nicht die erforderlichen Stempel hatten. Sie fuhren also mit dem armen Witos in Krakau herum, von einem Amt zum anderen, um den richtigen Stempel zu bekommen. Herr Witos hat sich während der ganzen Zeit so ruhig verhalten, daß man ihn bei der allgemeinen Unanständigkeit und Lümmelhaftigkeit als eine rühmliche Ausnahme betrachten muß. Er hat seine Menschenwürde bewahrt.

*Ich nehme an, Herr Marschall, wenn Begriffsverwirrung heilbar sein sollte, so wurden einigermaßen radikale Mittel dazu angewandt?*

Ich kann Ihnen sagen, daß sich das angewandte Mittel tatsächlich als sehr wirksam erwiesen hat, denn ich erhielt

bisher aus dem Gefängnis keinerlei Meldung über Begriffsverwirrungen. Die Gefängnisdisziplin ist streng, und vielleicht werden die Herren, wenn sie aus der Haft herauskommen, sich als disziplinierter erweisen als damals, da sie im Sejm so schamlos „Polen dienten".

Um nochmals auf die Begriffsverwirrungen zurückzukommen, so muß die fortschreitende Entwicklung dieser Geistesstörung unfehlbar ins Irrenhaus führen. Ich werde niemals meine Eindrücke aus dem Irrenhaus*) vergessen. Ich erinnere mich an einen Kranken dort, der Tag und Nacht im Zimmer auf und ab ging und von Zeit zu Zeit kräftig mit einem Fuß aufstampfte, mit einem Fuß, der in einem schiefgelaufenen Spitalpantoffel stak. Ich war über dieses hartnäckige Stampfen erstaunt und ermannte mich einmal, den Herrn ganz höflich zu fragen, warum er beim Gehen so stark mit dem Fuß aufstampfe. Er sah mich von oben herab an — als stände ich auf einem Kehrichthaufen, er aber befände sich irgendwo recht hoch — und antwortete mir ruhig und mit einem Anflug von Verachtung: „Man hält mich hier verborgen, weil gewisse Leute auf meine Freiheit und mein Leben Attentate unternommen haben; aber jedesmal, wenn ich aufstampfe, so versteht der Gradonatschalnik, was das bedeuten soll." Ich will zur Erläuterung hinzufügen, daß in Rußland der „Gradonatschalnik" ein Beamter etwa wie unser Regierungskommissar für die Stadt Warschau war. Wieviele solche Tritte mit schiefgelaufenen Pantoffeln soll unser armer Jaroszewicz**) verstehen! Ich bezweifle aber, ob er das versteht.

---

*) Pilsudski meint seine Erlebnisse in einem Petersburger Irrenhaus, in dem er eine Zeitlang interniert worden war, nachdem er Geisteskrankheit simuliert hatte, um eine Flucht aus der Haft zu ermöglichen.

**) Jaroszewicz war der damalige Regierungskommissar für die Stadt Warschau.

*Trotz alledem sehe ich Sie, Herr Marschall, nach den Ermüdungen der ersten Woche der Wahlzeit heute in besserer Stimmung.*

Ich helfe mir, wie ich kann; denn dieses Herumwühlen im Schmutz, bekleckst mit Paragraphen des Strafgesetzes, ist durchaus keine heitere Arbeit, deshalb nehme ich oft zum Lachen Zuflucht als der besten Medizin gegen Abneigung vor gewissen Arbeiten. Ich will Ihnen also erzählen, was mir in den Sinn gekommen ist zu den verschiedenartigen Versuchen der „Abgeordneten a. D.", ihren Besitzstand zu verteidigen.

Wie Sie wissen, bin ich in Żułów geboren, einem großen Gut bei Wilno. Wie es Sitte ist, feierte man dort alljährlich Erntefest. In Żułów wurde dieses Fest reich und üppig gefeiert, mit gründlicher „Schnapserei", denn mein Vater hatte auch eine große Branntweinbrennerei. Was mich als kleinen Knirps interessierte, waren insbesondere die Tänze. Ich konnte nicht verstehen, wie es zuging, daß die Knechte mit ihren schweren Stiefeln nicht die bloßen Füße der Mädchen zermalmten. Mir schien das unmöglich, und damit beschäftigte ich mich. Selbstverständlich wuchs mit dem Fortschreiten des Festes die Stimmung und gute Laune immer mehr. Ich erinnere mich daran, daß in einem bestimmten Jahr wir Kinder die Eltern dreimal baten, uns nicht zu Bett zu bringen, so glänzend und stimmungsvoll war das Erntefest. Als es schließlich schon völlig dunkel war, ging man nach reichlichem Mahl wiederum zum Tanz. Sechs Mann spielten gleichzeitig auf ihren Ziehharmonikas: man tanzte eifrig die „Lewonicha"*). Alle sechse spielten nach dem Gehör. Mein Vater, ein sehr musikalischer Mann, ver-

*) Ein Volkstanz aus der Gegend von Wilno, der im vorigen Jahrhundert sehr beliebt war.

zog sein Gesicht, als hätte er eine Zitrone im Mund. Auf einmal sahen wir den hüpfenden Küchenjungen, der mit den Armen auf einem riesengroßen Messingkessel zum Obsteinkochen mit einem mächtigen Mörser den Takt zu schlagen begann, und zwar ganz anders, als ihn alle Harmonikaspieler einhielten. Mein Vater trat, durch die furchtbaren Mißtöne entsetzt, an ihn heran und fragte: „Joachimchen, was machst du denn?" — „Gnädiger Herr, gnädiger Herr, nur Lärm, nur Lärm . . .!" antwortete Joachimchen ausgelassen. Mein Vater trat beschämt zurück. Aber wie viele solche hartnäckigen Joachime haben wir jetzt wieder beieinander!

Da Sie mich nach meiner besseren Stimmung gefragt haben, so will ich Ihnen sagen, daß meine Laune deshalb besser ist, weil ich an eine rationellere Arbeit herangehen kann. Ich hatte also eine Ministerratssitzung, jetzt fange ich am Staatshaushalt und verschiedenen ernsthaften Dingen zu arbeiten an, die nicht so übel duften wie die Strafsachen und die zahlreichen Unsauberkeiten, die der Sejm hinterlassen hat.

*Trotz der Wahlvorbereitungen sind in der öffentlichen Meinung Zweifel aufgetaucht, ob Sie, Herr Marschall, angesichts Ihrer ablehnenden Haltung gegenüber den Sejmabgeordneten, womöglich die Absicht haben, in Zukunft ganz ohne sie auszukommen?*

Sie berühren eine Frage, die ich selber einmal aufgeworfen habe, als ich von einer untergehenden Welt sprach. Die Frage ist sehr ernst und tiefgreifend, denn zweifellos ist der Parlamentarismus in der ganzen Welt krank. Überall werden Versuche unternommen, die Sache auf die eine oder andere Weise in Ordnung zu bringen.

Ich für meine Person bin der Meinung, daß es nicht möglich ist, ganz ohne eine Volksvertretung auszukommen, wenn sie nur zweckmäßig erwählt wird und dem Verantwortungsbewußtsein Rechnung trägt. Dagegen kann ich nicht leugnen, daß alles, was in Polen in dieser Frage zu beobachten ist, die Arbeit zur Wahrung dieses Grundsatzes außerordentlich mühsam und sehr schwer durchführbar macht. Das liegt aber hauptsächlich an dem niederträchtigen und unanständigen Verhalten der Abgeordneten. Wie bisher könnte ich mich jedoch — das wiederhole ich — nicht insoweit ändern; ich habe das übrigens bekundet, da ich auf dem Wege der Neuwahlen unseren kranken Parlamentarismus zu bessern suche.

## IV

### 27. September 1930

*Nach einer zweiwöchigen Unterbrechung erlaube ich mir wieder, Sie, Herr Marschall, nach dem Verlauf Ihrer Arbeiten als Regierungschef zu fragen.*

Bitte sehr, eigentlich bin ich jetzt ganz mit dem Staatshaushalt beschäftigt, der für das kommende Jahr aufgestellt werden muß, und kann mich kaum zum kleinsten Teil anderen Dingen widmen.

Denn mit dem Haushalt haben wir, wie Sie wissen, eine alljährliche Not. Die Schwierigkeit beruht darauf, daß die Regierung die Staatseinkünfte für das folgende Jahr im voraus veranschlagen muß, um sich ihnen anzupassen und die Ausgaben danach einzurichten. In früheren Zeiten, vor dem Krieg, wurde die Sache anders gemacht: man flickte die Fehlbeträge in aller Gemütsruhe durch Anleihen, und

so wuchs die Verschuldung der Staaten von Tag zu Tag oder zumindest von Jahr zu Jahr. Jetzt ist dieses „vereinfachte" System der Haushaltaufstellung nicht möglich; man muß mit den Einkünften anfangen. Diese Arbeit wird jedoch beträchtlich erschwert, und zwar durch den Zeitpunkt, zu dem man das Budget vorlegen muß. Man muß die Einkünfte vorveranschlagen, nachdem kaum ein halbes Jahr abgelaufen ist, denn nach der Verfassung muß der Haushalt gleich im Oktober vorgelegt werden. Weil bei uns aber, da wir ein Agrarland sind, die Staatseinkünfte gerade am Ende des Kalenderjahrs am größten sind, müssen die Voranschläge sehr schwankend sein, und das natürliche Bestreben geht dahin, mit den Einkünften möglichst vorsichtig umzugehen.

Gewiß könnte man ganz ruhig die Verpflichtung, den Haushalt vorzulegen, auf die Zeit nach Dezember verschieben, wenn bis zum Ende des Etatsjahres noch drei Monate übrigbleiben. Dann können die Schätzungen auf weniger unsicheren Grundlagen aufgebaut werden und darum auch viel vernünftiger sein. Mich hat daher immer die sonderbare Taktik des Sejm gewundert, der für seine Haushaltberatungen ein halbes Jahr mit Beschlag belegt und diese Arbeit, wie Ihnen übrigens bekannt ist, um jeden Preis in die Länge zieht; dabei geht es ihm einzig und allein darum, von der Regierung Geld, Geld und nochmals Geld für sich herauszuholen, ohne die Arbeit auch nur technisch geschickt abzuwickeln. Diese Methode, die Parlamentsarbeit am Haushalt hinauszuziehen, zwingt die vernünftigen Menschen zu einer Tätigkeit aufs Geratewohl, zur oberflächlichen Bearbeitung, um den Haushalt sozusagen erst in der Ausführung zu verbessern. Ich selber habe sofort die Verpflichtung der Regierung eingeführt, den Etat erst ganz

am Ende des Oktober vorzulegen, das heißt, ich habe die Möglichkeit zur Haushaltaufstellung um einen Monat verlängert. Dann habe ich noch einen anderen Brauch eingeführt: das Recht des Präsidenten zu benutzen, die Haushaltberatungen des Parlaments noch um einen Monat zu verschieben; so kann jetzt das Budget anständiger aussehen, als wenn die Voranschläge der Einkünfte nur auf Rätselraten beruhen.

Nimmt man noch das bürokratische System hinzu, das in Haushaltfragen dadurch entsteht, so kann ich Ihnen von einer Sonderbarkeit sprechen, die bei uns schon zum Brauch geworden ist: daß gleich nach der Annahme des Etats, ohne auch nur zwei Wochen Erprobung durch Lebenserfahrung zu haben, schon die Arbeit am neuen Haushalt anfangen muß. Dabei beginnt man nicht mit den Einkünften, sondern mit den Ausgaben, die in diesem Falle vier bis sechs Milliarden erreichen, und das ganze Jahr hindurch hat man damit zu tun, die Ausgaben im Haushalt zu beschneiden. Dieses an sich so lächerliche System widerspricht gerade dem Hauptgrundsatz, den Haushalt entsprechend den Einnahmen und nicht entsprechend den Ausgaben aufzustellen.

Es ist nicht leicht, mit diesen lächerlichen und unsinnigen Sitten und Gewohnheiten zu brechen, die aus unserem kranken Parlamentarismus erwachsen sind. Einmal ist es mir aber — Sie erinnern sich vielleicht daran — gelungen, sie in gewissem Grade zu überwinden; ich tat es damals aber gewaltsam und übereilt. Jetzt arbeite ich daran „con amore", obgleich ich nicht wieder über jene günstigen Umstände verfüge, die zu jener Zeit vorlagen, als wir die Anleihe ausnutzen konnten, die gerade unterwegs war.

*Wird es dafür nicht aber in diesem Jahre eine Erleichterung sein, daß der neue Sejm erst im Dezember zusammentritt?*

Selbstverständlich, der Zeitraum für die Haushaltaufstellung wird diesmal um einen ganzen Monat verlängert. Dagegen ist es für den Haushaltabschluß eine große Erschwerung, daß die Zeit, mit der wir es zu tun haben, wirtschaftlich recht schwer ist und gar nicht jener ähnlich, da wir die großen Summen aus der Anleihe zur Verfügung hatten. Ich will Ihnen von vornherein sagen, daß wir dieses Haushaltjahr zweifellos ohne Fehlbetrag abschließen werden. Das kann man aber nur durch sehr mühsame Arbeit fertigbringen, um das Ziel zu erreichen: einen Etat ohne Defizit.

Bei allen Durchprüfungen des diesjährigen Haushalts, die ich bisher mit Hilfe des Finanzministers unternommen habe, komme ich immer wieder zu demselben Ergebnis: auf das diesjährige Budget drücken wie ein Alp drei Sonderbelastungen. Die erste liegt in der außergewöhnlichen Schwierigkeit, den Haushalt produktiv zu gestalten und nicht nur für den „Verbrauch", d. h. genauer für Gehälter, zu verwenden. Um diese Seite des Problems zu verstehen, müssen Sie daran denken, daß wir dank der amerikanischen Anleihe über 135 Millionen für die Erhöhung der Beamtengelder verausgabt haben. Diese 135 Millionen, die aus der Anleihe verausgabt wurden, belasten also nachträglich die normalen Haushalte, die ohne Anleihen gemacht werden. Im vergangenen Jahr, als die Staatseinnahmen zu einer bislang ungekannten Höhe anwuchsen und drei Milliarden überstiegen, deckten die Einkünfte aus den gewöhnlichen Einnahmequellen diesen Überschuß, so daß das abgelaufene Haushaltjahr alle Schäden ausgeglichen hat, die uns

die Fröste im vorvergangenen Winter zugefügt und die doch bis zu 70 Millionen betragen hatten. Dagegen wird im diesjährigen Haushalt diese außergewöhnliche Belastung sehr stark fühlbar.

Ich füge hinzu, daß jene Ausgabenvermehrung um 135 Millionen gegen meine Ratschläge und Absichten durchgeführt wurde; ich warnte bereits damals vor einem derart unvorsichtigen Vorgehen hinsichtlich der Gehälter. Man glaubte freilich während der fetten Jahre, es würde gelingen, Steuererhöhungen durchzuführen, die es dann ermöglichen sollten, ein dermaßen angeschwollenes Budget zu balancieren. Wie Sie wissen, hat aber der Sejm die Sachen ganz ruhig auf seine Weise erledigt: er erhöhte durch Beschlüsse die Einnahmen und machte so den Haushalt völlig lächerlich und undurchführbar. Man veranschlagte also die Zolleinnahmen höher, die gerade im Sinken sind; man erhöhte den Voranschlag für die Monopoleinnahmen, die jetzt geringer werden; man erhöhte die Erträge der Eisenbahn, die aber keine Einkünfte abwerfen. Mit einem Wort, man machte aus dem Haushalt ein unsinniges Kegelspiel, und das einzig Greifbare war nur eine Erhöhung der Ausgaben für den Sejm, d. h. für die Abgeordneten. Das paßt übrigens zu der Methode, daß man für die Annahme des Haushalts Geld, Geld und nochmals Geld in die Taschen der Abgeordneten fließen lassen muß. So wurden die frommen Wünsche der Regierung zu Wasser, und die Belastung blieb in ihrer ganzen Schwere die gleiche.

Die zweite Belastung unseres diesjährigen Haushalts ist die sogenannte Intervention für die Getreidepreise, die monatlich drei bis dreieinhalb Millionen kostet, im Jahre aber eine Sonderausgabe von etwa 40 Millionen bedeutet. Überdies ist noch ein drittes, recht großes Loch vorhan-

den, das mit der angestrengten Tätigkeit zur Ueberwindung der Arbeitslosigkeit zusammenhängt. Allerdings brachte diese Arbeit im Endergebnis einen sehr großen Erfolg; denn die Zahl der Arbeitslosen fiel im Laufe der letzten Monate um mehr als 100 000, d. h. sie erreichte fast die Ziffer normaler Zeiten. Aber was kostet das für ein Heidengeld!

Das sind die drei Belastungen des Haushalts, die sehr erheblich sind und es stark erschweren, das Hauptziel zu erreichen: einen Etat ohne Defizit. Fraglos ist mir eine leichtere Arbeit zugefallen als Herrn Sławek; insofern leichter, als wir jetzt vor den fetteren Monaten stehen, als es die Sommermonate waren. Doch ist es durchaus nicht leicht, die Schäden auszubessern, welche die verflossenen Jahre verursacht haben. Um aber auf die Haushaltsaufstellung für das nächste Jahr zurückzukommen, so ist die Hauptfrage, die ich schon jetzt fortwährend überdenken muß, innerhalb welcher Gesamtsumme der Etat gehalten werden soll. Bislang bin ich mir noch nicht ganz klar, bei welchem Betrag ich stehen bleiben werde. Ich möchte diesen Entschluß noch etwas hinausschieben, indem ich die Durcharbeitung des Haushaltplans in seinen Einzelheiten verkürze. Ich hätte dabei sehr gewünscht, daß der unsinnige Zeitpunkt für die Haushaltvorlage im Oktober irgendwie aufgehoben, der Etat erst im Januar aufgestellt und der Sejm gezwungen würde, in Zukunft den Haushalt vernünftiger zu bearbeiten. Das hängt aber, wie Sie begreifen werden, davon ab, ob die Wähler aufhören werden, Blender, bezahlte Gauner und Leute zu wählen, die nur nach Warschau fahren, um dort Oberchauffeure und Oberpräsidenten, Oberkondukteure und Oberfinanzleute zu spielen. Jedenfalls kann ich Ihnen sagen, daß der diesjährige Haus-

halt ohne Fehlbetrag abgeschlossen wird und daß ich auch mit dem künftigen Haushalt ebenso verfahren werde.

*So waren Sie, Herr Marschall, in der letzten Zeit hauptsächlich mit der Arbeit am Haushalt beschäftigt?*

Nun, da irren Sie sich aber stark. Wir haben kaum erst vier Wochen des Wahlkampfes beendigt, und meine Arbeit hinsichtlich der verehrten ehemaligen Abgeordneten kann nicht unterbrochen werden. Vor allem muß ich meine besondere Freude darüber aussprechen, daß die Gerichte etwa den gleichen Weg einschlagen, wie auch ich ihn mir wünschte, und zwar — wie ich Ihnen versichern kann — ohne jegliche Beeinflussung meinerseits.

Denn ich möchte Ihnen nochmals wiederholen: dieser sonderbare Begriff völliger Straflosigkeit der Abgeordneten, der so weit reicht, daß niemals und in keinem Falle einer von ihnen verfolgt werden kann, ja, daß sogar gerichtliche Untersuchungen gegen sie unzulässig sind, diese nichtswürdige und schändliche Erscheinung muß vor allem das Gerechtigkeitsgefühl beleidigen. Ich will dabei gar nicht erst von der ständigen Demoralisierung sprechen, die sich in dieser bevorrechteten Menschengruppe immer weiter steigert. Diese Unmoral hat sich seit Polens Bestehen dermaßen vermehrt, und die Abgeordneten sind so unmäßig geworden, daß ich mir bei der Übernahme der Führung die Aufgabe stellte, diese Begriffsverwirrung der Abgeordneten zu beseitigen, daß sie berechtigt wären, sich über die Gesetze, über den Anstand und über alle von den Menschen geschätzten Normen lustig zu machen. Deshalb habe ich ausdrücklich alle jene Mäntelchen aufs Korn genommen, mit denen diese Herren ihre niederträchtige Handlungsweise verhüllen wollen. Wenn ich etwas bedauere, so nur die

Langsamkeit des Gerichtsverfahrens, das vielleicht mit der kurzen Frist für die „Strafbarkeit" der Abgeordneten nicht gleichen Schritt halten kann. Aber wenigstens werden diese schmutzigen Geschöpfe eine gebührende Zeit im Gefängnis zu sitzen haben; vielleicht werden sie etwas Disziplin annehmen, die ihnen beigebracht wird, und vielleicht werden die Herren „Maulhelden" etwas von ihrer törichten Begriffsverwirrung verlieren.

Schließlich habe ich in den beiden Wochen auch noch an einer anderen Frage gearbeitet, die mit den Abgeordneten zusammenhängt. Wie Sie wissen, haben diejenigen Abgeordneten, welche Staatsbeamte waren, das Recht, sofort nach Beendigung ihres angeblichen „Dienstes" im Sejm wieder in den Staatsdienst zurückzukehren. Diese Herren kehren selbstverständlich mit Vorrechten zu ihrem Dienst zurück, wollen aber gar nicht Dienst tun, jedoch ein entsprechendes Gehalt empfangen; also wieder einmal: Geld, Geld und nochmals Geld, zumal sie außerordentliche Lust haben, ihr nichtswürdiges Leben weiterzuführen und infolgedessen nochmals als Abgeordnete zu kandidieren. Dadurch entsteht die Sachlage, daß die Ämter, welche die Herren früher annahmen, jetzt besetzt sind; der Staat wäre also verpflichtet, für diese ehemaligen Beamten und gleichzeitig ehemaligen Abgeordneten Männer aus ihren Stellungen zu entfernen, die dort zugunsten der Herren gearbeitet haben, welche nicht arbeiten wollen; oder aber Scheinämter ausfindig machen, in denen diese Herren nicht arbeiten und doch Gehalt beziehen würden. Von solchen Herren gab es nahezu vierzig. Und die Herren Minister hatten mit mir zusammen recht viel Arbeit mit diesen lästigen Herrschaften. Wir haben uns einigermaßen leidlich aus dieser Lage geholfen, ohne bisher die Staatskasse mit mehr als einem Mo-

natsgehalt zu belasten. Diese schändliche Berufsgruppe der sogenannten „Abgeordneten a. D." breitet sich, wie Sie sehen, über alle Gebiete des staatlichen Lebens aus — vom Gefängnis bis zu einem angenehmen Posten. Und mit alledem muß sich der Regierungschef befassen. Sie können mir glauben, daß ich für die Herren ehemaligen Abgeordneten so unvorteilhaft wie möglich arbeite, damit wenigstens die Niedertracht des Daseins dieser Früchtchen zum Vorschein kommt.

## V

### 4. Oktober 1930

*Wie sind die Aussichten, bei den Haushaltarbeiten diejenigen Ziele zu erreichen, von denen Sie, Herr Marschall, letzthin sprachen?*

Ich habe wieder zwei Drittel der Woche der Arbeit am Haushalt gewidmet, wobei ich bestrebt war, die Zweifel und Unsicherheiten immer weiter auszumerzen, die bei dieser Tätigkeit noch übriggeblieben waren. Schließlich bin ich bei der Hauptfrage der Haushaltaufstellung angelangt. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich diese Frage sehr scharf und boshaft bezeichne, und dennoch werde ich das tun; ich bin nämlich bei dem Problem stehen geblieben, welches Maß von „Betrug" ich mir bei der Etataufstellung erlauben soll.

Ich wiederhole, wundern Sie sich nicht über meine Definition. Manchmal bin ich genötigt, sehr scharfe Begriffsbestimmungen zu gebrauchen, denn leider bleiben in Polen nur solche im Gedächtnis haften. Andere, sozusagen diplomatischere Bezeichnungen führen nur zur Vermehrung der Begriffsverwirrung.

Niemals werde ich einen Vorfall in meinem Leben vergessen, über den ich sehr bestürzt war. Das war zu jener Zeit, als ich Staatschef war und der damalige englische Premier, der bekannte Lloyd George, recht häufig in außerordentlich scharfen Reden gegen Polen auftrat. Das geschah damals, als ganz Polen gerade in Auslandsfragen an Überempfindlichkeit litt. In einer Unterredung mit dem englischen Gesandten lenkte ich also seine Aufmerksamkeit auf die Tatsache der scharfen Auslassungen des englischen Ministerpräsidenten und behauptete, daß er dadurch fast eine Antwort im gleichen Tone herausforderte. Der englische Gesandte fügte außer anderen Erklärungen schließlich hinzu, ich müßte doch verstehen, daß eine andere Form der Äußerungen infolge der Benommenheit, in der sich Polen in internationalen Fragen befinde, nicht verständlich gewesen wäre; Dinge, die sehr vorsichtig ausgedrückt würden, könnte jeder nach seinem Vorteil auslegen. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich als der Hauptrepräsentant Polens vor aller Welt kein zweites Mal, soweit ich mich erinnern kann, eine solche Verlegenheit empfunden habe.

Wenn ich von „Betrug" sprach, so hätte ich selbstverständlich wohl leichter die Bezeichnung „Ungenauigkeit" oder „Unbestimmtheit" gebrauchen können; im Staatshaushalt zählt man nämlich nach Millionen und Milliarden, und nur ein Idiot oder ein blöder Trottel, der sogar seine Taschentücher oder andere Wäschestücke ungenau zählt, kann glauben, daß die Rechnung mit Millionen und Milliarden derjenigen mit Złoty und Groschen ähnlich sei.

Ich gebrauchte aber das Wort „Betrug", weil bisher unsere Haushaltrechnungen stets auf eine besondere Men-

schenart stießen und auf ein ebenso eigentümliches System in den Parlamenten. Dieses System, das bisher — leider — in den polnischen Parlamenten anzutreffen war, zähle ich zu den übelsten menschlichen Arbeitsweisen und zu den nichtswürdigsten Methoden, ernste staatliche Arbeit zu leisten.

Wenn ich das sage, so denke ich an meine Arbeit gerade auf diesem Gebiet seit den Maiereignissen. Da ich ein grundsätzlicher Gegner jeglicher Sejmgewalt, Fraktionsregierung und solcher Herrschaft bin, bei der das Hauptinteresse — wie ich schon bewies — verfassungswidrig darauf gerichtet ist, die Parteilatrinen auszudehnen, entschied ich von vornherein, daß ich Parlamentstagungen in Permanenz nicht dulden würde. Darum mußte ich darüber nachdenken, nicht nur die Zeit der Session einzuschränken, sondern auch darüber, welche Fragen den Gegenstand der Abgeordnetenarbeit sein sollten. Ich bin damals zu der Erkenntnis gelangt, daß — aus Rücksicht natürlich nicht auf die Herren Abgeordneten, sondern auf den Sejm selbst als Einrichtung — die Arbeit des sogenannten Parlaments auf den Haushalt zu konzentrieren ist. Denn im Haushalt liegt eigentlich das Wesen der Rechte aller Parlamente der Welt, und gerade aus dieser Quelle ist seinerzeit jener Kampf entsprungen, der auf der ganzen Welt gegen den Absolutismus geführt wurde und die Menschheit soviel Blut und soviel Anstrengungen gekostet hat. Ich richtete also mein Vorgehen darauf und wies auch die Minister, die nach den Maitagen zu arbeiten angefangen hatten, zu entsprechendem Vorgehen an. Als ich jedoch diese Tätigkeit und dieses Arbeitsfeld des öffentlichen Lebens in Polen gründlich in Augenschein nahm, kam ich ziemlich rasch zu der Überzeugung, daß ich leider mit diesem Parlament oder besser

gesagt: mit diesen Abgeordneten einen sehr mühsamen und demoralisierenden Weg eingeschlagen hatte.

Vor allem muß man dabei die Technik der Regierungsarbeit im Auge behalten. Diese Technik, die sich mit jedem Jahr vervollkommnete, stand stets weit höher als die Arbeitstechnik des Sejm, so daß die Zusammenarbeit oft wie das Gespräch eines Menschen mit einer Gans und einem Ferkel anmutete. Das geschah aber hauptsächlich deshalb, weil die Abgeordneten — anstatt ihre Arbeit auf die Hauptgegenstände und -linien des Haushalts zu richten — es in niederträchtiger Weise versuchten, nicht nur die Konkurrenten, sondern auch die Vorgesetzten der Regierung in verschiedenen kleinen Einzelfragen zu sein. Obendrein strengten sie sich wie die Affen an, wenn nicht an die Waden der Minister, so doch wenigstens an ihre Hosenbeine zu gelangen. Diese Bestrebung mußte den Ehrgeiz in ihrer Arbeitsleistung in höchstem Maße verringern und herabdrücken. Sie zwang sie, auf das niedrigste Niveau hinabzusteigen. Ferner wurde eine Masse kleinlicher Feilschhandel und „Betrügereien" von den Ministern zwangsläufig auf ihre Beamten abgewälzt. Es ging um lächerliche Affereien, bei denen es schon als großes Ereignis galt, wenn beispielsweise irgendein Repräsentationsfonds irgendwo um zwölf Złoty gekürzt wurde.

Die Geschichte ging weiter nach dem Sprichwort: je weiter in den Wald hinein, desto mehr Bäume. Es gab also dabei um so mehr freche Konkurrenz in der angeblichen Sachkenntnis, um so mehr lächerliche und dumme Lügen und um so mehr Gefeilsch, wenn auch nur hinter den Kulissen, kleinliche politische Machenschaften und Erpressungen öffentlicher Gelder für die Abgeordneten und ihre Parteilatrinen.

Wenn es sich um ein solches Narrenspiel handelt, so hätte selbstverständlich, wie Sie verstehen werden, die Regierung stets die Oberhand haben können. Denn sie kannte den Gegenstand besser und wirtschaftete mit den Millionen und Milliarden sachgemäß, und wenn es um die tatsächliche Überlegenheit ging, so brauchte sie sich durchaus nicht um die Meinungen der Abgeordneten zu kümmern und konnte sie ruhig betrügen, wie es ihr eben gefiel.

Bei meinen Versuchen, diese Sachlage zu bessern, habe ich mich tief getäuscht. Ich habe danach, wie Sie wissen, einen anderen Weg eingeschlagen: ich verkürzte um jeden Preis den Zeitraum für das Budgetgeschwätz und schränkte die Überanstrengung der Regierung mit allerhand Erpressungen seitens der einzelnen Abgeordneten wie auch der Parteilatrinen ein. Wenn ich jetzt das zulässige Maß von Ungenauigkeiten und Undeutlichkeiten, also von „Betrug" in Haushaltfragen bedenke, so geschieht das deshalb, weil ich es noch mit dem Brauch und den Gepflogenheiten der bisherigen Arbeit zu tun habe.

Der sachliche Hauptgrund für diese — wenn ich so sagen darf — Verstärkung meiner Zweifel ist die von mir schon einmal erwähnte Frage der Lücken im Haushalt. Eine gewisse Elastizität im Etat scheint mir schon deshalb unerläßlich, damit man die Haushaltvoranschläge besser der Wirklichkeit der mindestens einjährigen Wirtschaft anpassen kann, die jedoch in vielen Fällen einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren umfassen muß, da doch ein Jahr nicht dem anderen gleicht. Ich glaube aber nicht daran, daß ich die Sitten und Bräuche ändern könnte, und nehme nicht an, daß es möglich ist, eine ganz offene und ehrliche Methode einzuführen; ich muß mir daher überlegen, wie die Frage der Lücken im Haushalt zu lösen ist und der Etat in

den Händen der Minister auf redliche Art beweglicher gemacht werden kann.

Wie Sie sehen, verliere ich Zeit und Mühe damit, um wenigstens etwas für mein Hauptbestreben zu erreichen: einen regelrechteren Haushalt aufzustellen und die Budgetarbeit sowohl bei der Regierung wie auch im Sejm auf höhere Stufe zu bringen. Ob mir das gelingen wird, das ist die Frage, die ich mir auf der Freitagskonferenz mit dem Finanzminister gestellt habe. Die mir vom Finanzminister vorgeschlagene Form gefällt mir nicht besonders, und es fällt mir nicht leicht, mich mit ihr einverstanden zu erklären. Dabei ist meine arme Arbeit am Haushalt, wie Sie sehen, stecken geblieben.

*Ihr Bestreben, Herr Marschall, ging also dahin, bei der Aufstellung des Haushalts ihn mehr dem Leben anzupassen?*

Gewiß, man kann das auch so ausdrücken, denn die Form unserer Haushaltpläne ist weder dem Leben noch der Verständlichkeit angepaßt. Ich will nur soviel sagen, daß ich gerade infolge dieser Form des Haushalts als Minister dieses Buch für meine Arbeiten niemals aufschlug; denn ich hätte es sozusagen derart umarbeiten müssen, daß ich die Frage vorwegzunehmen hatte, an der ich zeitweilig arbeitete, sie aus dem Zahlendickicht herauszulösen, anders zu gruppieren, um für meine Arbeiten eine genügende Übersicht zu haben. Und da ich das jedesmal machen mußte, wenn ich an eine bestimmte Arbeit heranzugehen hatte, so beweist das wohl zur Genüge, daß der Haushalt unzweckmäßig aufgestellt und der wesentlichen Arbeitsnotwendigkeit eines jeden Ministers nicht angepaßt ist.

Wenn wir eine solche Vergangenheit hinter uns haben und wenn ein ständiger Betrug gang und gäbe war, so blieb selbstverständlich um so mehr Platz zum Betrügen übrig, je verwickelter die Sache aufgestellt und abgefaßt war. Bei uns beginnt ein Minister doch den Inhalt seines so verklausulierten Etats erst nach einem Dienstjahr richtig zu verstehen, und man mußte eine ganze Anzahl Spezialisten halten, um den Haushalt derart abzufassen. Wenn ich davon spreche, so muß ich immer an einen gewissen Major Grossek denken, der diese Spezialität eigens erlernt hatte, damit die Wehrmacht nicht allzusehr betrogen und hintergangen würde, sondern selber betrügen könne. Natürlich handelte es sich hier nicht um den Sejm, sondern um eine andere konkurrierende Instanz, nämlich den Finanzminister und seine Beamten. Den Sejm kann man stets leicht übers Ohr hauen — darin werden Sie mir zustimmen —, mit den anderen aber ist es schwieriger, denn da sitzen die Hauptspezialisten.

In diesem Jahre will ich bestimmt das durchführen, was ich schon so lange fordere: meinen Etat, den Etat des Kriegsministeriums wenigstens will ich anders aufstellen, als er bisher aufgebaut war. Ich will damit wenigstens einen anständigen Anfang machen, denn ich zweifle nicht, daß die anderen Minister damit große Schwierigkeiten haben werden. Die ganze Arbeit an der Übersichtlichkeit des Haushalts erfordert meines Erachtens gut ein paar Jahre sehr angestrengter und mühevoller Arbeit.

Sie sehen also, daß Sie mit den Worten „dem Leben anpassen“ eine Frage aufgeworfen haben, die sogleich in mehrere Sonderprobleme zerfällt; denn „Leben“ ist ein allzu allgemeiner Begriff und bezieht sich nicht nur auf die Herren im Sejm, sondern auch auf die Esel im allgemei-

nen*), wenn ich Meister Słowacki travestieren darf, der auch so reimte und die Abgeordneten mit Eseln verglich.

Wie Sie sehen, bin ich zum Scherzen aufgelegt. Das kommt davon, wenn man die unerträgliche und widerwärtige Arbeit, im Schmutz herumzuwühlen, auch nur für eine Woche los wird. Gleich kommt man in gute Laune, und nach alter Gewohnheit fallen mir Zitate aus Słowacki ein.

## VI

### 18. Oktober 1930

*Seit der letzten Unterredung mit Ihnen, Herr Marschall, sind drei Wochen vergangen. Ich erlaube mir also, mich wieder an Sie mit der Frage zu wenden, wie Ihre Tätigkeit als Regierungschef verläuft.*

Als Journalist erwarten Sie natürlich von mir Geständnisse über die aufsehenerregendsten Dinge. Leider habe ich mich mit diesen aufsehenerregenden Sachen wenig befaßt und will daher nicht mit ihnen beginnen. Dagegen möchte ich damit anfangen, womit ich mich am meisten beschäftigt habe: mit dem unglückseligen Haushalt. Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie und Ihre Leser langweile, aber als ich das Amt des Regierungschefs übernahm — und ich glaube, daß ich bisher mit einem gewissen Erfolg regiere —, faßte ich sofort den Entschluß, dem Staatshaushalt für das kommende Jahr besonders viel Zeit zu widmen. Ich sagte mir von vornherein, daß gerade da für mich etwas zu tun ist.

*) Im Polnischen reimt sich „posłów (der Abgeordneten) auf „osłów" (der Esel).

Vor allem muß ich hervorheben, daß ich bis jetzt noch nicht zur Gesamtsumme der Ausgaben gelangt bin, die den Einkünften angepaßt werden sollen; dagegen habe ich den Herren Ministern bereits einen Zeitpunkt bestimmt und ihnen auch mitgeteilt, wann wir uns gemeinsam dazu hinsetzen wollen, den Haushalt zu beschließen: etwa am 1. November. Ich habe den Herren Ministern auch erklärt, daß mich in dieser Frage niemand anders aufhält als mein finanzieller Ratgeber, der Finanzminister. Und zwar deshalb, weil ich trotz der verhältnismäßig schweren Lage einen Etat im gleichen Gesamtbetrage wie in diesem Jahr aufstellen möchte, während mein Finanzberater hartnäckig darauf besteht, ich solle mich mit einer Herabsetzung des Haushalts einverstanden erklären. Ich habe mich also entschlossen, mit jedem der Minister einzeln die Frage zu erörtern, wieviel er von seinem Budget ablassen kann; dieselbe Maßnahme habe ich auch gegenüber dem Finanzminister selber angewandt. Ich gebe dabei den Ministern, ohne den Finanzminister auszunehmen, die Versicherung, daß ich meinem Finanzratgeber nicht verraten würde, wie weit ein jeder von ihnen in der Kürzung seines Etats gehen kann. An diesem Versprechen halte ich fest, so daß bisher niemand weiß, inwieweit sich jeder Minister mit mir geeinigt hat. Ich habe sie alle verständigt, daß ich bei der Festsetzung der Gesamtsumme des Haushalts auf zwei Möglichkeiten vorbereitet sein muß: entweder daß wir — wie es meiner bisherigen Überzeugung entspricht — von dem Endbetrag des diesjährigen Haushalts nicht heruntergehen können, oder aber, daß ich meinem Finanzberater, Herrn Matuszewski, werde nachgeben und das Budget kürzen müssen.

Ich habe die Minister auch darüber unterrichtet, daß bei den endgültigen Besprechungen naturgemäß ein Handel mit

Herrn Matuszewski stattfinden wird, bei dem ich in Plus, er aber in Minus bieten wird; danach erst würde ich die Gesamtsumme des Haushalts unter die einzelnen Ministerien aufteilen. Ich möchte dabei mit aufrichtiger Genugtuung betonen, daß sich bislang kein einziger Minister meinem Wunsch verschlossen hat; ein jeder gab mir, wenn auch ungern, den Betrag an, um den sein Etat gekürzt werden kann. So schwirren mir jetzt andauernd die Zahlen des voraussichtlichen Endbetrags im Kopf herum, zu dem ich auf diese Weise gelangen kann.

Überdies will ich Ihnen noch von der Sache sprechen, die hier — wie gesagt — für mich zu tun ist und die ich endlich zu packen gekriegt habe. Ich kann mich nämlich noch immer nicht mit dem Gedanken befreunden, daß der Haushalt so aufgebaut und zusammengestellt wird, wie das in Polen bis jetzt stets der Fall war. Ich habe schon mehrmals nach den Maiereignissen diese Angelegenheit in die Hand genommen, mußte sie aber infolge der unsinnigen Arbeitsmethode, die im Sejm gang und gäbe ist, jedesmal wieder aufgeben. Jetzt bin ich aber entschlossen, bis ans Ende zu gehen.

Es handelt sich nämlich um den Grundsatz, daß der Minister für seinen Etat vor dem Sejm verantwortlich ist und deshalb bei der Aufstellung seines Haushalts nicht gestört werden darf, die er so vornehmen soll, wie es seine persönliche Verteidigung seines Haushalts erfordert.

Wie Sie verstehen werden, verstößt diese Art der Haushaltaufstellung gegen die bisherige „redaktionelle" Überordnung des Finanzministers und seiner Beamten über die Ressortminister beim Aufbau des Etats. Das schafft selbstverständlich erhebliche Schwierigkeiten.

Ich habe in der gestrigen Kabinettssitzung den Ministern

erklärt, jedem von ihnen stände es frei, seinen Haushalt selbst aufzustellen und in derjenigen Form aufzustellen, die für ihn persönlich zweckmäßig ist. Ich habe nur die Forderung aufgestellt, daß alle Personalausgaben ausgesondert oder auch besonders zusammengestellt würden, damit man die Sachlage klarer übersehen kann. Wie neu eine solche Behandlung ist, kann man daraus ersehen, daß die Minister in der erwähnten Sitzung nichts sagten, solange ich die Frage nicht berührt hatte; dann erst begann man, Fragen an mich zu richten, und Erörterungen entspannen sich. Ich muß noch jetzt lächeln, wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke, und ich glaube, meine Kollegen werden mir diese öffentlich begangene Indiskretion verzeihen. Auch Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich mich dabei noch aufhalte — die Sache ist nämlich einer Überlegung wert.

In den früheren Jahren strebten die Haushaltarbeiten, bewußt oder unbewußt, zu einem System der Versteinerung. Diese ging so weit, als ob man die Tätigkeit jedes Ressorts nicht nur auf Millionen, sondern sogar auf einige hundert Złoty genau schon anderthalb Jahre vor der Durchführung des betreffenden Budgets voraussehen könnte. Ich zähle, denke und rechne in meiner bisherigen Tätigkeit nur mit Millionen, ohne auch nur eine Kalkulation in halben Millionen zuzulassen. Denn wie könnte ein Minister in seinem Etat bis auf ein paar hundert Złoty genau kalkulieren? Das ist die eine Bemerkung.

Die zweite Bemerkung geht dahin, daß sich eine solche Versteinerung fast Jahr für Jahr wiederholen und danach streben müßte, sich irgendwie zu verewigen. Und eine solche „paläontologische" Haushaltauffassung würde dann keine Möglichkeit eines Fortschritts bieten. Weil so etwas aber unmöglich ist, wird ein großer Teil des Etats zu einem Be-

trug und nötigt insbesondere die Beamten zu weitgehenden Schwindeleien. Überdies muß eine derartige Überordnung des Finanzministers in allen Einzelheiten des Haushalts zu einer so beträchtlichen Einengung des betreffenden Fachministers führen, daß seine Arbeit die persönliche Note einbüßt und von unverantwortlichen Bürogrößen abhängig wird, während er doch selber für alles verantwortlich ist. Man kann zweifellos nicht daran denken, daß mein diesjähriger Versuch schon große Ergebnisse zeitigen wird. Ich öffne nur einen Weg, den man einschlagen soll und der weiterhin, nach gut und gern ein paar Jahren, doch bessere und erheblichere Wirkungen haben wird, als die Leute glauben.

Dieser Hauptfehler unseres Haushalts rührt von den schweren Mängeln des Parlamentarismus her, die zu einem derartigen Ausmaß des Betrugs führen, daß man in seiner Hochflut kaum noch das erfassen kann, was wirklich wahr ist. Nehmen wir beispielsweise das System der Unverantwortlichkeit. Bei den letzten Wahlen habe ich den Ministern Car und Składkowski den Rat gegeben, sich wählen zu lassen und alles Geschrei der Abgeordneten mit geballter Faust und in parlamentarischer Sprache zu beantworten: „Du Dummkopf, ich bin Abgeordneter und unverantwortlich wie du selbst, du Lümmel. Halt also dein Maul und steck die Nase in deinen eigenen Dreck!“

Ich empfahl gerade eine solche Antwort als vielleicht das beste Mittel, die unverantwortliche Nichtswürdigkeit lächerlich zu machen. Das gleiche gilt aber auch von der finanziellen Verantwortlichkeit. Bei der ständigen Neigung zu Versuchen, mit Hilfe des Sejms zu regieren, schafft man eine Regierung von unverantwortlichen Beamten; denn jede parlamentarische Regierung kann sich nur damit befassen,

täglich ihre Lage im Sejm klarzustellen; dem widmet sie soviel Aufmerksamkeit, daß von einer wirklichen Arbeit des Ministers in seinem Ressort keine Rede mehr sein kann. Unter diesen Umständen sucht man sich für das Ministeramt den geschicktesten Intriganten aus, und gerade diese Eigenschaft wird am höchsten geschätzt. Wozu also so laut über irgendwelche Verantwortlichkeiten schreien, aus dieser Narretei den „Augapfel der Freiheit" machen und allerlei andere schöne Worte gebrauchen?

*Kann ich also aus diesen Ihren Darlegungen, Herr Marschall, schließen, daß die letzten überraschenden Ereignisse Sie tatsächlich nicht von Ihrer Hauptarbeit abgelenkt haben?*

Wissen Sie, ich habe diesen Erscheinungen wie einem Attentat gegen mich oder jemand anders oder den ganz sinnlosen Übergriffen in Czenstochau nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Es gibt zwar ein Sprichwort: „Wer Wind sät, wird Sturm ernten"; aber diese Vorfälle sind einem Sturm zu wenig ähnlich. Ich selber habe in beiden Fällen in aller Ruhe festgestellt, daß wir es hier mit Zersetzungselementen zu tun haben: einer Zersetzung recht aufgeblasener und ziemlich übelriechender Größe, einer Zersetzung, die immer wieder diese oder jene schwer berechenbaren und vorherzusehenden Zwischenfälle zeitigen muß. Wer nämlich von der „Bewaffnung der Volksmassen" faselt und dazu dunkle und unentwickelte Elemente aussucht, dann aber alle seine früheren Versprechungen ableugnet, der muß folgerichtig als unverantwortlicher Faktor die Folgen seiner dummen Handlungsweise auf die Schultern anderer abzuwälzen suchen.

Ich habe mich mit Ihnen mehrfach gern über die Er-

scheinung der Begriffsverwirrung unterhalten, die gerade zu so wirren und unerträglich törichten Kalkulationen führt. Derselbe Fall liegt bei unseren Sozialisten vor, die an unsinnigem Größenwahn und einer so unbegründet hohen Meinung von sich selbst erkrankt sind, daß sie beispielsweise mir nur lächerlich erscheinen, obgleich sie anderen Menschen Angst einflößen. Aber der Versuch, den Parlamentarismus mit dem Revolver zu verbinden, stellt einen Rekord unserer Sozialisten an Dummheit dar. Zu solch einem Unsinn hat es noch niemand gebracht! Ich habe diejenigen gewarnt, die das wissen mußten, daß die Folgen solchen Größenwahns in Polen lange fühlbar bleiben, und ich bezweifle, daß sie schnell vorübergehen werden. Das ist einer der Gründe, warum ich mich zu Beginn der Wahlzeit sofort zu einem Verbot aller Kundgebungen und Umzüge entschloß, und zwar rücksichtslos. Die letzten Vorgänge haben — wie ich meine — hinreichend bewiesen, wie sehr dieses Verbot berechtigt und zweckmäßig war.

## VII

### 24. Oktober 1930

*Ich bitte um Verzeihung, Herr Marschall, daß ich mir erlaube, Sie nochmals zu bemühen. Diesmal wollte ich Sie über die Wahlen befragen.*

Ich freue mich sehr, Sie zu sehen; denn ich verstehe, daß ich öffentlich werde erklären müssen, warum ich mich — meiner bisherigen Handlungsweise zuwider — entschlossen habe, meinen Namen für die Sejmwahlen herzugeben. Bislang habe ich das niemals getan, wiewohl ich bei jeder

Wahl darum gebeten wurde. Ich habe es immer entschieden abgelehnt. Ich tat das vor allem deshalb, weil ich mir mich selber nicht bei dieser Arbeitmethode vorstellen konnte, deren sich jeder Sejm und jedes Parlament bedient. Es lagen aber früher auch noch andere Beweggründe vor, auf die ich außerordentliches Gewicht legte.

Es schien mir nämlich unvorstellbar, daß ich mich irgendwie in die Schranken einer Partei stellen könnte. Das um so mehr, da bei uns die Entwicklung der Sejmarbeit die Parteien zu einer solchen Einengung trieb, daß jede noch so geringfügige Parteiarbeit den Abgeordneten weit mehr bedeutete als die Arbeit für die Allgemeinheit, als die Arbeit für alle. Der Wettbewerb der Parteien hatte bei uns vom ersten Augenblick des staatlichen Daseins an einen so sonderbaren und abschüssigen Weg eingeschlagen und dabei soviel Lüge und Schurkerei im Gefolge gehabt, daß sofort etwas entstand, was ich die „cloaca maxima" nannte. Jeder Mißbrauch, jede Nichtswürdigkeit war gut, wenn sie ein Mann der eigenen Partei beging, jedoch schlecht, wenn sie ein Mitglied einer anderen Partei tat. Die Gier aber, möglichst viel Geld als Machtmittel für die Partei zu ergattern, wuchs dermaßen, daß mir jede Partei zu sehr stank, als daß ich es hätte aushalten können.

Sogar als der sogenannte Parteilose Block bei den früheren Wahlen in die Schranken des Kampfes um Mandate trat, habe ich auch ihm meinen Namen verweigert; denn ich fürchtete, es würde ihm nicht gelingen, dem Druck der Parteisucht zu widerstehen. Seither sind jedoch einige Jahre der Arbeit vergangen. Als ich sie beobachtete, mußte ich feststellen, daß sich sofort alle Parteilatrinen gegen ihn zusammenschlossen, als dieser „Parteilose Block für die Zusammenarbeit mit der Regierung" in der öffentlichen Arena

erschien, der sogleich als die stärkste Fraktion aus der Wahl hervorging. Es war, wie wenn eine Losung ausgegeben worden wäre: „Schurken aller Parteien, vereinigt Euch, eine gemeinsame Gefahr ist im Anzug!"

Angesichts dieser Gefahr, welche die Methoden bedrohte, wie sie die bisherigen, unter dem Banner der Parteistreithammel segelnden Parlamente geschaffen hatten, wuchs zweifellos die Verbissenheit und der Haß; zugleich steigerte sich die Unmöglichkeit, noch weiter in der gleichen Richtung zu waten, in der die beiden vorhergehenden Sessionen hindurch der Sejm gegangen war. Nach einigem Überlegen habe ich mich also entschlossen, meinen Namen für die Sache herzugeben, bei der die Gerechtigkeit und die größere Hoffnung ist, die versumpften Zustände in der Republik zu bessern. Im Parteilosen Block sind nämlich Menschen vereint, die über alle kleinlichen Geschäfte und Vorteile ihrer Gruppe zur Tagesordnung überzugehen vermögen, damit für das Allgemeinwohl gearbeitet werden kann. So wird also anständige Arbeit möglich, und man kann auch gutmachen, was die berufsmäßigen Maulhelden der Parteien in Polen verdorben haben.

Der zweite Grund, aus dem ich meinen Namen dem Parteilosen Block gab, war die Einstellung dieser Gruppe zur Verantwortlichkeit, die jeder Mensch für sein Tun auf sich nehmen muß. Ich persönlich kann nämlich einfach das Gefühl der Unverantwortlichkeit nicht vertragen, das im Charakter der Polen so tief verankert ist. Es ist meines Erachtens ein Beweis der Schwäche; denn ein starker Mensch kann nicht auf die Verantwortlichkeit für seine Taten verzichten und wird dieser Verantwortlichkeit niemals ausweichen wollen. Das System der Parteisucht aber gab zwar bei uns keiner Partei das Übergewicht, machte aber den Mangel

an Verantwortlichkeit zum Grundsatz für Leben und Tun. Wenn wir also zum Ausgangspunkt nehmen, was ich über die Parteiwirtschaft sagte, so finden wir darin unschwer eine so weitgehende Abneigung gegen jegliche Verantwortlichkeit für die eigenen Taten, daß gerade diese Ablehnung aller Verantwortung für jede Schmutzerei der Abgeordneten als die charakteristischste und augenfälligste Eigenschaft unseres Sejms erscheint. Die Demoralisierung, die dadurch im Volk verbreitet wurde, nahm fast mit jeder Woche zu und machte das Leben scheußlich und widerwärtig; die „cloaca maxima" auf der Wiejska reichte mit ihrem Gestank bis in die entlegensten Winkel des Lebens und bestimmte den für den Staat charakteristischen Geruch. Dieses System übertrug sich von der Wiejska auf die Ämter, auf die Selbstverwaltung, schlich sich ins Privatleben ein und machte die Unverantwortlichkeit vor Gericht fast zum Grundsatz des polnischen Lebens.

Der Parteilose Block hat sich zu einer so schönen und edlen Regung ermannt, daß sie wohl als die vortrefflichste Tatsache in der Geschichte unseres Staates bezeichnet werden kann. Er hat nämlich erklärt, daß jedes seiner Fraktionsmitglieder sich allen Gerichtsbehörden zur Verfügung stellt und auf die Immunitätsrechte verzichtet, welche die übrigen Abgeordneten so hartnäckig verteidigen.

Diese Partei hat es als unehrenhaft und als Mangel an innerer Redlichkeit betrachtet, es dabei zu belassen, daß jeder Staatsbürger gerichtlich verantwortlich ist, der Abgeordnete aber für dieselben Taten, Vergehen oder Verbrechen nicht zur Verantwortung gezogen werden kann.

Vielleicht mehr noch als durch irgend etwas anderes hat der Parteilose Block durch dieses Auftreten die Beziehungen zwischen sich selber und dem übrigen Sejm unerträg-

lich verschärft. Die anderen Abgeordneten haben mit der ihnen eigenen Unverschämtheit die Taktik eingeschlagen, sich völlig über die zahlenmäßig stärkste Sejmfraktion hinwegzusetzen, da sie diesen „lästerlichen" Versuch unternahm, den „Augapfel der Freiheit" der Schufte und Lumpen anzutasten.

Diese beiden Beweggründe waren für mich völlig hinreichend, um auf meine bisherige Zurückhaltung zu verzichten und meinen Namen für die Wahlen herzugeben.

Diese beiden Umstände, der Parteigeist und die Scheu der Abgeordneten vor jeglicher Verantwortung, haben mir völlig genügt, um meinen Namen allen jenen zur Verfügung zu stellen, die ausdrücklich diesen beiden Gebrechen unseres Lebens den Kampf angesagt haben.

Ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß ich bei aufmerksamer Beobachtung unseres Lebens auf eine deutliche Abneigung gegen diesen meinen Standpunkt stoße; denn in Polen sind die allermeisten Menschen seelenruhig der Meinung, sobald Piłsudski sich zu helfen weiß und für die Allgemeinheit und das öffentliche Wohl arbeitet, müßte das völlig genügen und sie selber von jeglicher Anstrengung in dieser Richtung entheben, also auch von der Beschäftigung mit so langweiligen Fragen, wie es die Sejmwahlen sind. Ich nenne diese Herren, deren es in Polen — leider — so viele gibt, „Tröpfe". Eine solche Anschauung, die ich cäsaristisch-revolutionär nennen möchte, ist das Gegenstück zu der entgegengesetzten Richtung: dem Revolverparlamentarismus. Die „Tröpfe" ergänzen einander vortrefflich.

Ich kann aber nicht umhin, mich bei der Geschichte unserer Arbeit seit der Entstehung Polens aufzuhalten, die

noch so frisch ist und doch so leicht in Vergessenheit gerät.

Wir sprechen nämlich viel zu oft vom sogenannten Aufbau des Staates, ohne überhaupt mit den historischen Tatsachen zu rechnen; wir ziehen vielmehr lediglich unsere — sogar nur zeitweiligen — Ansichten in Betracht, welche über das Tatsächliche hinausgehen und so noch einmal den Beweis dafür erbringen, daß Begriffsverwirrungen mit ihrem Hang zur Unwirklichkeit in Polen häufig sind.

Als ich am 11. November 1918 aus dem Magdeburger Gefängnis nach Polen zurückkehrte, fand ich das Land in einem solchen organisatorischen und geistigen Wirrwarr und Chaos vor, daß ich anfangs nur bestrebt war, dieses Durcheinander zu ordnen, um mit dem Bau eines neuen geschichtlichen Gebildes beginnen zu können: des polnischen Staates. Ich muß gestehen, daß sich mir gerade die in ihrer Ohnmacht toll gewordene Parteisucht und Trottelhaftigkeit in den Weg stellte, sei es die „cäsaristisch-revolutionäre", sei es der Revolverdemokratismus oder die so bekannte Schludrigkeit bei der Arbeit.

Ich beschloß damals sofort — und damals war ich ja der heimliche Diktator Polens —, so schnell wie möglich den Sejm einzuberufen, um die schwierige Arbeit des staatlichen Aufbaus ihm zu überlassen, mir selber aber nur die Arbeit am Heer und seiner notwendigen Führung in Kriegszeiten vorzubehalten. Ich begriff nämlich, daß das Kriegsungewitter, welches im Westen zur Ruhe gekommen war, jetzt aus dem Osten mit seinem Sturm auf uns zukam. Wenn ich mir jetzt die Sache nachträglich überlege, so muß ich feststellen, daß ich mich damals nicht geirrt habe. Ich konnte mich aber irren und irrte mich tatsächlich in der Beurteilung meiner Landsleute; denn ich wollte glau-

ben, daß ein geschichtlich so großer Augenblick die Wiedergeburt der polnischen Seele bringen würde. Ihr aber bin ich in meiner Arbeit leider nicht begegnet.

Der erste von mir nach Warschau einberufene Sejm war am schlechtesten geraten. Nicht nur, daß in ihm ein völliges Durcheinander und Arbeitsunfähigkeit herrschte; die Verbissenheit des Parteigeistes und das Streben nach Parteiherrschaft über alles und alle war so riesengroß, daß sie alle, aber auch alle Gaunereien, Betrügereien und Verbrechen zugunsten dieser absoluten Übermacht der wilden Parteiwillkür zuließ. Der Sejm sollte nach meinem Willen souverän sein, jeder Parteiübermacht in Polen habe ich mich jedoch entgegengestellt, und diese Aufgabe habe ich bis zum Ende erfüllt. Leider mußte ich das durch Zugeständnisse an eine so kindische und — offen gesagt — schuftige Souveränität erkaufen, wie sie im ersten Sejm herrschte. Als der Krieg mit meinem Sieg endete, habe ich manchmal darüber nachgedacht, ob es — angesichts dieser Herrschaft der souveränen Schuftigkeit — nicht ratsam wäre, der Sache dadurch ein Ende zu bereiten, daß man den Sejm, nötigenfalls sogar mit Gewalt, auflöst und einen neuen Sejm einberuft zu dem einen einzigen Zweck: eine Verfassung für Polen zu schaffen.

Das war für mich so durchführbar und technisch so leicht, daß es nicht einmal großer Anstrengung bedurft hätte. Das heißt also, es wäre mir ein leichtes gewesen, ein Gegenstück zu den „cäsaristisch-revolutionären" Anschauungen der polnischen „Tröpfe" aufzustellen. Wenn ich mir das versagt habe, so tat ich das, wie Sie leicht begreifen werden, nicht aus Feigheit; denn — ich wiederhole das — physisch wäre es sehr leicht gewesen. Ich habe deshalb darauf verzichtet, weil ich mir nicht vorstellen konnte,

daß ich, wie ich nun einmal bin, ständig und unaufhörlich mit — sagen wir es offen — Dieben arbeiten sollte. Da ich das nicht konnte, so ging es nicht. Wenn ich etwas nicht fertig bringe, so bin ich eben nicht dazu imstande. Ich denke immer technisch, und nur darum sagte ich mir, daß es mir nicht gelingt, mich dazu zu zwingen. Ich will nicht beschreiben, was mich das kostete. Ich will nur soviel sagen: ich wurde schwer krank und hatte fast jeden Monat Fieber; inzwischen aber verzögerte dieser verdammte Sejm, dieser Haufe von Gaunern und Lumpen, nicht um Monate, sondern um Jahre die Schaffung der Verfassung, die übrigens nachlässig redigiert wurde. Ich glaubte, nicht mehr lebend das Belvedere zu verlassen.

So rächt sich an Polen, am Leben und der Tätigkeit des Sejm endlos bis heute, daß ich in den Anfängen Polens eine Keimzelle der Souveränität zuließ; das gibt dem Staat nicht die Möglichkeit, normale Wege und Bahnen einzuschlagen. Denn die Souveränität wollen die Abgeordneten nicht als eine Souveränität des Sejm als Einrichtung verstehen, die meines Erachtens allerdings auch unsinnig ist, sondern sie und ihre Parteien sind eifrig bemüht, diese Rechte auf die Parteien und insbesondere auf die Abgeordneten selber auszudehnen; dadurch machen sie aus dem polnischen Leben einen Sumpf, der jede normale Arbeit unmöglich macht.

Ich sagte Ihnen schon, daß „der Fisch vom Kopfe her zu stinken beginnt". Wenn in den Zentraleinrichtungen des Staates der Gestank überwiegt, so überwiegt er auch im ganzen Lande.

Zweifellos sprechen auch die Maiereignisse für mich, bei denen ich mit Gewaltmitteln gegen die damals in Polen herrschenden Zustände auftrat. Ich tat das deshalb, weil

Polen zu jener Zeit am Rande eines unvermeidlichen und für mich völlig sichtbaren Abgrunds stand. Die Sejmherrschaft schuf nämlich zusammen mit einer ganzen Reihe von Mißbräuchen eine Lage, ähnlich der aus der Zeit von Polens Untergang; das heißt, das Land stand jedem offen, der etwa einmarschieren wollte.

Ich weiß jedoch, daß ich auch damals die „cäsaristisch-revolutionären" Vermutungen enttäuscht habe, als ich nach dem Umsturz den Verlauf der weiteren Ereignisse auf die Ebene der reinen Legalität brachte.

Sie werden selbstverständlich verstehen, und alle können es leicht begreifen, daß ich und meine sämtlichen Mitarbeiter einfach nicht zu verlieren vermögen; das bedeutet, es ist unmöglich anzunehmen, daß die Sejmherrschaft oder die Abgeordnetenwillkür mit ihrer „Souveränität" in Polen irgendwie siegen könnte; die Sache, die ich bei den Wahlen vertrete, kann unmöglich einem Mißerfolg ausgesetzt sein. Es gab weit trübere und schwierigere Zeiten, und dennoch wurden sie siegreich überwunden. Wenn ich den Herrn Staatspräsidenten dazu veranlaßt habe, Wahlen anzuordnen — das heißt, das Volk vor eine Frage zu stellen, auf die eine Antwort verlangt wird —, so habe ich das deshalb getan, um endlich einmal das Blatt im Geschichtsbuch umzuwenden, das für uns so traurige Erinnerungen an eine dunkle Vergangenheit voller Gemeinheiten enthält, um für die Zukunft die Arbeit an Polens Entwicklung freier, leichter und glatter zu gestalten.

Die Frage lautet also: will Polen, daß seine Parlamente denjenigen von früher ähnlich seien, durch die Merkmale der Parteisouveränität und der Parteilatrinen gekennzeichnet, deren Mißbräuche immer dreister werden? Oder will es mit alledem brechen, damit von dieser Vergangenheit

keine Spur zurückbleibt? Wenn ich diese Frage gestellt habe, so deshalb, weil ich überzeugt bin, daß die Herren Wähler weit besser sind als ihre Erwählten und daß sie nicht an Gestank und allerhand Parteimist krankhaften Gefallen finden.

## VIII

### 26. November 1930

*Angesichts der neuen Lage erlaube ich mir, an Sie, Herr Marschall, die Frage zu richten, wie Sie das Problem der Verfassungsreform beurteilen.*

Sie stellen diese Frage selbstverständlich im Zusammenhang mit der im neuen Sejm erzielten Mehrheit. Ich kann sagen, daß wir jetzt in ganz Europa eine Ausnahme bilden; das müssen wir ausnutzen, nicht um die alten Fehler zu wiederholen, sondern um den Versuch zu machen, für die staatliche Arbeit eine natürlichere Grundlage zu schaffen. Deswegen bin ich für meine Person sehr neugierig, wie unsere Arbeit gelingen wird, da jetzt die drei Hauptfaktoren im Staat — der Staatspräsident, die Regierung und der Sejm — nicht mehr miteinander streiten, sondern einträchtig zusammenarbeiten werden. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich darauf große Hoffnungen setze. Wenn wir die Fehler der Vergangenheit sorgfältig vermeiden, so können wir in den allernächsten Jahren zur Festigung der Lage in Polen und zu einem großzügigen Ausbau seiner inneren Tätigkeit und Kraft gelangen. Für die wichtigste Arbeit aber, die allen anderen Aufgaben voranstehen muß, halte ich gerade die Verfassungsänderung. Ich würde es sehr wünschen, daß man jeden Versuch vermeidet, diese Arbeit

durch die bei uns leider übliche Methode zu stören, daß man wechselnde Forderungen vorzieht, die jeweils aus Augenblicksbedürfnissen erwachsen und veränderlich wie Novemberwetter sind. Ich möchte Ihnen infolgedessen meine Meinung über die bisherigen Versuche des Parteilosen Blocks auf diesem Gebiet mitteilen.

Als langjährigem Mitglied dieser Fraktion ist es Ihnen bekannt, daß sie bereits im vorigen Sejm mehrmals die Initiative zur Verfassungsänderung zu ergreifen suchte; sie tat das recht heldenmütig, allem Lärm, Geschrei und Unsinn zum Trotz, die der vorige Sejm dagegen in Szene setzte.

Die Fraktion des Parteilosen Blocks hat ihren Vorschlag zur Verfassungsänderung, den sie im vorigen Sejm beantragt hat, als Erbe hinterlassen. Ich muß feststellen, daß sich die Fraktion alle Mühe gegeben hat, mich persönlich an dieser Arbeit zu beteiligen. Ich kann nicht leugnen, daß ich ebenso angestrengt bemüht war, dieser Arbeit aus dem Wege zu gehen, aus dem einfachen Grunde, weil ich mich nicht für befähigt halte, juristische Formeln für irgendwelche Fragen zu finden. Da ich nun ein Mensch bin, der mit Napoleon von sich sagen kann: „J'aime les choses bien faites" — ich liebe gut ausgeführte Dinge —, so wollte ich, aller Bemühungen der Fraktion ungeachtet, nicht persönlich an der Ausarbeitung der großen Anzahl von Paragraphen teilnehmen, aus denen die Verfassung besteht. Eine solche Arbeit langweilt mich sehr, und ich habe nie auch nur den Versuch unternommen, mit einer solchen Tätigkeit zufrieden zu sein.

Leider kann ich nicht sagen, daß es mir gelungen wäre, mich dieser Arbeit gänzlich zu entziehen; denn der Ausschuß, der den Entwurf ausarbeitete, entsandte schließlich

meinen Bruder, der im Sejm Hauptberichterstatter in der Frage des Verfassungsentwurfs war, zu mir, damit er sich wenigstens mit mir darüber verständigte. Nur sehr widerstrebend habe ich mich damit einverstanden erklärt, und ich habe lebhaft jenen Augenblick in Erinnerung, da mein Bruder mit einer von Papieren vollgepfropften Aktenmappe bei mir erschien. Ich denke noch daran, wie entsetzt ich auf die dicken Papierrollen blickte und voller Schrekken daran dachte, was ich Ärmster damit anfangen sollte. Mein Bruder aber setzte in aller Gemütsruhe seine Brille auf und erklärte, er würde mich nicht eher von seiner Gegenwart befreien, als bis ich wenigstens einen großen Teil der Akten mit ihm durchgearbeitet hätte. Ich seufzte wie ein Walfisch bei dem Gedanken, daß ich so lange darüber sitzen und mit so vielen Paragraphen zu tun haben sollte.

Vor allem erklärte ich, mir gefiele der Beschluß der Fraktion, die bisherige Verfassung zur Grundlage zu nehmen, durchaus nicht; ich begriffe wohl den Optimismus der Abgeordneten, die da glaubten, es viel leichter zu haben, eine auch nur teilweise Verfassungsänderung durchzusetzen, da sie es doch mit einer Opposition zu tun hatten, welche sich stets fester zu einer einheitlichen Masse zusammenschloß. Ferner sagte ich von vornherein, die gegenwärtig vorhandene Verfassung wäre — wozu und warum, weiß man nicht — in Kinderwindeln erschienen; denn sie bestände aus lauter Prinzipien und scheinbaren Grundsätzen, während eine Verfassung eigentlich so etwas wie eine Verständigung, einen Vertrag zwischen den drei Haupttriebkräften enthalten sollte, welche die Zentrale des Staates bewegen, eine möglichst genaue Verteilung der staatlichen Funktionen zwischen diesen drei Triebkräften. Denn der Hauptfehler der bisherigen Verfassung liegt darin, daß es

in ihr an einer genauen Abgrenzung der Funktionen zwischen Staatspräsidenten, Regierung, Sejm und Senat völlig fehlt, so daß die ganze Verfassung so aussieht, als wäre sie darauf zugeschnitten, daß sich alle miteinander zanken sollten. Daher erklärte ich auch, daß ich eine für den Staat so notwendige Arbeit nicht stören, sondern nur gewisse Dinge fordern würde, die mir als unerläßlich für die Verfassung erschienen. Auf diese Weise habe ich recht viele dieser Prinzipien und Grundsätze abgebaut, die sozusagen die „Menschenrechte" verkündeten. Diese Rechte und ihre Proklamierung hatten vielleicht in weit zurückliegenden Zeiten ihren Sinn, als man übrigens bei der Verkündung der Menschenrechte eine ganze Menge Leute um einen Kopf kürzer machte.

Die Hauptänderung, die ich in den Verfassungsentwurf hineinbrachte, betrifft den Punkt, auf den ich fast sofort nach der Sejmauflösung hinwies: die Beseitigung der unsinnigen Immunität der Abgeordneten vor Gericht. Ich verlangte, daß in den Verfassungsentwurf ein Paragraph eingefügt werde, der den Abgeordneten auf diesem Gebiet dem gewöhnlichen Staatsbürger gleichstellt; ich behauptete, daß sich der ganze Kampf der sogenannten Opposition mit der Zeit auf diesen Paragraphen richten müßte und daß eine radikale Verbesserung hierin eine ganze Anzahl anderer Paragraphen aufwiegen würde, aus denen sich die Verfassung zusammensetzt. Das forderte ich mit um so größerer Entschiedenheit, als mir die Demoralisierung, die durch das Fehlen eines solchen Paragraphen gefördert wurde, als die schlimmste Schattenseite Polens erschien.

Bei dem Bestreben, die bisherige Verfassung als Grundlage und Basis beizubehalten, vermochte ich leider im Entwurf des Parteilosen Blocks nicht die erwünschte genaue

Abgrenzung der staatlichen Tätigkeit zwischen jenen drei Haupttriebkräften durchzusetzen, welche die Staatsmaschine in Bewegung setzen. Daher möchte ich jetzt ein paar Worte wenigstens den wichtigsten Punkten meiner Wunschliste widmen.

Ich möchte Ihre und Ihrer Leser Aufmerksamkeit auf ein ganz besonderes Gebiet der staatlichen Tätigkeit lenken. Das ist die juristische Übertreibung, die im Begriff der Gesetzgebung liegt. Alle von den Juristen unternommenen diesbezüglichen Versuche grenzen nur ungenügend jene Gebiete, welche ihrem Wesen nach gesetzgeberische Normen erfordern, von jenen Erscheinungen des Alltagslebens ab, die durch Vorschriften und Verordnungen der Regierung geregelt werden sollen, da diese sich leichter dem Leben anpassen können. Aus diesem Grund wird der Wirkungskreis der Gesetzgebung so weit ausgedehnt, daß das Leben in Gefahr gerät, gehemmt zu werden, da nicht alle seine Bedürfnisse rechtzeitig geregelt werden können. Andererseits wird zugleich die Willkürlichkeit und Zufälligkeit der Abgrenzungen zwischen der Gesetzgebung und den Verwaltungsverordnungen in einer Weise aufrechterhalten, die der menschlichen Logik nicht mehr standhalten kann.

Bedenken Sie den ständigen Wechsel des modernen Lebens, der allein schon durch den gewaltigen Fortschritt der Technik mit allen ihren Berührungen des Alltagslebens hervorgerufen wird, so werden Sie unschwer die Notwendigkeit begreifen, die Vorschriften zu vermehren, die mit den unaufhörlichen Veränderungen dieses Alltagslebens zusammenhängen. Bisweilen denke ich mit Entsetzen daran, daß die Menschheit dahin gelangt, den vorschriftsmäßigen Mann, die vorschriftsmäßige Frau und das vorschrifts-

mäßige Kind hervorzubringen — von einer solchen Menge verpflichtender Vorschriften ist das Leben eingeengt.

Wenn wir aber berücksichtigen, daß die meisten technischen Erfindungen sehr kompliziert sind und zugleich im Falle unvorsichtigen Gebrauchs das Menschenleben gefährden, so erkennen wir, wie schwer es ist, solche Angelegenheiten gesetzgeberisch zu behandeln. Nehmen wir die Bakterien, die niemand außer dem Spezialisten gut kennt, die aber gewisse Sicherheitsmaßnahmen erfordern, nehmen wir die Eisenbahn, welche die verschiedenartigsten sehr weitreichenden Vorschriften nötig macht, oder beispielsweise den ständig anwachsenden Automobilverkehr oder die Entwicklung der Elektrizität oder schließlich die Fortschritte der Pädagogik und ihre Erfordernisse in den Schulen — überall finden wir die gleiche Erscheinung: der Bedarf an Vorschriften, welche die Menschen verpflichten, wächst außerordentlich rasch. Die Vorschriften erfordern aber eine sehr weitgehende Elastizität, doch kann sich die Gesetzgebung weder beeilen, noch ist sie imstande, technisch in ausreichendem Maße Schritt zu halten. Da kann man nicht den unvermeidlichen Bestandteil der parlamentarischen Arbeit — die Politik — hineintragen, ohne die Technik selber und den ganzen Wert der Vorschriften zu gefährden. Ich habe so manches Mal in dieser Hinsicht die hartnäckige Logik der Juristen zurückzuhalten gesucht, damit sie nicht das Recht selbst durch die Unlogik der technischen Methoden kompromittierten. Als Beispiel für eine juristische Komödie kann ich Ihnen eine Verordnung des Staatspräsidenten anführen, die auf der Tagesordnung des Ministerrats einen besonderen Punkt notwendig machte: alle Minister mußten ohne Ausnahme einer sehr einfachen Sache ihre Unterschrift geben, doch verstand davon außer den Spezialisten

niemand etwas. Es handelte sich dabei um die Festsetzung der Normen, die für die Ingenieure beim Bau von Eisenbahnstrecken maßgebend sein sollen.

Der Verkehrsminister wollte nämlich den Zeitmangel im Sejm ausnutzen, um verschiedene Vorschriften zu vereinheitlichen, die noch aus der Zeit der drei Teilungsmächte stammten. Es handelte sich um Vermessungen, die in einem polnischen Teilgebiet von der Mitte des Gleises, im zweiten von den Schienen beider Gleise, im dritten Teilgebiet aber von der Grenze des Eisenbahnbesitzes an gerechnet werden mußten. Es ging hierbei zweifellos um eine gewisse Erweiterung oder Einschränkung der Rechte der Eisenbahn; aber die Lösung einer solchen Frage kann nur rein technisch sein. Die Aufrechterhaltung unterschiedlicher Vorschriften über den gleichen Gegenstand muß jedoch Verwirrung bringen. Aus diesem kleinen Beispiel können Sie entnehmen, wie viele Hindernisse und Unsinnigkeiten hervorgerufen werden, wenn eine bestimmte Abgrenzung der staatlichen Zuständigkeiten zwischen den drei erwähnten Haupttriebkräften fehlt. Fraglos könnte man tausende solcher Beispiele anführen, und gerade solche Vorschriften bilden die Hauptarbeit der Regierung und nehmen den Ministern am meisten von ihrer Zeit.

Ich will Sie nicht bei dieser Frage aufhalten und hier Beispiele auf Beispiele häufen. Ich könnte Ihnen die Sorgen aller Minister schildern, die in ihrer Arbeit zumeist durch die Unmöglichkeit aufgehalten werden, auch nur die allerdringendsten technischen Fragen zu ändern, sobald diese Fragen irgendwann und irgendwie durch die Sejmgesetzgebung berührt worden sind, und sei es auch nur ganz nebensächlich. Dabei handelt es sich doch größtenteils gar

nicht um eine Änderung des Ganzen, sondern nur einiger Einzelheiten.

Ich selber habe seit den Maitagen immer wieder die Herren zu überreden gesucht, sich nicht um diese juristischen Formalitäten zu kümmern und darüber zur Tagesordnung hinwegzugehen, indem sie den Ausweg in einer solchen Formulierung suchen, die nirgends und bei niemand Anstoß erregt. Ich behauptete dabei immer, daß die Inanspruchnahme nicht nur des Sejm, sondern auch des Ministerrats mit solchen Punkten der Tagesordnung ungerechtfertigt und unnötig sei; denn auch der Ministerrat bestände nicht aus Leuten, die zu jeder technischen Frage das Wort ergreifen und darüber maßgebend urteilen könnten. Leider stand stets ein Jurist im Wege, der sich dann die Haare ausraufte, auch wenn er kahlköpfig war. Selbstverständlich ist für juristische Ausflüchte immer der Weg offen; aber trotzdem stammt unsere ganze staatliche Not aus keiner anderen Ursache als eben daraus, daß uns eine genaue Abgrenzung der staatlichen Funktionen zwischen den drei wichtigsten Faktoren der zentralen Führung fehlt: dem Präsidenten, der Regierung und dem Sejm.

Glauben Sie mir: wenn ich in unserem vorangegangenen Gespräch so häufig die Meinung wiederhole, die früheren Abgeordneten strebten nicht nur danach, Oberpräsidenten, sondern auch Oberchauffeure, Oberingenieure und Oberkondukteure zu sein, so hatte ich stets diese Not des Staates im Sinne. Ich erinnere mich noch gut daran, wie der frühere Ministerpräsident Świtalski während der Aussprache über das Vertrauensvotum für ihn darüber lachte, daß er voller Erstaunen diese Verhandlungen mitanhören mußte, von denen neun Zehntel gar nichts mit seiner Leistung zu tun hatten. Es scheint mir daher nötig und unerläßlich,

daß der Sejm daran geht, selber sein Tätigkeitsfeld zu begrenzen, und zwar in weitgehendem Maße, hinsichtlich des Inhalts und des Umfangs seiner Arbeit. Es ist notwendig, daß der Sejm davon befreit wird, sich mit allem und jedem zu befassen, und daß er gerade der Regierung in einer ganzen Menge verpflichtender Vorschriften freie Hand läßt; diese umfassen leider das tägliche Leben der Menschen so sehr, daß dieser wachsende „Technizismus" des Lebens dazu zwingt, aus den Menschen vorschriftsmäßige Männer, vorschriftsmäßige Frauen und vorschriftsmäßige Kinder zu machen.

Ich will mich bei dieser Frage nicht zu lange aufhalten; sie fesselt mich so stark, weil sie nicht nur eine polnische, sondern eine Weltfrage ist und vielleicht eine der Hauptkrankheiten des Parlamentarismus bildet. Ich bezweifle, ob ohne eine Heilung dieser Krankheit die parlamentarischen Grundsätze sich in der Welt aufrechterhalten lassen. Denn alles spricht gegen eine Sejmherrschaft auf diesem Gebiet, da das eigentliche Arbeitsfeld des Parlaments der vielleicht am wenigsten definierte und am schwersten definierbare Bereich der Politik sein muß. Deshalb werden sich der Sejm und die Juristen noch viel den Kopf darüber zerbrechen müssen, um einerseits die Trennungslinie so scharf wie möglich zu ziehen, welche die Pflichten und Rechte der Regierung abgrenzt, damit eine Einflußnahme der Politik auf die Technik vermieden wird; andererseits aber muß man diese Trennungslinie so abstekken, daß nicht Zank, sondern Zusammenarbeit dadurch in unser Leben gebracht wird.

Ich behalte mir ein weiteres wichtiges Gebiet, nämlich die Tätigkeit des einzigen Souveräns in Polen, des Staatspräsidenten, zu einer Besprechung bei einem anderen Mal vor.

# Die Stellung des Staatspräsidenten in der neuen Verfassung

13. Dezember 1930

*Am 4. Dezember 1930 trat die Regierung Piłsudski zurück, nachdem ihre politische Aufgabe mit der Gewinnung einer Mehrheit im Sejm durch die Novemberwahlen erfüllt war. Auch im neuen Kabinett blieb der Marschall als Kriegsminister. Das nach dem Regierungswechsel dem Direktor der Polnischen Telegraphen-Agentur, Thaddäus Święcicki erteilte Interview war die letzte derartige Äußerung Piłsudskis für die Presse. Die darin entwickelten Gedanken über die Machtbefugnisse des Präsidenten fanden in der neuen polnischen Verfassung vom März 1935 ihre Verwirklichung.*

*

*Ich komme zu Ihnen, Herr Marschall, nicht mehr als dem Ministerpräsidenten, sondern als dem Kriegsminister. Sind Sie, Herr Marschall, mit dieser Änderung zufrieden?*

Ich wundere mich, daß Sie so eigenartige Fragen stellen. Ich hatte doch das Amt des Ministerpräsidenten für eine bestimmte Zeit übernommen und habe deshalb die ganze Zeit über durchaus logisch gehandelt. Sie aber verfahren durchaus nicht logisch, wenn Sie mich nach ganz anderen Dingen fragen anstatt nach der Sache, wegen derer Sie hergekommen sind.

*Verzeihen Sie, Herr Marschall; aber ich hielt es für erlaubt, nach einer Angelegenheit zu fragen, über die Sie, Herr Marschall, anderer Meinung sind als der überwiegende Teil der Leute.*

Kann sein, mein Lieber; aber Sie sollten mich so gut kennen, daß ich gewöhnlich anders denke, als die Leute zumeist meinen. Und deshalb komme ich auf die Sache zurück. Ich habe darüber nachgedacht, ob ich einfach meine früheren, Herrn Miedziński gegebenen Erklärungen fortsetzen soll oder es irgendwie anders anfangen. Wenn Sie gestatten, werde ich den einmal eingeschlagenen Weg beibehalten.

Ich sprach zu Herrn Miedziński von den drei Triebkräften, die in der Hauptzentrale eines jeden Staates vorhanden sind. Die erste ist der Staatspräsident, die zweite die Regierung, die dritte aber die gewählten Körperschaften, die ebenfalls einen Teil der Zentrale bilden. Ich habe Ihrem Vorgänger versprochen, meine Meinung über die Rolle mitzuteilen, die dem Staatspräsidenten in der Verfassung zugewiesen werden muß. Ich habe über diese Frage unter den polnischen Verhältnissen so lange nachgedacht, alle anerkannten großen und kleinen Theorien so lange abgelehnt und so lange nach einem Ausweg aus dieser mit allerhand altem Plunder vollgepfropften Kammer gesucht, daß ich es für richtig halte, meine Gedanken und meine Erfahrungen auf diesem Gebiet mitzuteilen.

In unserer bisherigen Verfassung war gerade dieser Teil allzusehr „ad hominem" gemacht, das heißt im Hinblick auf den vermutlichen Kandidaten, der fraglos die Mehrheit erlangen würde, also auf meine Person. Das hat sich auf die ganze Verfassung ausgewirkt, indem aus dem Präsidenten eine lächerliche Erscheinung gemacht wurde, die ohne diese persönliche Voraussetzung nicht zu erklären wäre. Unsere Verfassung ist so formuliert, daß alle drei Haupttriebkräfte des Staates nicht im Einklang miteinander wirken können, sondern stets gegeneinander im Streit

liegen müssen. Anstatt möglichst genau zu bestimmen, was der Präsident, was die Regierung und was der Sejm zu tun hat, blieb alles — in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes: a l l e s — sowohl dem Präsidenten wie der Regierung als auch dem Sejm überlassen. Diese Unklarheit tritt so deutlich hervor, daß der Mangel an Arbeitsteilung den Präsidenten in eine lächerliche Lage bringt, dem Regierungschef unfruchtbare Sorgen bereitet und für den Sejm eine ewige Schweinerei schafft.

Wenn es also um eine Verbesserung der Verfassung geht, so muß man dort angreifen, wo der Schlüssel für die Arbeitsteilung gefunden werden kann, damit man damit aufhört, ständig einander auf die Füße zu treten, damit jede der erwähnten Triebkräfte ungehindert auf dem ihr zugeteilten Gebiet wirken kann. Selbstverständlich ist die Genauigkeit juristischer Begriffsbestimmungen auf politischem Gebiet ein unerreichbares Ideal. Je näher man aber der absoluten Genauigkeit kommt, desto besser ist es nicht nur für alle Beteiligten (ausgenommen natürlich all die Schweine und Gauner, die im Trüben fischen wollen), sondern auch für die Sache selbst, an der man arbeitet.

Eine der einfachsten Lösungen — der scheinbar einfachsten — wäre es, die Regierung dem Staatspräsidenten zu überlassen und die Regierungstätigkeit seinen Schultern aufzubürden, so daß er eigentlich die Rolle des Kabinettschefs übernimmt. Ich will nicht behaupten, daß ihn die gegenwärtige Verfassung allzusehr daran hindert; sie schuf nur den lächerlichen und törichten Zwang, nicht unmittelbar selber, sondern durch einen anderen zu regieren. Dabei ist dieser „andere" auch ein Einzelmensch, so daß diese beiden Männer — der Staatspräsident als der höchste Vertreter des Staates und der Regierungschef — zu dem Zweck

geschaffen wurden, wie die Billardkugeln ständig gegeneinander zu stoßen und stets nach verschiedenen Ecken abzuprallen. Ich glaube nicht, daß sogar zwei leibliche Brüder, geschweige denn ein liebendes Ehepaar es lange in dieser sonderbaren und komischen Rolle aushalten könnten. So etwas geschieht wohl lediglich um eines „tertius gaudens" willen, der — wie es bislang der Fall war — ebenfalls darauf Anspruch erhob, zur Regierung zu gehören und zu regieren.

Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, daß von einem unmittelbaren Regieren schon deshalb keine Rede sein kann, weil das bei der Kompliziertheit des Lebens in unserer Zeit niemandem möglich ist; denn das Regieren geschieht nicht allein mittels der Beamtenhierarchie, sondern es gestattet sogar auf einem bestimmten Raum keine Unmittelbarkeit. Die Zeiten sind längst vorüber, da man sich unter einen Ahorn setzte, für die einen dann einen Teppich ausbreitete, den anderen aber die kahle Erde überließ und nun Recht sprach und Regierungsgeschäfte erledigte; es fällt schwer, sich heute nach der Wiederkehr dieser guten alten Zeiten zu sehnen. Wenn man es aber mit dreißig Millionen Menschen zu tun hat, so würde diese schöne Art, unmittelbar zu regieren, für den Menschen ein Leben von anderthalb Jahrhunderten erfordern. Und wer weiß, ob selbst ein so langer Zeitraum einem solchen „unmittelbaren" Herrn genügen würde. Das scheint jedenfalls recht zweifelhaft.

Die einfachste Lösung nenne ich es deshalb, weil dieser Meinung diejenigen Leute sind, die nicht denken wollen oder können. Obwohl eine solche Lösung durch das Fehlen verwickelter Konstruktionen zunächst bestechen mag, so entspricht dieses Fehlen doch nicht der vorhandenen

Kompliziertheit des Lebens und der Lebensbedingungen; das beides geht so weit auseinander, daß diese Lösung keineswegs die einfachste Möglichkeit wäre.

Ich will also versuchen, ganz anders an dieses Problem heranzugehen, und zwar möchte ich den Weg ebenfalls unkomplizierter Zahlen einschlagen.

Unter den drei Triebkräften der staatlichen Zentrale haben wir eine — nämlich den Präsidenten —, die nur ein einziger Mensch verkörpert; dann haben wir eine zweite — die Regierung —, bei der es sich bereits um vierzehn Personen handelt; die dritte — Sejm und Senat — weist bereits eine Zahl bis zu sechshundert auf. Wenn wir über diese Zahlen nachdenken, so gelangen wir leicht zu dem Schluß, daß jede Arbeit, mag sie dieser oder jener Art sein, anders aussehen muß, wenn sie vom Präsidenten, als wenn sie von der Regierung geleistet wird, und wieder anders, wenn Sejm und Senat sie ausführt. Wird doch ein gewöhnlicher Spaziergang, wenn er von einem Menschen unternommen wird, auf eine andere Art und Weise gemacht, als wenn vierzehn Leute spazierengehen, und noch ganz anders, wenn mehrere hundert Menschen dasselbe tun. Denn für einen solchen Massenspaziergang würde oftmals auf der Straße der Raum fehlen; man müßte die Straßenbahnen, den Autoverkehr anhalten, wenn die Autos nicht in die Menge hineinfahren sollen. Ich übergehe alle diese materiellen Arbeitsbedingungen, die in meinem Beispiel vielleicht allzu einfach erscheinen können, wenn aus ihnen auch weit mehr Folgerungen zu ziehen wären, als die Menschen sehen wollen. In der Welt der seelischen Tatsachen ist aber das System eines Einzelnen anders als das eines Dutzends und unterscheidet sich wie Himmel und Erde von dem System, wie es ein paar hundert Menschen befolgen.

Dann ist es auch unmöglich, einen einzigen Menschen so sehr mit technischer Arbeit zu überbürden, daß er sie nicht ertragen kann, und wäre er selbst ein Riese, daß er nicht imstande ist, diese Arbeit zu leisten, und lebte er selbst Jahrhunderte. Wenn also zur Methode der individuellen Arbeit auch das individuelle Ausruhen und gerade ein derartiger Spaziergang gehört, so müßte auch dessen Ausmaß vergrößert und die Lebensdauer entsprechend verlängert werden.

Daher sollte man der Regierung, die sich auf ihr Dutzend Sondergebiete verteilen kann, alles das überlassen, was dem Wesen nach Regierungstätigkeit ist, und auch alles das, was mit der Technik der Regierungsarbeit zusammenhängt; keineswegs aber dürfte man den Präsidenten, den höchsten aller Staatsbürger, mit technischen Regierungsdingen belasten, sondern müßte ihm völlige Freiheit auf einem anderen Gebiet der Staatsführung lassen.

Aus dem Gesagten scheint mir erkennbar, daß die sogenannten einfachsten Mittel leider sehr oft gar nicht einfach sind und der Kompliziertheit des Lebens widersprechen. Wer in der Richtung der scheinbar einfachsten Entscheidungen gehen will, scheint mir wie die Rebhühner, die — um nicht nachzudenken — den Kopf in den Schnee stecken und den übrigen Körper allen Schicksalsschlägen preisgeben. Die Maschinerie der zentralen Arbeit ist nämlich eine ständige Vermengung zweier sehr schwer definierbarer und chemisch analysierbarer Stoffe. Der eine davon ist die Politik, der andere aber die Technik des praktischen Lebens und der Arbeit. Deswegen fällt es bei uns so schwer, jede Arbeit zu regeln; es ist so, wie wenn man in eine Retorte einen Stoff beimengen sollte, um das stürmische Bro-

deln zu beruhigen, das sie zu sprengen droht oder aber umgekehrt, um den chemischen Prozeß zu befördern.

Leider muß man bei uns allzuhäufig die Stürme im Wasserglase berücksichtigen.

Zweifellos aber muß eine Maschinerie, die stets mit einem derartigen undefinierbaren Stoff geschmiert wird, ins Stokken geraten und oft ihre Arbeit mit Knirschen und heiserem Keuchen verrichten wie ein hustender Asthmatiker. Dagegen sollte meines Erachtens die Rolle des Präsidenten auf nichts anderes beschränkt werden als auf die Pflicht, die gesamte zentrale Staatsmaschinerie zu regulieren. Das stimmt völlig mit der Wichtigkeit der Rolle des Präsidenten überein, für die wir im Staat nicht ihresgleichen finden und für die auch jede Verfassung Ausnahmerechte aufstellt; denn diese Rolle betrifft nur einen Menschen, und es handelt sich bei ihr um Stoffe, die nicht nur undefinierbar sind, sondern auch überdies absichtlich gefälscht werden. Mir scheint diese Regulierungsarbeit sehr notwendig; denn fehlt sie, so ist das nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt empfindlich spürbar. Sie muß aber nicht den Parteien anvertraut werden, sondern einem Manne, der von ihnen unabhängig ist. Auch das kann nur für einen Mann bewerkstelligt werden, nicht für Hunderte oder Tausende.

Wie ich über dieses Problem oft nachgedacht habe, bin ich zu dem Ergebnis gelangt: die Haupttätigkeit des Präsidenten muß in der Regulierung der höchsten Staatsarbeit liegen, damit sie nicht allzu große Mißklänge hervorruft und damit die Hindernisse, auf die sie stößt, keine allzu einseitige Lösung finden. Mit anderen Worten, die Arbeit des Präsidenten muß als die höchste danach streben, allen bestehenden Reibungen und sogar Kämpfen zum Trotz, Gleichgewicht und Harmonie herzustellen. Aber gerade

wenn diese Rolle dem Präsidenten zufällt, so kann er nicht der unmittelbaren Gewalt über alle Parteien entraten, welche jene Reibungen, Disharmonien und Mißtöne verursachen. Folglich kann die Verfassung dem Präsidenten nicht unmittelbare Rechte gegenüber jedem Minister wie auch gegenüber Sejm und Senat verweigern. Man wird mir fraglos entgegenhalten, daß der Präsident diese Gewalt schon besitzt; denn ohne Zweifel muß ein Konflikt zwischen der Meinung des Ministers und derjenigen des Präsidenten mit dem Rücktritt des Ministers enden. Das ist aber nur herkömmlicher Brauch und keine in der Verfassung festgelegte Möglichkeit, daß der Präsident jeden Minister entlassen kann. Es müßte aber zu seiner unmittelbaren Befugnis gehören und nicht mittelbar von der Verwendung eines Dritten abhängig sein. Dasselbe gilt auch von der Arbeit des Sejms und des Senats, und zwar nicht nur im Falle der Parlamentsauflösung; denn diese zählt nicht zur Regulierung der Arbeit und gehört nicht zur täglichen Obsorge, daß die Maschinerie nicht allzusehr knarrt. Hätte der Präsident die Möglichkeit, seine Entschlüsse in der Arbeitsordnung des Sejm selbst in der Form von Befehlen zu erledigen, so ließen sich wer weiß wie viele Dummheiten und Unsinnigkeiten vermeiden, die nur durch Leidenschaften hervorgerufen sind. Ich möchte hinzufügen, daß es beschämend wäre, wenn diese Verfassung so weit gehen wollte, für den Fall eines Entschlusses des Präsidenten gegenüber den einzelnen Ministern oder auch gegenüber Sejm und Senat irgendeine Gegenzeichnung zu fordern. Es scheint mir nämlich unmöglich, irgendeine besondere Theorie aufzustellen, welche die Gegenzeichnung in denjenigen Fällen rechtfertigen könnte, bei denen es sich einzig und allein um die

persönliche Entscheidung in den höchsten Staatsangelegenheiten handelt.

Wir wählen ja nicht dazu den Präsidenten, den einzigen Mann im ganzen Staate, dem wir die schwerste Pflicht aufbürden, die Gesamtheit des Staates zu repräsentieren und nicht seine einzelnen Teile, Gruppen und Verbände, damit wir ihn dann so abscheulich und schändlich behandeln dürfen, wie es bei uns zur niederträchtigen und nichtswürdigen Gewohnheit geworden ist. Nicht dazu stellen wir ihn außerhalb des Alltagslebens und der damit verbundenen Geringfügigkeiten, in die wir doch so gern unsere Nase und auch andere Körperteile stecken, nicht dazu heben wir ihn aus alledem heraus, was den Schmutz des Lebens ausmacht, während doch unsere Hände gierig im Schmutz wühlen, damit wir ihm gleichzeitig die Vorrechte zur Erfüllung seiner Rolle als des ersten Bürgers der Republik verweigern, von denen sogar die Elstern gern von den Bäumen plappern. Um die Maschinerie zu regulieren, die unter Reibungen arbeitet, um all das zu beheben, was man Krise im Staat nennt, muß man also die individuellen Kräfte eines einzigen Mannes einsetzen; doch dann hüte man sich, ihn bei dieser großen Arbeit zu stören. Sooft ich gerade über diese Lösung einer der allerwichtigsten Verfassungsfragen im modernen Staate nachsann sooft verfolgte mein unbewußt analytisch-kritisches Denken den Weg, den gerade eine solche Einzelpersönlichkeit einzuschlagen sucht; bleibt sie doch in den für viele Millionen Menschen kritischsten Augenblicken hilflos sich selbst überlassen, angesichts der größten und schwersten Zweifel und bisweilen so ratlos, daß der Mensch das eigene Dasein verfluchen möchte. Ich gehöre zu den starken Menschen, die mit einer — wenn ich so sagen darf — ausnahmsweisen Charakterstärke und Ent-

schlußkraft begabt sind; ich habe nicht nur das Amt des Staatschefs, sondern auch dasjenige des Oberbefehlshabers im Kriege ausgefüllt, das meines Erachtens einen viel größeren Druck auf die Seele ausübt als die im Vergleich zum Kriege alltäglichen Reibungen des politischen Lebens. Und trotz dieser außergewöhnlichen Kraft habe ich dennoch so starke, mächtige und so höllisch quälende innere Kämpfe durchlebt, daß ich zweifle, ob sich damit eine andere Qual vergleichen läßt. Ich weiß sehr wohl, wie der Mensch in einer solchen Lage nach einer Stütze sucht, um — sei es auch nur für einen Augenblick — aufatmen zu können und nicht ewig allein zu sein.

Darum sagte ich mir auch ganz ruhig, daß man bei diesen ganz großen Entscheidungen, die mit den unvermeidlichen Krisen im Staat zusammenhängen, nicht die eine oder andere Methode vorschreiben oder ausschalten darf, die der Präsident anwendet, um sich Klarheit über die Lage oder Gewißheit über die Wahl der Mittel zu verschaffen. Denn wenn man einmal jemand die Entscheidung überlassen hat, so ist es gleichgültig, auf welchem Wege er dazu gelangt. Manchmal habe ich lachen müssen, da ich die heillose Meinung meiner Landsleute kenne, die so wenig Entschlußkraft besitzen, daß sie irgendwelche törichten Vorschriften für das Ringen der menschlichen Seele ausfindig machen wollen, welche nach einer Entscheidung sucht. Ich beispielsweise rannte in meinen paar Stuben wie ein Toller auf und nieder, stampfte wie ein wilder Esel mit den Füßen und warf mich fast mit Fäusten jedem entgegen, der mich in einem solchen Augenblick störte. Und da soll mir irgend jemand Vorschriften machen, daß ich mit dem oder jenem Kerl beraten soll! Jemand anders würde in so einem Fall vielleicht in ein Kino gehen wollen. Was geht denn

das einem anderen an? Es gibt eine ganze Menge solch persönlicher Besonderheiten, wenn die Seele nach gedanklicher Ruhe und Klarheit sucht.

Wie immer wir auch die Entschlüsse solcher Menschen und die Mittel, durch die sie zustande kamen, beurteilen mögen — eines scheint mir unumstößlich festzustehen: bei allen staatlichen Krisen müßte die Entscheidung in die Hände nur eines Mannes gelegt werden, der verpflichtet ist, seine Entscheidung anderen zur Durchführung zu überlassen. Darin liegt die hohe Tätigkeit, das Staatsganze zu regulieren, die dem Präsidenten überlassen werden muß; dabei muß gewährleistet sein, daß er sie ohne besondere Störungen ausführen kann, wie sie von menschlichen Leidenschaften und menschlichem Neid hervorgerufen werden. In welche Paragraphen man diese meine Forderung kleidet, ist mir recht gleichgültig. Ich beschäftige mich damit nicht einmal in meinem Denken; aber ich fühle, daß ich vor meinem eigenen Gewissen sehr schlecht handeln würde, wenn ich diese Frage nicht zur Sprache brächte, mich nicht um ihre Verteidigung bemühte und sie nicht öffentlich zur Erörterung stellte.

Zum Abschluß will ich hinzufügen, daß ich diesen ganzen Fragenkreis stets mit einer Präsidentenwahl verbinde, die anders als durch Sejm und Senat erfolgen müßte, um den Präsidenten nach Recht und Brauch von diesen Körperschaften möglichst unabhängig zu machen; er müßte anders erwählt werden: durch das ganze Land. Dazu darf ich die überaus komische Feststellung ausdrücken, daß die Einwände dagegen, ein solcher Weg würde Demagogie bedeuten, gerade von den dümmsten und törichtsten Demagogen erhoben werden.

# Zur Aussprache

ą = nasales o, wie das franz. on.
c = wie das deutsche Z.
ć oder ci = innige Verschmelzung von tss mit j.
ch = wie in ach.
cz = wie das deutsche tsch.
dz = enge Verbindung von d und s.
dź oder dzi = innige Verschmelzung von ds und j.
dż = wie dsch.
e = offenes, kurzes e oder kurzes ä.
ę = nasales ä, wie das franz. in.
ki = k mit j innig verschmolzen.
ł = wie uo.
mi = innige Verschmelzung von m mit j.
ń = innige Verschmelzung von n mit j, wie im Spanischen ñ.
o = offenes, kurzes o.
ó = kurzes, geschlossenes u.
pi = p mit j innig verschmolzen.
s = das stimmlose ss wie in Ross.
ś oder si = wie ssi.
sz = wie das deutsche sch.
wi = w mit j innig verschmolzen.
y = wie ein kurzes ü, aber näher einem i.
z = das stimmhafte s in Rose.
ż und rz = wie in Logis, Journal.
ź oder zi = wie sj.

# Register


*A*

*Albin, Stanisław 16*
*Aldona 86*
*Anusz, Antoni 131, 144*

*B*

*Baćmaga 311*
*Baranowicze 46, 47, 48*
*Bartel, Professor, Ministerpräsident 191, 207, 271, 275, 276*
*Bartnowski 11*
*Batory, Stefan, poln. König 265*
*Belina, Prażmowski, jetzt Oberst a. D. 47*
*Belvedere Palais 111, 141, 188, 193, 209, 217, 264, 265, 343*
*Benjaminów 242*
*Berbecki, General 19, 24, 25, 26*
*Bernhardt, Bronisław 15*
*Beseler v., Generalgouverneur 105, 106*
*Bielohlawek, Arthur 16*
*Bolschewisten 58*
*Bończa-Uzdowski 19*
*Bristol, Hotel 130*
*Brownsford, Kasimir 110*
*Brzeza, Major 26*
*Brzozowski, Major 47*
*Brzozowski, Sigismund 15*
*Burchardt-Bukacki, General 11*

C

*Car, Stanisław 74, 324*
*Czechowicz, Gabriel, Finanzminister 267, 270, 271, 272, 275, 276, 277, 278, 280*
*Czenstochau 335*
*Czeremoszno 23*

D

*Dąbski 311*
*Dańko, Georg 14*
*Daszyński, Ignacy, Führer der Sozialdemokratischen Partei 302, 303, 304*
*Dęblin (früher Iwangorod) 106*
*Deutschland 28, 29, 38, 39, 97, 98, 102, 153, 155, 200*
*Dorobczyński 14, 15*
*Dubniaki 26*
*Dünaburg 263*

E

*England 153*
*Europa 109, 153, 345*

F

*Fleszar, Major 25, 26*
*Frankreich 28, 29, 80, 81, 153, 157*
*Franz Josef, Kaiser von Österreich 158, 160, 165*
*Friedrich der Große 248*

G

*Galizien 165*
*Gorlice 101*
*Grabski, Władysław, Ministerpräsident 176*
*Grażyna 86*
*Grodno 156*
*Grossek, Major 329*
*Großpolen 157*
*Grudziński, Franz 17*

H

*Hindenburg, Feldmarschall 167*

J

*Jabłonka 21*
*Jagiełło, Władysław, polnischer König 84*
*Jagiellonen 84, 85, 265*
*Jagiellonische Universität 69, 80*
*Jagoszewski, Marjan 16*
*Jaroszewicz, Regierungskommissär der Stadt Warschau 312*
*Jastków bei Lublin 149*

K

*Kalisz 168, 232*
*Kamenez Podolsk 61*
*Kamieniec 13*
*Karpathen 30, 166*
*Katharina II., Kaiserin v. Rußland 248*
*Keller, Graf, russischer General 166*
*Kielce 30, 167, 212, 213, 215*
*Kiejstut 84*
*Kierbedź-Brücke 188*
*Kiew 4, 58*
*Koc, Oberst 302*
*Kołakowski, Redakteur 131*
*Kołki 19, 22*
*Kołodziejski 14*
*Konary 12*
*Kościuszko, Taddeus 139, 214, 223, 262, 264*
*Kostiuchnówka 23, 24, 25, 258*
*Kowno 86*
*Kozinek 16*
*Koziniec 14, 15*
*Krakau 26, 51, 53, 54, 69, 70, 71, 84, 85, 88, 91, 94, 96, 156, 169, 215, 221, 222, 223, 233, 265, 311*
*Krzemiński, General 74*
*Książ Mały 213*
*Kucharski, Finanzminister 270*
*Kukiel, Hauptmann 24, 25*
*Kukla 21*
*Kurjer Poranny 186*
*Kwiatkowski, Sejmabgeordneter 311*

L

*Lachor, Jan 16*
*Laski 163*
*Legionen, Polnische 32*
*Lemberg 162, 260, 261*
*Lewonicha, Volkstanz 313*
*Lida 46, 48*
*Lieberman, Sejmabgeordneter 277, 278, 280*
*Limanowa 166*
*Limanowski, Boleslaw 131*
*Litauen 86*
*Lloyd George 324*
*Lublin 30, 85, 149, 156*
*Luther, Martin 277*
*Łomża 156*
*Łowczówek 10*
*Łukiski-Platz 86*

M

*Magdeburg 4, 132, 163, 170, 176, 178, 197, 208, 241, 243, 244, 264, 265, 341*
*Malczewski, Kriegsminister 193*

*Maria Theresia 248*
*Marienkirche, Krakau 223*
*Marszałkowskastr. 132*
*Matuszewski, Ignacy, Oberst, Finanzminister 331, 332*
*Michałowicz, Professor 131, 135*
*Mickiewicz, Adam 46, 49, 153, 173, 223*
*Miedziński, Bogusław, Oberst 289, 355*
*Moniuszkostr. 132*
*Moraczewski, Ministerpräsident 45, 77, 131, 270*
*Moskau 84*
*Muszyński, Kazimierz 16*
*Myszkowski, Leutnant 25*

*N*

*Napoleon 29, 80, 81, 214, 264, 346*
*Narutowicz, Gabriel, Staatspräsident 5, 187, 198*
*Nikolai Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland 158*
*Nowogródek 46, 47, 48*
*Nowy Korczan 169*

*O*

*Österreich 97, 98, 99, 100, 106, 155, 158, 166, 167, 169, 200, 235, 236, 260*
*Oleandersäle in Krakau 9*
*Olgierd, Fürst v. Litauen 84*
*Opatów 13, 167, 169*
*Ożarów 17*

*P*

*Paderewski, J. I., Ministerpräsident 45*
*Paris 225*
*Parteilose Block für Zusammenarbeit mit der Regierung 283, 289, 302, 303, 337, 338, 339, 346, 348*
*Peter der Große 83*
*Petersburg 83, 200*
*Petljura, ukrainischer General-Ataman 58, 59, 60, 61*
*Piskor, Major 47*
*Płączkowice 16*
*Płock 156*
*Podolien 58*
*Polesie 258, 260*
*Polnische Sozialistische Partei 110*
*Pomerellen 156, 190*
*Poniatowski, Józef, Fürst 147*
*Poniatowski-Brücke in Warschau 188*
*Portugal 153*
*Posen 94, 97, 157, 190*
*Przemyśl 156*

*R*

*Rataj, Sejmmarschall 188, 189, 190, 191*
*Roja, Oberstleutnant 19, 89*
*Rom 83*
*Rossa-Friedhof in Wilno 266, 267*
*Rußland 5, 9, 97, 99, 153, 155, 166, 200, 202, 312*
*Rybak, General 129*
*Rydz-Smigły, Oberbefehlshaber der polnischen Wehrmacht 14, 21, 47*

*S*

*Sandomir 167*
*Sächsischer Platz in Warschau, jetzt Piłsudskiplatz 146, 188*
*Samogitien 86*
*Ścierzyński 11*
*Sibirien 72, 213*
*Siemiginiewski, Arthur 16*
*Sigismundglocke in Krakau 223*
*Składkowski, Sławoj, General, Ministerpräsident 281, 334*
*Sławek, Walery 289, 320*
*Słowacki, Julius 225, 227, 228, 229, 230, 231, 257, 330*
*Śmigły-Rydz s. Rydz-Śmigły*
*Sosnkowski, General 11, 89, 101, 122, 193*
*Stolypin, Arkadius, russischer Ministerpräsident 200*
*Stowygoroż 20*
*Sulejówek 5, 126, 175, 193*
*Sułkowski, Fürst 248*
*Suttner v., Bertha 30*
*Świderski 11*
*Święcicki, Thaddäus 354*
*Świtalski, poln. Ministerpräsident 352*
*Swojków 14*
*Szczypiorna 233, 241, 242*
*Szeptycki, General 47*

*T*

*Tannenberg 32*
*Tokarzewski, Prälat 190*
*Tunguz-Zawiślak 14*

*U*

*Ujazdowski-Hospital 193, 269*
*Ukraine 58, 103, 238*
*Ulina 96*
*Urbanowicz, Michael 16*

*V*

*Vatikan 248*

*W*

*Wallenrod 86*
*Wanda, Tochter des Marschalls 278*
*Warschau 28, 58, 76, 84, 86, 89, 101, 102, 132, 156, 176, 189, 190, 262, 263, 342*
*Wawel 226, 228*
*Weichsel 84, 169, 214, 228*
*Wiejskastraße 119, 306, 339*
*Wielopolski, Markgraf 213*
*Wiener Bahnhof in Warschau 132*
*Wilhelm II., Kaiser von Deutschland 158, 160*
*Wiljafluß 85*
*Wilno 4, 46, 47, 48, 69, 82, 84, 85, 86, 87, 88, 94, 157, 257, 264, 265, 266, 267, 313*
*Winnica 61*
*Wiśniowski, Stanisław 15*
*Witold, Fürst von Litauen 84*
*Witos 183, 311*
*Wojciechowski, Stanisław, Staatspräsident 176, 183, 188, 190, 191, 209*
*Wola Konarska 16*
*Wolhynien 58, 103, 238*
*Woźnicki, Sejmabgeordneter 227, 279, 280*
*Wyrwa-Furgalski, Major 19, 25*
*Wyspiański, Stanisław 31, 32, 53*
*Wyzwolenie, Bauernpartei 110*

*Z*

*Zamorski 160*
*Żarski-Radoński 14*
*Żeromski, Stefan 237*
*Żuliński, Thaddäus 22, 23*
*Żułów 313*
*Zwierzyński, Sław 20*

**Auch Frankreichs Frontkämpfer fordern Verständigung!**

**Fernand de Brinon**

# Frankreich / Deutschland

**1918 — 1934**

Aus dem Französischen übertragen von Albert Koerber.

Mit einem Vorwort von Professor Grimm, Essen (Ruhr).

In Ganzleinen gebunden 3,20 RM.

Frankreich — Deutschland — die beiden Namen und Begriffe, die durch Jahrhunderte die Geschichte Europas bestimmen, deren Verhältnis seit 1918 vor allem die Geschichte der Nachkriegszeit bildet. Unendlich viel ist darüber bereits geschrieben worden, aber noch nichts, das an Klarheit, Sachkenntnis und „praktischem, verstehendem Realismus" — wie Sir Samuel Hoare dieser Tage vor dem Unterhaus sagte — an das neue Buch Fernand de Brinons heranreichen könnte.

Fernand de Brinon, im Kriege Frontsoldat und Informationsoffizier des Großen Hauptquartiers, nachher Schriftsteller und Journalist, ist der breiteren deutschen Öffentlichkeit durch seine Unterredung bekannt geworden, die er im November 1933 mit dem Führer Adolf Hitler hatte. Der Verfasser ist zweifellos durch diese Unterredung auf das stärkste beeindruckt worden. Das spiegelt sich nicht nur aus den Aufsätzen, die er seinerzeit in der französischen Presse veröffentlichte, sondern das kommt auch in dem Ton seines Buches zum Ausdruck, der von hier ab wärmer, persönlicher wird, ohne allerdings an Unvoreingenommenheit zu verlieren. . . . .

Die Kapitel „Ist Hitler ein Träumer?" und „Entwurf für die deutsch-französische Regelung" gehören zu den interessantesten des ganzen Buches. Sie erheben das Buch zum Standardwerk des Verhältnisses Frankreich — Deutschland.

. . . . Alles in allem ein Buch, dessen Gewicht nicht einmal rein politisch ist, das beispielsweise die wirtschaftlichen Zusammenhänge ebensowenig außer acht läßt. Aber ein Buch, das ganz allgemein notwendig ist und das einmal geschrieben werden mußte, von einem französischen Patrioten geschrieben werden mußte, so, wie es geschrieben worden ist und nun vorliegt . . . .

National-Zeitung, Essen. 14. Juli 1935.

Lieferung kann durch jede gute Buchhandlung erfolgen.
Verlangen Sie dort oder beim Verlag den Sonderprospekt.

ESSENER VERLAGSANSTALT G. M. B. H. ESSEN